Nietzsche

Ph. Fr.
881 kf/3

FRIEDRICH NIETZSCHE.

Menschliches, Allzumenschliches.

I. BAND.

VERLAG VON C. G. NAUMANN IN LEIPZIG.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Basel, 31. Mai 1878.

Lieber Freund, am Tage Vol-
taires kam zweierlei zu mir;
rührend und ergreifend war beides:
Ihr Brief und dann eine anonyme
Sendung aus Paris, die Büste Vol-
taires, mit einer Karte, auf der
sich nur die Worte befanden „l'âme
de Voltaire fait ses compliments
à Frédéric Nietzsche."
Rechne ich zu Ihnen die beiden noch
hinzu, welche sich wirklich über mein
Buch erfreut gezeigt haben, Rée
und Burckhardt (der es wiederholt
„das souveräne Buch" genannt hat),
so habe ich einen Muth darüber, wie

die Menschen beschaffen sein müßten, wenn mein Buch eine schnelle Wirkung thun sollte. Aber das *wird* und *kann* es nicht, so bleibt es mir des trefflichen Schweizers rechter Theil. Von Bayreuth aus ist es in eine Art von *Bann* gethan: und zwar scheint die große Excommunikation über seinen Autor zugleich verhängt. Nun versucht man, meine *Freunde* doch noch fest zu halten, während man mich verliert und so höre ich denn von Manchem, was hinter meinem Rücken geschieht und geplant wird. — Wagner hat eine große Gelegenheit, Größe des Charakters zu zeigen, *unbenutzt* gelassen. Mich darf es nicht beirren, weder in meiner Meinung über ihn, noch über mich.

Da, wenn man so viel eindringende Kräfte und auch soviel freie Zeit einem solchen Erzeugniß widmen wollte zu Ihrer Liebe leihen, so kämen wohl etwas dabei heraus: nämlich Neues an Gedanken und Gefühlen und eine kräftigere Stimmung, wie als ob man in reinere gewordene Luft der Höhe gerathen sei. Nun sagt, er habe eigentlich nur einmal durch ein Buch eine gleiche Stimmung geistiger Gemeinschaft erfahren, durch Lebermanns Gespräche; ganze Seiten von Nestorianern seien schon entstanden

Das aber ist das Liebste, was ich erhoffte – die Erregung der Productivität Anderer und die „Vermehrung der Unabhängigkeit in der Welt“ (wie O. [illegible] sagte)

Meine Gesundheit bessert sich, ich bin unermüdlich im Gegenwärtigen und einsamen Für-sich-hin-denken. Ich freue mich des Frühlings und bin ruhig, wie einer, der nicht mehr so leicht aus dem Geleise zu bringen ist. – Könnte ich doch bis ans Ende so weiter leben! –

Viel alles handelt von mir, weil Sie gern etwas von mir hören wollen. Vieles möchte ich verschweigen, den Tod und die letzten gequälten Zeiten Lorens[illegible], die seltsame Entfremdung vieler Bekannter und Freunde. –

Glauben Sie mir gut, in alter Freiheit. – Wie verstehe ich Ihr „unstät und flüchtig", wie ähnlich sind Sie mir darin! – Nun wachsen Sie fort und fort! In dieser Hoffnung bin ich immer

Ihr Freund R. K.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Nietzsche's Werke.

Dritter Band.

Menschliches, Allzumenschliches I.

LEIPZIG
Druck und Verlag von C. G. Naumann.

Menschliches, Allzumenschliches.

Ein Buch für freie Geister.

Von

Friedrich Nietzsche.

Erster Band.

Mit einem Brieffacsimile des Autors und einem Vorwort des Herausgebers.

Zweite Auflage.

LEIPZIG
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1894.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort des Herausgebers zur 2. Auflage.

Denken wir uns in eine der entzückendsten Landschaften des südlichen Europa: auf jene bergige Halbinsel, die den Golf von Neapel nach Capri hin abschliesst und auf ihrer südlichen Küste Amalfi, auf ihrer nördlichen Sorrent und Castellamare trägt, — so haben wir das Stück Erde, Himmel und Meer vor Augen, unter dessen Einwirkung der grösste Theil (etwa zwei Drittel) dieses ersten Bandes von „Menschliches, Allzumenschliches“ entstand.

Sorrent ist die eigentliche Heimat dieses Buches.

Dort, in der Geburtsstadt Tasso's, hatte sich im Herbst 1876 eine Gesellschaft zusammengefunden, deren Hauptmitglieder ich hier nenne:

Fräulein Malvida v. Meysenbug, Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“, Wagnerianerin und Schopenhauerianerin, bekannt durch ihre Beziehung zu mehreren der edelmüthigsten Revolutionisten Europa's, bekannter noch durch ihre frauen-emancipatorischen Bestrebungen, war die Veranlasserin der Zusammenkunft.

Friedrich Nietzsche hatte von der baseler Universität auf ein Jahr Urlaub erhalten, um seine, durch Ueberarbeitung und durch häufige Anfälle von Kopfschmerz angegriffene Gesundheit wieder herstellen zu können. Seine Absicht war, den Winter in Sorrent, den folgenden Sommer in den Schweizer Alpen zuzubringen. Hier, zu Sorrent, wohnte er, mit der Vorgenannten und den beiden Folgenden, in der Villa Rubinacci. An ihn hatten sich angeschlossen:

Dr. Paul Rée und der baseler Studiosus Albert Brenner. Von Dr. Rée waren bis dahin die „Psychologischen Beobachtungen“ (Berlin, Duncker) erschienen; sein zweites Werk „Der Ursprung der moralischen Empfindungen“ wurde in Sorrent druckfertig und gelangte in die Hand des Verlegers zu Neujahr 1877. Nietzsche gedenkt beider Schriften

auf Seite 61 und 63 des gegenwärtigen Buches. – Brenner, ein dichterisch beanlagter Schüler Nietzsche's, war eines angehenden Lungenleidens wegen mit nach Sorrent gekommen. Er starb, 20 Jahre alt, zu Basel im Mai 1878; das einzige von ihm (pseudonym) erschienene Schriftstück ist eine Novelle „Das flammende Herz" (Deutsche Rundschau, Juli 1877).

Richard Wagner sammt Gemahlin und Familie kam im Oktober 1876 zu den Genannten hinzu. Wagner hatte soeben den ersten bayreuther Triumph gefeiert und suchte im Süden Erholung von den Mühen des Sommers.

Als vorübergehende Gäste nenne ich noch den malerisch begabten Baron v. Seydlitz, nebst Gemahlin, aus München (sein Vorname ist mir entfallen). Dieser Herr, damals ein eifriger Wagnerianer, blieb seit diesem sorrentiner Aufenthalt mit Nietzsche in Freundschaft verbunden.

Bis auf Wagner und Familie, die gegen Ende des Jahres 1876 wieder in Bayreuth waren, blieben die erstgenannten Vier bis in den April 1877 beisammen.

Wie weit man von einem etwaigen Einfluss dieses Menschenkreises auf den damaligen Nietzsche, ich meine auf die Entstehung der im vorliegenden Buch vereinigten Gedanken, sprechen dürfe, ist nicht schwer zu sagen. In Betracht kommen hiebei nur Wagner und Rée: — die übrigen Personen zählten fast nur als katakustisches Element mit.

Was zunächst Wagner betrifft, so hatte Nietzsche von ihm Nichts mehr zu empfangen: sah er doch hier erst deutlich, welchem Obskurantismus die Bayreuther zutrieben. Nachdem Wagner ein Vierteljahrhundert lang Schopenhauern angehangen — mit einer Subordination, die nicht gerade das Abzeichen selbständiger Denkergenie's ist —, ging endlich die Aussaat dieses Philosophen in seinem Innern auf: aber siehe da, es war des Unkrautes mehr, als des Weizens. Alles, was an Schopenhauer verborgener Aberglaube und mönchisch-mittelalterliches Residuum gewesen war (Heiligkeit, Erlösung, metaphysisches Bedürfniss, *second sight*, Spiritismus, Wahrträumen u. s. w.), gerade Das war hier in's Kraut geschossen, — während die eigentlichen Stärken und Kühnheiten Schopenhauer's, zumal die atheistischen, auf unfruchtbares Land gefallen waren. Wagner, der angebliche Künstler der Zukunft, ging sogar wieder in die Kirche und erzählte von den

Erbauungen, die er dem Genuss des heiligen Abendmahls verdanke!.. Wieviel die Weltenuhr geschlagen, oder gar: wohinaus die Menschheit noch wolle — das wusste er sich nicht mehr aus dem Geiste seiner jüngern Jahre zu beantworten. Kurz: der zum Parsifal sich rüstende Wagner war auf jenes Kultur-Niveau gesunken, von dem aus es allerdings erst möglich war, eine breite Anhängerschaft auch für die Gedanken-Atmosphäre zu gewinnen, in der Wagner's Kunst schwebte und von der es hiess, sie solle die Denkweise der Zukunft werden! Alle unentschiednen Köpfe, alle halb- und ganzgläubigen Menschen, die sich vorher an so manchem Radikalen der Wagner'schen Natur gestossen hatten, der ganze Tross von Gebildeten, der Nichts zu bedeuten, Nichts zu entscheiden hat, — sie Alle konnten jetzt Wagnern folgen, ohne ihrem Verstand und Gemüth zu Viel zuzumuthen. Freilich: mit dieser Qualification für die Bildungsmassen hatte Wagner in den Augen Eines Mannes ungeheuer verloren, — in den Augen Nietzsche's. Die selbe Enttäuschung, die Nietzsche im August 76 mit dem Publikum der Bayreuther Festspiele erlebt hatte, erlebte er hier, in Sorrent, in noch ganz anderem und stärkerem Maasse eben mit dem Urheber dieser Spiele selbst. Die Wandlung in Wagner's Wesen musste sich zumal in den Jahren seit der Uebersiedelung nach Bayreuth (1872) vollzogen haben, jenen Jahren, in denen Wagner, praktischer Zwecke halber, sich mit der Zeit und den Zeitgenossen zu arrangiren hatte.

Für den zukünftigsten aller Denker — für Nietzsche — war es also mit Wagner's Zukunftsbedeutung vorbei: Wagner hatte sich als untüchtig, unzuverlässig erwiesen, in Dingen, in denen Nietzsche keinen Scherz verstand. Für jeden Anderen wäre das Unglück nicht weiter gross gewesen: für Nietzsche aber war es schwer zu tragen. War er es doch, der um Wagner's Haupt einen ganz neuen Glorienschein geschaffen hatte, in welchem von nun an alle Anhänger ihren Meister (ja dieser sich selbst) leuchten sahen. Das Dokument, von dessen Erscheinen ab die neue welthistorische Schätzung Wagner's datirt, ist die „Geburt der Tragödie". In der zweiten Hälfte dieses Buches hatte Nietzsche einen Parallelismus gewagt zwischen Griechen und Deutschen, zwischen Aeschylus und Wagner! — und diesen Parallelismus musste er jetzt, als völlig verfehlt, widerlegt sehen: nicht mit Worten, nicht durch Feinde, sondern durch den Glorificirten selber, durch Wagner, — den selben Wagner, dem noch kurz zuvor von Nietzsche ein anderes verklärendes Buch, die vierte Un-

zeitgemässe Betrachtung, gewidmet worden war. Nietzsche hatte Wagnern als einen der Kühnsten, Tiefsten, Schwer-zu-erkennenden geliebt und verehrt wie keinen Lebenden sonst. Jetzt litt er unsäglich.*)

Aber diesem Schmerze über die Entartung des Gefeierten sollte Nietzsche fürderhin eine Unsumme psychologischer Erfahrungen verdanken: er sah vor Allem, dass er sich auch über Schopenhauer betrogen hatte, — dessen mystische Velleitäten es ja waren, die in Wagner's Seele so viel Unheil angerichtet hatten! Er sah, dass was er einst als Schopenhauer und Wagner geschildert hatte, ungeheure Idealfiguren waren: Schopenhauer und Wagner waren gleichsam nur der Vorwand gewesen, um das von Nietzsche geschaute Bild des Philosophen überhaupt, und des Künstlers überhaupt, nicht ganz ohne realen Untergrund hinzuzeichnen. Hatte er insofern nicht Wenig dazu beigetragen, das Missverständniss über beide Männer zu vermehren, so empfand er jetzt die Pflicht, vor aller Welt seinen Irrthum einzugestehen: in Betreff Schopenhauer's offen, in Betreff Wagner's nur den Betheiligten verständlich. So sind zum Beispiel Stellen wie der Schluss des Aphorismus 109 sicherlich direkt an Wagner gerichtet. Es war die schonendste Form, den Irrenden zu warnen: denn die Welt wusste noch Nichts von Wagner's Fahnenflucht; Wagner hätte somit recht gut in die frühere Bahn der Tapferkeit einlenken können, ohne den Ruf eines Abtrünnigen fürchten zu müssen. Aber es war zu spät. Als das Buch im Mai 1878 erschien, zeigte sich's, dass Wagnern auch die alte Freimüthigkeit abhanden gekommen war: es hiess damals, er lese das Buch nicht; er habe es einem seiner wohlgezogenen Freunde gegeben, um sich von ihm „das Beste" herausschreiben zu lassen. Im August-Heft der „Bayreuther Blätter" erschien dann, gegen Nietzsche gerichtet, Wagner's Artikel „Publikum und Popularität" (III), — einer der werthvollsten Beiträge zur Psychologie des Meisters. Dass Wagner die Empfindung hatte, in Nietzsche einen mächtigern, einen weit ursprünglichern Geist vor sich zu haben, als er selbst war, geht daraus hervor, dass er hier, als Widersacher Nietzsche's, sich erniedrigte, wissentlich Dinge sagte, die nicht auf Nietzsche passten, und sogar hämisch wurde. Nietzsche legte diesem fehlschiessenden Aufsatz nur eine spasshafte Bedeutung bei. Was er aber bedauerte, war, dass Wagner in den „Bayreuther

*) Vergl. hiezu No. 3 der Vorrede zum II. Bande von „Menschliches, Allzumenschliches".

Blättern“ eine so bequeme Ablagerungsstätte für seine Radotagen und für die Ausbrüche seiner üblen Laune gefunden hatte. Um daher Wagnern, soweit Nietzsche die Ursache und Zielscheibe solcher Auslassungen sein konnte, fernerhin davon abzuhalten sich selbst blosszustellen, schrieb Nietzsche an die Versandtstelle der „Bayreuther Blätter“, er wünsche diese Zeitung nicht mehr zu empfangen. Damit hatte er erreicht, was er im Interesse Wagner's wollte: Wagner schwieg von nun an über ihn . . . Nietzsche aber fand jetzt den Weg zu *seiner* Grösse; er wurde der Philosoph, den er selbst in „Schopenhauer als Erzieher“ beschrieben hatte: — der grösste Befreier des Geistes und der Seele! der „abgründlichste“ Denker, der die biologischen Consequenzen aller in uns wirkenden geistigen und moralischen Mächte bis an ihr jetzt erreichbares Ende gedacht, ihren *Nihilismus* nachgewiesen und dafür der Menschheit zum ersten Mal *Ziele* gezeigt hat, die auf dieser Erde und nicht über den Sternen liegen (ohne dass darum diese Ziele irgend Etwas gemein hätten mit den allenthalben demokratischen, abwärtsführenden Zielen der „Freidenker“ von Heute), — Ziele, denen alle uns aus der Religion, der Moral und dem philosophischen Wahrheitsstreben vererbten Kräfte fortan zuzuwenden sind.

Man hat die Trennung beider Männer den „Abfall Nietzsche's von Wagner“ genannt und diesen „Abfall“ auf eine angebliche Gekränktheit Nietzsche's zurückgeführt. Wer aber Nietzsche in seinem grandiosen Freimuth kannte, weiss, dass die Dinge nicht so liegen. Wagner hatte einst so gut wie Nietzsche gewusst, dass die Menschheit unmöglich in alle Ewigkeit hinaus beim Christenthum verharren könne: dass es mit der Menschenschwächung nachgerade *genug* sei, die diese Religion auf dem Gewissen hat (— genug wenigstens für die Ausschlaggebenden): dass die Menschheit aus dem müden Ableiern ihres Einerlei's heraus und zu neuen Gestaltungen des Lebens schreiten müsse: dass aber neue schöpferische Kulturen nur von Innen, nämlich vom Innern des Menschen her, auf der Grundlage neuer Schätzungen, das heisst neuer Empfindungen, neuer Moralen, zu ermöglichen seien. — Solche und ähnliche Gedanken, wie sie das vorliegende Buch wieder aufregte, mussten dem Zukunftskünstler, der ihnen untreu geworden war, äusserst peinlich sein. Wagner war viel zu fein, um das Schmähliche seines Renegatenthums nicht zu empfinden: Nietzsche's Buch hatte ihn im innersten Gewissen getroffen. Anstatt aber auf die Warnung des jüngeren Freundes zu hören, anstatt ein Ende zu

machen mit der eingerissenen Verweichlichung, beschwichtigte Wagner sein Gewissen durch eigensinnige Täuschungen über den Werth seiner selbst und seines Freundes. So sagte er im Juni 78 zu einem meiner Bekannten: „Ach wissen Sie, Nietzsche liest man doch nur insofern, als er sich zu unsrer Sache hält"!! — Kurz, der Gekränkte war Wagner. Die Kränkung, die Nietzsche durch die Bayreuther Gegenäusserungen etwa erfuhr, ist Nichts im Vergleich zu der, die Wagner empfand. Dieser fühlte sich gerichtet: Nietzsche dagegen fühlte sich nur verhöhnt, von Einem, der abgefallen war, — von sich abgefallen, und damit zugleich von Nietzsche's Art abgefallen!.. Die Trennung war unvermeidlich. Sie wurde von beiden Männern tief beklagt: kulturhistorisch aber war sie ein „Glück"! Denn erst mit dieser Isolation waren die Bedingungen gegeben, unter denen Nietzsche sich zu dem Denker entwickeln sollte, den wir in ihm verehren und dessen Probleme zu den gewaltigsten Fermenten der ferneren Entwickelung des Menschengeschlechts gehören werden.

— Ich bin in der Frage, welchen Einfluss etwa Wagner auf die Gedanken des vorliegenden Buches gehabt haben könne, absichtlich bis zur Darstellung der Trennung beider Männer vorgegangen, — hauptsächlich, um jetzt schon den Conjecturen zu begegnen, die von Leuten wie Rich. Pohl, Ed. Kunkel, Dr. Arthur Seidl darüber angestellt wurden. Pohl ist bekanntlich Derjenige, der für das Erklärungsbedürfniss geringer Menschen die oft colportirte Fabel erfunden hat, Nietzsche habe eine Oper componirt, dieselbe Wagnern gezeigt, Wagner habe sich abfällig über sie geäussert, folglich — sei Nietzsche ein Gegner Wagner's geworden!*) Ich erkläre ausdrücklich und rufe Frau Wagner nebst ihren Kindern zu Zeugen darüber auf, dass Nietzsche weder eine Oper je componirt, noch — diese ungeschriebene Oper Wagnern je gezeigt hat. Die wenigen Compositionen, die Nietzsche mit nach Tribschen brachte, sind vierhändige Klavierstücke; und wenn Wagner in seiner herzlichen Art darüber gescherzt hat, so ist gewiss Niemand eher bereit gewesen mitzulachen, als Nietzsche selbst. Da diese Compositionen noch in die Zeit vor der Veröffentlichung der „Geburt der Tragödie" fallen, so glauben wir Herrn Pohl auf's Wort, wenn er gesteht: „der Causalnexus für Nietzsche's Abfall fehlt mir". Ach, es fehlt ihm so vieles Andere! vor Allem ein Gefühl für Nietzsche's Freiheit der Seele und des Geistes! von der er, trotzdem

*) Musikalisches Wochenblatt 1888, pag. 519.

er Nietzsche einmal besuchte, keinen Eindruck empfangen hat. Doch seien wir gerecht! fordern wir nicht von den Wagnerianern ein Verständniss, dessen Wagner selbst, in einer entscheidenden Stunde, nicht mehr fähig sein wollte. Es bleibt trotz Alledem dabei, dass Nietzsche der beste Anhänger, der bedeutendste Kenner und Verehrer Wagner's gewesen und, selbst mit dem Buch „Der Fall Wagner“, *geblieben* ist (wie ich dies im Vorwort zu den „Unzeitgemässen“ S. V gezeigt habe): nur verehrt eben ein grosser, schöpferischer, sich selbst nicht schonender Mann *anders*, als Byzantiner verehren: er verehrt, weil er durchschaut und *versteht*, — die Andern verehren, weil sie zu kurz gerathen sind und daher *nicht* verstehen; sie würden Wagner ablehnen, wenn sie seine Seele erriethen und deren Schwelgen und Schaudern in „fünfzig Welten fremder Entzückungen“, d. h. wenn sie ahnten, *was* eigentlich durch Wagner, in völkerpsychologischer Hinsicht, zum Ausdruck kommt. — — Die Broschüre Kunkel's, „Richard Wagner und Friedrich Nietzsche“, kenne ich nicht, *mag* sie auch nicht kennen. Nur eine Besprechung derselben von Seiten Dr. Arthur Seidl's las ich im „Musikalischen Wochenblatt“ 1892, S. 388: demgemäss löst Kunkel das Problem, „wie Nietzsche zum Gegner Wagner's wurde“, folgendermaassen: „Nietzsche lernte *Voltaire* näher kennen; diesem verdankte er die erlangte geistige Freiheit, und der „Parsifal“ war dann nur ein Grund mehr für ihn zum Abfall“! — Zum Verständniss dieses kindlich construirten Satzes muss man wissen, dass der Titel der ersten Auflage von „Menschliches“ folgenden Zusatz enthielt:

Dem Andenken Voltaire's
geweiht
zur Gedächtniss-Feier seines Todestages,
des 30. Mai 1778.

Diese Widmung wurde dem Buche erst kurz vor Uebersendung an den Verleger (Mitte Januar 78) beigefügt. Eingehend beschäftigt hat sich Nietzsche mit Voltaire *nie*, weder während der Niederschrift dieses Buches, noch auch vorher: er kannte die wenigen, heut noch lesbaren Sachen von ihm, die alle Welt kennt, — Mehr aber nicht. Dass sich Gelegenheit bot, das Buch als Festgabe zu Voltaire's Todesfeier herausgeben zu können, war ein Zufall hinterher. Im Buche selbst war Voltaire — abgesehen von der flüchtigen, von keiner Eingenommenheit zeugenden Erwähnung in Aph. 240 und von dem Citat in Aph. 438 — nur Einmal ausführlicher behandelt: in Aph. 221

(S. 198), als letzter der *Poètes tragiques.* Die acht Schlusszeilen in Aph. 463 dagegen, welche Voltaire als Antipoden von Rousseau's *Instinct rancunier* vorführen, sind erst, wie vielleicht noch zu erkennen ist, während des Druckes eingeschaltet worden. Ihretwegen sagte mir Nietzsche im Februar 78: „Ist das nicht lustig? Da widme ich dem Andenken Voltaire's ein Freigeister-Buch.. und er selber kommt darin kaum vor! eigentlich nur ein Mal! und dieses eine Mal als Dichter, — nicht als Freigeist!.. Um es nicht gar zu sichtbar werden zu lassen, wie wenig im Grunde ich und mein Buch mit Voltaire zu thun haben, will ich seinen Namen hier in Aph. 463 noch einmal anbringen." — Nun, Herr Kunkel scheint das Verhältniss Voltaire's zu Nietzsche anders zu kennen. Dem gegenüber wird aber die Bemerkung erlaubt sein, wie leblos, wie äusserlich Einer sein muss, um dem schöpferischesten Denker des neunzehnten Jahrhunderts, dem Wieder-Entdecker des Dionysischen, dem ersten Psychologen Plato's und des Sokrates, dem Beseitiger des „Freigeistes" Strauss, dem Diagnostiker der historischen Krankheit, dem Verkünder eines noch nicht dagewesenen Typus des Philosophen und des Künstlers (— denn Alles das war Nietzsche schon vor der Trennung von Wagner) eine nachträgliche Beeinflussung, ja Befreiung durch — Voltaire nachzusagen! durch Voltaire, diesen Theisten, diesen geistreichen Popularisirer fremder Gedanken, den die europäische Kultur substanziell längst aufgesogen hat, dessen Befreiungswerk also, selbst für mittlere Geister, längst beendet ist und der als philosophischer Schriftsteller fast nur noch formell interessirt! Man muss vorsichtig sein, Herr Kunkel! Wer über Nietzsche spricht, verräth leider sich. — Wie kam es aber, dass Nietzsche den Namen Voltaire auf sein Buch schrieb, da doch Nietzsche hundertmal mehr an Voltaire zu befreien gehabt hätte, als dieser an Nietzsche? — Antwort: Der Name Voltaire, an den sich eine der ausgebreitetsten geistigen Bewegungen Europa's knüpft und der, wie gesagt, zur Zeit der Herausgabe dieses Buches, wieder im Vordergrund des öffentlichen Interesses stand, diente Nietzschen nur als Abzeichen. Mit diesem Namen ist man ja geschützt vor der Verwechselung mit Dunkelmännern: er ist das Entsetzen aller Romantiker und Mystiker! — Im Uebrigen vergleiche man hiezu Aph. 211 im II. Bande von „Menschliches, Allzumenschliches".

Kehren wir jetzt nach Sorrent zurück, um zu sehen, welchen Einfluss der eingangs genannte Dr. Paul Rée auf Nietzsche ausgeübt

haben könne. Dies Thema ist, zum grössten Theil auf Grund der Briefe Nietzsche's an Rée, von einer Freundin des letztern, einer Petersburgerin — Frau Lou Andreas-Salomé —, in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung vom 18. Januar 1891 erörtert worden, doch so, dass Rée gewiss selbst ihrer Darstellung nicht beistimmt. Frau Andreas gilt in der Oeffentlichkeit als authentische Nietzsche-Kennerin. Dies ist sehr zu beklagen. Ihre biographischen Angaben wimmeln von Irrthümern, ihre Auffassung der Gedanken des späteren Nietzsche beruht auf einer ungenügenden Verarbeitung derselben, und das Bild, das sie von Nietzsche selbst entwirft, ist eine zwar feine, aber marklose Verzeichnung. Sie redet so sehr und mit jener Coquetterie der Melancholiker von Krankheit, Seufzern, Schmerzen, Wunden und anderen Leiden Nietzsche's, dass der Leser dessen prachtvolle Seite, seine kriegsmännische *gaieté* und *gaillardise,* gar nicht zu Gesicht bekommt, — ich meine jene Eigenschaft, der es zu danken ist, dass Nietzsche kein Pessimist im Stile Leopardi's wurde, die der Untergrund seines Wesens war (—„glücklich bis zum Frevel"), die all sein Denken durchleuchtete und ihm Hoffnungen so erhabener Art eingab, wie sie noch keinem Sterblichen erschienen waren, Hoffnungen, mit deren Aussprechen und Weiterwirken auch deren einstige Erfüllung verbürgt sein wird. Der Verkehr Nietzsche's mit Frau Andreas, damaligem Fräulein Salomé, war von zu kurzer Dauer und stand unter zu sonderbaren Aspekten, als dass sie sich eine zutreffende Vorstellung von Nietzsche, wie er früher und wie er später war, hätte machen können: sie lernte ihn, ohne vorher in seine Schriften eingeweiht zu sein, im Frühjahr 1882 kennen; schon Mitte November 82 sah sie ihn das letzte Mal, um dann, einige Monate darnach, sammt Rée aus Nietzsche's Leben völlig zu verschwinden. Von ihr ist übrigens die Dichtung zu jenem gross empfundenen „Hymnus an das Leben", den Nietzsche, mit einigen Textänderungen, im August 82 in Musik gesetzt hat.

Wer nun als Fernstehender ihren langen Aufsatz in der Vossischen Zeitung liest, muss glauben, die neue Aussicht auf Welt und Mensch, wie sie von Nietzsche im vorliegenden Buch eröffnet wird, sei das Werk Rée's. Frau Andreas (vielleicht mitverführt durch irrige Angaben in einer Buchhändler-Anzeige von Nietzsche's und Rée's früherem Verleger) sagt zum Beispiel: „Als *Menschliches, Allzumenschliches* während eines gemeinsamen Winter-Aufenthaltes in Sorrent entstand, machte Nietzsche zur theoretischen Grundlage desselben ein Buch,

das Rée 1877 (Chemnitz bei Schmeitzner) veröffentlicht hatte(!): *Der Ursprung der moralischen Empfindungen.*“ — Hoffentlich ist diese Entstellung der Thatsachen keine beabsichtigte. Nietzsche’s Hauptniederschriften für „Menschliches, Allzumenschliches“ fallen allerdings in die sorrentiner Zeit, in jenen Herbst 76, in welchem er die Probleme des noch nicht fertigen Rée’schen Buches täglich mit Rée selbst durchbesprach. Aber eine grosse Zahl moralistischer Aphorismen zu „Menschliches“ (176 Nummern) sind mir von Nietzsche bereits in den Monaten Mai, Juni, Juli und September 76 diktirt worden: — ich habe das Heft augenblicklich vor mir liegen. Dieses Heft war eine vorläufige Gedankensammlung zur geplanten 6. Unzeitgemässen Betrachtung, deren Titel *Der Freigeist* lauten sollte (beiläufig: — die fünfte Unzeitgemässe, zu der gleichfalls die Rudimente, auf 20 Folioseiten in der Handschrift des Baron’s Carl von Gersdorff, vorhanden sind, sollte *Wir Philologen* heissen). Dieses, aus dem Sommer 76 stammende Heft heisst „*Die Pflugschar*“ und trägt als Motto jenes merkwürdig humane, am Ende des Aph. 202 der „Morgenröthe“ citirte Wort aus der frühesten deutschen Bauerngeschichte, aus „Meier Helmbrecht“ von Wernher dem Gärtner (Anfang 13. Jahrh.). Herr Dr. Rée wird sich des Heftes gewiss noch entsinnen. Es enthält schon die ganze Psychologie der „gebundenen und der freien Geister“ (Aph. 224—35), die Hauptstellen über die Entstehung des Genie’s, die Analyse des christlichen Erlösungsbedürfnisses (Aph. 132—35), das Meiste, was über die Erleichterung des Lebens und über die Wege zur geistigen Freiheit im gegenwärtigen Buche gesagt wird, und zwar, bis auf unerhebliche Verbesserungen, mit dem Druck wörtlich übereinstimmend. Aus genanntem Heft erhellen zwei Dinge: — erstens, dass die neue philosophische Stimmung Nietzsche’s (die durchaus nicht, wie Frau Andreas meint, auf „den alten Idealismus“, sondern nur auf den Romanticismus verzichtet) mindestens ein halbes Jahr vor der Reise nach Sorrent eintrat; — zweitens, dass Nietzsche auch schon als Verwandelter nach Bayreuth ging und seine neue Stimmung sich durch die dortige Enttäuschung nur verschärfte, nicht aber dort erst hervorgerufen wurde. —

Den Hauptanlass zur Verwandlung gab eben nicht irgend ein Mensch, Buch oder Ereigniss, sondern Nietzsche’s Natur selbst. Auf diese Natur lässt sich die unter willenlosen Menschen ausgedachte Theorie vom *Milieu* nur sehr bedingt anwenden: — bei Nietzsche geschah alles ihn Kennzeichnende trotz Umgebung, trotz Einflüssen,

trotz Wagner, trotz Rée. Sein Grundwille, der „Tyrann in ihm“, unterschied ihn von vornherein von den Mitlebenden: Nietzsche war, selbst innerhalb seiner Familie, ein ungeheurer Atavismus, — der polnische Edelmann, der im Grossvater und Vater durch den Theologen niedergehalten worden war, schlug aus ihm (auch physiognomisch) wieder heraus. Dieser sein Grundwille drängte zu unausgesetztem Wachsthum, zur Höherentwicklung und Machtausbreitung: — die Verhältnisse aber, in die sich Nietzsche aus anerzogener Selbstverkennung begeben hatte (sein Amt, seine Philologie, seine Herold-Stellung zu Schopenhauer und Wagner), waren Hemmungen seines Wachsthums. Auf die Dauer wäre dieser Zustand unhaltbar gewesen. Es musste zur Entscheidung kommen, wer unterliegen solle: ob der Weltenrichter in Nietzsche, oder der Dienende in ihm. Hier übernahm nun die Natur, was Nietzsche damals mit Bewusstsein schwerlich selbst gethan haben würde: sie bereitete den Weg zu seiner Befreiung. Das Mittel hiezu war grausam genug: sie machte Nietzschen krank und immer kränker. Das Gefühl des Ungenügens, des Sich-unnütz-Vergeudens verdüsterte ihn, ergriff allmählich sein ganzes Nervensystem und rief endlich jene häufig auftretenden Kopfschmerzen hervor, derentwegen er den schon erwähnten Urlaub auf ein Jahr nehmen musste und derentwegen er schliesslich zum Aufgeben seiner Professur (Ostern 1879) sich genöthigt sah. — Wenn Nietzsche den Menschen seines Ranges die Befreiung vom Herkömmlichen, die Loslösung aus falschen Stellungen, kurz den eigenen Weg zu gehen lehrt, so thut er dies als Einer, der die tiefsten, um nicht zu sagen die schlimmsten Erfahrungen auf diesem Gebiete hat, — aber auch die erprobtesten Erfahrungen: denn als er seinem hohen Selbst sich ganz hingeben und die Schätze seiner Tiefe in immer reicherer Fülle an's Licht stellen konnte, meinte es die Natur wieder gut mit ihm: er genas im Lauf der Jahre.

Ich wiederhole: nicht Rée, sondern Nietzsche's Erkrankung war die Ursache, die mit ihrer entsinnlichenden Wirkung jene Helle und Ernüchterung herbeiführte, welche das charakteristische Merkmal des Nietzsche'schen Geistes in dieser Epoche ist. Nur wer diese Epoche, mit all ihren übrigen menschlichen Beziehungen, in Nietzsche's Nähe miterlebt hat, kann wissen, wie beschaffen sein Verhältniss zu Rée war. Ohne Zweifel unterhielt sich Nietzsche gern mit ihm als mit einem klaren, zurückhaltenden, im Gesellschaftlichen äusserst fein empfindenden Gelehrten; ohne Zweifel verdankt Nietzsche ihm auch

die Bekanntschaft mit manchem neueren Werk der Moral-Litteratur. Dass aber Nietzsche mit Rée in den Grundfragen übereingestimmt hätte und Beide (wie Frau Andreas meint) „das selbe Ziel und (?) Denken erreichen" wollten, dass ferner die Grundlage von Nietzsche's damaligem Denken der „Positivismus" (will sagen der Geist der naturwissenschaftlichen Spezialisten) und Rée Derjenige gewesen sei, durch den sich Nietzschen „die positivistische Weltanschauung erschlossen" habe, — dies Alles ist rundweg zu verneinen. Erstens war Nietzsche längst vor der Beziehung zu Rée mit dem „Positivismus" bekannt; er besass nicht nur ausgebreitete Détailkenntnisse in den Naturwissenschaften, sondern hatte sich auch mit den resumirenden Denkern des „Positivismus" vertraut gemacht: Comte, Dühring, F. A. Lange z. B. kannte er gut, wie seine Notizen aus der früheren baseler Zeit beweisen. Zweitens aber ist Nietzsche, obgleich er ein genauer Kenner des „Positivismus" war, niemals selber „Positivist" gewesen, am wenigsten in der Periode, die mit dem Frühling 1876 beginnt! Nietzsche war viel zu reich, zu tief, zu divinatorisch begabt, um die Einfachseherei der Positivisten und Realisten nicht als rasende *niaiserie* und Armuth zu empfinden. Ihn beherrscht, von allem Anfang an, das Bewusstsein von der eingefleischten Irrthümlichkeit unserer sinnlichen Erkenntniss und des Denkens: Alles, was wir „Wahrheit" nennen, ist ihm etwas völlig Bedingtes, eine Tyrannisirung der „wirklichen" Welt durch die Sinne, den Intellekt, die Logik; die Logik, als vereinfachendes Princip, ist nur eine Ueberwältigung und Zurechtmachung des Wirrwarrs der Erscheinungen für uns, eine Veroberflächlichung, bei der es sich leben lässt, bei der wir nicht zu Grunde gehen; mit der Logik kam nur die einfache Denkweise über die complicirte, die leichtere über die schwierigere zum Sieg: ihr Organ, die Vernunft, fälscht die Arbeit unserer Sinne, da sie selbst nur Formen-Schema ist und Fiktionen hervorbringt, auch schiebt sie allem Werden ein Substrat, ein „An sich", eine Materie, ein „Sein", womöglich einen Gott unter! und durch was Alles wird unser Wahrnehmen und Denken nicht noch bestimmt! durch Vorurtheile, durch's Gedächtniss, durch das momentane Gesammtgefühl unsres Leibes, durch weither vererbte Empfindungen und Werthgefühle, die nur im Bunde mit „falschen" Vorstellungen in den Vorfahren entstehen konnten, u. s. f.! Frau Andreas bemerkt diese entmenschte Betrachtungsart erst in Nietzsche's späterer Zeit, also dort erst, wo seine Beredtsamkeit so lapidare Gewalt erlangt hat (z. B. Götzendämmerung S. 18—27. 37—50, neue Auflage

S. 15—22. 30—40), dass diese schwer zu sagenden und schwer zu fassenden Dinge endlich auch der ungeübtern Denkkraft vernehmlich werden müssen. „Nietzsche gleitet in eine Welt der Mystik hinein" sagt Frau Andreas von dieser letzten Periode und meint unter Mystik das soeben beschriebene erhöhte Bewusstsein vom phantomatischen Charakter der sinnlichen und logischen Erkenntniss. Hätte sie aber, anstatt sich von dem Gedanken der Uebereinstimmung zwischen Rée und Nietzsche suggeriren zu lassen, mehr auf die himmelweite Unterschiedenheit Beider gesehen, so würde sie diese „Mystik", diese zwiefache Bewusstheit (für deren Mangel sich Rée als „der schärfere Kopf von Beiden" bezeichnen lassen muss) bereits aus den ersten Aphorismen des vorliegenden Buches herausgelesen haben. Unter den Positivisten von Heute faselt man gar von einem empirischen Ursprung der Logik: als habe der Mensch die Logik aus der Natur in sich hineingenommen (gleichwie er angeblich die Dinge „wie sie sind" in sich hineinnehme), — als gebe es irgend eine Wesensgleichheit, ein „Entsprechen" zwischen Wirklichkeit und Intellektualität! . . Wer Nietzsche halbwegs kennt, weiss, wie zuwider ihm alle Denker sind, die nach dieser Seite hin schwanken. Indem Nietzsche die Entstehungsgeschichte der bisherigen Metaphysik auf seine Weise überdachte, kam er dahinter, dass sie nur Phantasmagorie sei. Darum aber, weil er sich dieser bisherigen Metaphysik entledigte, darf man ihn noch lange nicht einen Positivisten und Realisten nennen! Eine Metaphysis als Complement der Physis anzusetzen, ist kein nur willkürlicher, sondern ein nothwendiger Denkakt schon bei jeder Sinneswahrnehmung. Freilich: die bewusste Ausstaffirung des Metaphysischen mit allen möglichen abstrakten und, wie sich von selbst versteht, negativen Begriffen gehört erst einer denkerisch raffinirten Menschheit an (zeitlos, ohne Werden = Sein; raumlos, ohne Vielheit = Einheit; Substrat, ohne Eigenschaften = Materie; für unsere Sinne unerreichbar = „Ding an sich", u. s. w.): dieses Inventar ursprünglich negativer, jedoch in's Positive verdrehter Begriffe, denen die Phantasie Vorstellungen unterschiebt, ist nur eine dialektische Sublimirung jenes die sinnliche Erkenntniss begleitenden Triebes, der zu jedem Aussen ein Innen, zu jedem Sinneseindruck eine äussere Ursache sucht und daraufhin erst das „Ding" schafft (— wir kennen nur Kräfte, Wirkungen auf unsre Organe, — keine „Dinge"). Das Inventar jener abstraktesten Begriffe, mit denen eleatisch, platonisch, kantisch begabte Menschen ihr Weltbild nochmals durch-

geistigen, heisst „Metaphysik". — Auf einer niederen Kulturstufe weiss der Mensch Nichts von der Intellektualität seines Weltbildes: er hält es vielmehr für die Realität selbst, — für ihn giebt es nur Physis und eine hinzuphantasirte Metaphysis. Für den höher entwickelten Menschen, der endlich einsieht, dass sein Weltbild nur Gehirnphänomen ist, verschiebt sich dies Verhältniss; anfangs, noch im Zwange der Tradition, glaubt er an drei Existenzformen der Welt: an das Gehirnphänomen „Welt" (die scheinbare Welt), — an die reale Welt —, und an die metaphysische Welt. Bald aber verschmelzen die zwei letztern in Eins: die der metaphysischen Welt angedichteten Attribute fallen jetzt der ehemals real geglaubten selber zu (so wird zum Beispiel, weil das ehemalige Metaphysische unter Anderm auch zum Anwalt der menschlichen Moral gemacht worden war, bei Schopenhauer die Realität selber, das Wesen der Welt, moralisch!). Die Metaphysik, sofern sie Positives aussagt, ist Hirngespinnst und zu einem guten Theil Altweiber-Glaube. Die reale Welt, sofern sie für uns nur Erscheinung sein kann, ist ebenfalls Hirngespinnst: wir kommen aus uns nicht hinaus. Die Forderung der Positivisten, ein „wahres" Weltbild zu Stande zu bringen, ist eine Perversität; — das Einzige, was wir können, ist: uns das durch und durch Relative unserer Erkenntniss gegenwärtig halten und diese so viel wie möglich von Allem reinigen, was wir als fälschende Zuthat früherer Zeitalter erkannt haben. Aber schon dies Letztere ist nicht völlig mehr möglich — oder, wie Nietzsche meint: mit der Abschaffung der unsern Sinnen unzugänglichen „wahren", realen, ganz eigentlich metaphysischen Welt würden wir die „scheinbare" (unser intellektuales Weltbild) sofort mit abschaffen, — und umgekehrt.

Der Leser halte mir diese Abschweifung zu Gute. Ich wollte mit ihr andeuten, dass Frau Andreas Manches an Nietzsche verkenne, was ihm von Anfang an eigen ist: zumal dass seine Art „Realismus" nicht vor dem erkenntnisstheoretischen Idealismus liege. Es entgeht ihr, wieviel Energie des Verstandes dazu gehört, um nicht in die Flachheit der schnellfertigen Realisten und anderer Wirklichkeitsapostel zu verfallen; sie hält den Aufwand an Verstand, den die letztern in Dingen der Erkenntniss machen, offenbar für grösser, als den, welchen Nietzsche macht: bringt sie es doch fertig, dessen spätere Denkweise — — „eine allem Verstandesmässigen feindliche Philosophie" zu nennen! (statt: eine dem platten Verstand der Wirklichkeitsgläubigen feindliche Philosophie.) — „Nietzsche ne peut répéter assez souvent

sa mésestime à l'égard de la femme, et — cruelle ironie! son œuvre est le plus intimement comprise — par une femme!" sagt ein Franzos in Hinsicht auf Frau Andreas (Henri Albert im „Mercure de France", Febr. 1893). Ach, wie lange wird es nun wieder dauern, bis wir den von Frau Andreas verstandenen Nietzsche loswerden! Wer Nietzsche eigentlich ist und was er eigentlich will — dies ist zwar schon aus seinen erschienenen Büchern genugsam zu errathen, wird aber doch aus den späteren Nachlassschriften erst vollkommen deutlich werden. Frau Andreas hat jedenfalls keine ausreichende Vorstellung davon, wennschon sie den Leser — durch Verschweigen des Umstandes, dass sie die letzten sechs Jahre von Nietzsche's Entwicklung nur aus der Ferne kennt — zu einer andern Meinung verführen möchte. Ich würde den Protest gegen ihre Art Verständniss unterlassen, wenn ich nicht wüsste, dass man sie allerwärts für eine Epoptin hält. Dass sie dies aber nicht ist, erhellt schon aus ihren Urtheilen über krankhaft und gesund, über abwärts und aufwärts der Entwicklung Nietzsche's, in welchen Urtheilen sie sich als unnietzschisch, nämlich abhängig von der herrschenden Meinung zeigt, — jener Meinung, die (etwa nach Lombroso) einen Normalmenschen statuirt, in welchem die Gleichung *moral sanity (common sense) = health of mind* Fleisch und Blut geworden und der ungefähr mit dem Philister identisch ist. Sie hat sich ferner (wie ich dies in der Vorrede zum Zarathustra erwähnte) in den Kopf gesetzt, Nietzsche's Denken habe in den Wahnsinn einmünden müssen! d. h. sein ganzes Philosophiren sei eine Vorstufe zum Wahnsinn. Nichts ist aber verkehrter, als diese Annahme, — abgesehen davon, dass es Unsicherheit des Urtheils verräth, in den Gedanken eines Mannes deshalb etwas „Krankhaftes" zu sehen, weil man weiss: er hatte das Unglück, mit einer Invalidität des Kopfes zu enden. Alle, die Nietzsche kannten, hatten den Eindruck, dass er ein „Ausbund" gesunder Vernunft sei; ihnen lag nichts ferner, als der Gedanke, dass dieser Mann einst geistesgestört werden könne, — und nun kommt Frau Andreas und macht der Welt klar, dass der fünfte Akt dieses Denkerlebens auf alle Fälle, weil aus inneren Gründen, sich im Irrenhaus habe abspielen müssen. Schon Zarathustra lehre nicht eigentlich den Individualismus überhaupt, sondern nur den Individualismus Nietzsche's, seinen Despotismus, sein Alleinherrschenwollen über die ganze zukünftige Menschheit (— während Nietzsche, mehr als sonst Jemand, sich gegenwärtig hielt, dass das Einzige, was der Philosoph in Bezug auf die Zukunft thun könne, die Erweckung

eines neuen Animus sei — d. h. die Schaffung neuer Werthe, d. h. neuer Werthgefühle, d. h. einer neuen Moral —: dass aber die besondere Gestaltung dieser Zukunft selbst von Faktoren abhänge, die unmöglich vorherzusehen seien, über die im Einzelnen etwas ganz Bestimmtes zu sagen oder zu wollen sich also von selbst verbiete. Im Uebrigen ist Jemand damit, ob er an das Beherrschtwerden der Zukunft durch die Werthe Nietzsche's mit Frohlocken oder mit Widerstand denkt, d. h. ob er eine Erstarkung oder eine weitere Verkümmerung des Typus Mensch wünscht, sofort charakterisirt.) Ferner: Nietzsche habe sich „für das nothwendig krankhaft disponirte Medium gehalten, durch welches hindurch die Ewigkeit aller Zeiten sich selbst und ihres Sinnes bewusst wird" . . . Nun, wenn Das keine Mystik ist, dann ist es etwas Anderes! nämlich dasselbe, was ihre Worte über den angeblichen Glauben Nietzsche's an seinen „freien Willen" sind (Freie Bühne, Mai 92, S. 491) oder ihre Worte über die zunächst rein mechanistisch zu verstehende Lehre von der Erschöpfbarkeit, also Repetition, der kosmischen Molekularcombinationen („Ewige Wiederkunft"). Ich begreife nicht, wie Männer von starkem, gesundem Gefühl ihre Staël-Sandisch schmeckende Interpretation des kühnsten und tapfersten aller Denker auch nur haben aushalten, geschweige für richtig befinden und sich daran erbauen können. Ich für meine Person kann nicht anders: mir ist der Andreas'sche Nietzsche eine Abschwächung und Verundeutlichung, — um nicht Mehr zu sagen.

Weiter! Frau Andreas sagt: Nietzsche habe, ausser in seiner letzten Periode, „sich niemals viel mit erkenntnisstheoretischen Fragen befasst". Ich füge hinzu, dass auch gegen mich sich Nietzsche in diesem Sinne geäussert hat, dass man aber diese Aeusserung nicht wörtlich verstehen darf. Schon in meinem ersten baseler Jahr (1875) ersah ich aus Gesprächen mit Nietzsche, dass er nicht nur ein ganz und gar bewanderter Erkenntnisstheoretiker war, sondern als der scharfsinnigste, der mir je vorgekommen, auch seine eigensten Gedanken hatte. Wenn er gleichwohl behauptete, er habe sich nie ordentlich mit Erkenntnisstheorie beschäftigt, so übertrieb er und meinte im Grunde: er sei noch zu keiner abschliessenden Ansicht in diesen Dingen gekommen, — habe sich gehütet, sich darin festzusetzen, da er nur zu wohl wisse, wie niemals eine erkenntnisstheoretische Dogmatik ohne Hintergedanken entstanden sei. Man darf nicht vergessen, dass Nietzsche der ungeheuerste Skeptiker ist, der je dagewesen, und dass er dort, wo er ganz er selbst ist, wie alle wahrhaft Produktiven nicht an's

Vorhandene anknüpft, sondern erst nach In-Frage-Stellung und Beseitigung desselben seine Gedankenwelt aufbaut. Wie aber aller philosophische Skepticismus auf dem Gebiete der Erkenntnisstheorie beginnt, so auch der Nietzsche's. Hat wohl Jemand geprüft, auf welchen Voraussetzungen bereits seine ersterschienene Schrift, die „Geburt der Tragödie", ruht? — Sie ruht auf den nämlichen erkenntnisstheoretischen Einsichten, auf denen seine späteren Schriften ruhen: auf jener oben (S. XII—XIV) vorgeführten Einsicht in die letzten Grenzen der Erkenntniss, ja, wenn man will, auf der Voraussetzung der Selbstvernichtung der Erkenntniss, auf einem tragischen Ereigniss innerhalb der Erkenntnisstheorie also, das als Panacee die Kunst fordert ... Kein Buch Nietzsche's ist so unbekannt, so unverstanden geblieben, wie die „Geburt der Tragödie"; es kündigt den Kampf mit dem Nihilismus unserer Moral und Erkenntniss, das heisst: ein tragisches Zeitalter für Europa, an (G. d. Tr. S. 83 f.), — das Selbe, worauf Zarathustra's Traum deutet, den die Jünger missverstehen (Zar. II. 79—84; 2. Aufl. 193).

Als Skeptiker ging nun Nietzsche auch an die Erforschung der Moral. Wir sahen, dass dies geschah, als er sich anschickte, seine Gedanken auf die Psychologie des Freigeistes (den Inhalt der 6. Unzeitgemässen) zu concentriren. Mit dieser Art Herankommens ist Nietzsche's Verhältniss zur Moral scharf genug charakterisirt: er nimmt eine total andere Stellung zu ihr ein, als Rée; er versteht die Moral im engern Sinne als Sache der gebundenen Geister, als Heerdenthier-Angelegenheit: sie interessirt ihn vor Allem als Gegnerin der in ihm selbst waltenden Moral, der Führerthier-Moral. Nietzsche's fundamentaler Instinkt geht immer auf Rechtfertigung der Ausnahmen, auf Vertheidigung der werthvollen Menschen gegen die Massen. Rée'n dagegen ist das Gefühl, Ausnahme zu sein, fremd; ihn interessirt die Regel; sodann, und vielleicht in Folge dessen, fehlt ihm die ausser- und überwissenschaftliche Tendenz. Aber Nietzsche ist durch und durch Tendenz! sein Erforschen der Moral ist nur Mittel, kein Endzweck! er geht auf eine Neuordnung, Neugestaltung des Lebens aus, er ist kein Nihilist; er will instinktiv die Erhöhung des Typus Mensch; er will, gegen unsere Gleichheits-Narrethei, jener Gesinnung zum Sieg verhelfen, die alles Hervorragende bejaht und in diesem erst die Vollendung des Menschen- und Völker-Daseins sieht; er will die Hellenisirung der Welt, die Trennung der grossen Synthesis von Occident und Orient, die Annullirung des

von Alexander eingeleiteten Werkes: er will die (durch die christlich-jüdische „Vermoralisirung“ Europa’s entstandene) tiefe Fremdheit, welche uns noch immer von den Griechen trennt, beseitigen helfen; er will an Stelle der moralischen Werthe biologische Werthe! an Stelle der Sociologie eine Lehre von den Herrschaftsgebilden! an Stelle der Erkenntnisstheorie eine Perspektiven-Lehre der Affekte! u. s. w. . . . Wer, gleich Frau Andreas, diesen Grundwillen Nietzsche’s hier aus dem Auge verliert und meint, dieser Wille, der durch die fünf vorhergehenden Schriften (wenn auch in anderer Terminologie) so machtvoll zum Ausdruck gekommen war, habe sich im vorliegenden Buche schlafen gelegt, dem ist es zu verzeihen, dass er Schulter an Schulter neben Nietzsche einen blossen Gelehrten hinzustellen vermag, und sei es selbst ein so ausgezeichneter, wie es Rée ist. Man argwöhne um Alles in der Welt nicht, dass ich, indem ich einen Rang-Fehlgriff der Frau Andreas bezeichne, Rée’s wirkliches Verdienst um die Moralforschung schmälern wolle. Im Gegentheil: ich bitte den für das moralistische Denken noch unvorbereiteten Leser dringend, Rée’s Schrift „Ueber den Ursprung der moralischen Empfindungen“ als schönste Elementar-Einleitung zum II. Abschnitt von „Menschliches, Allzumenschliches“ zu studiren. Es ist ein Buch, zu dem wir Deutschen uns gratuliren können; es ist vielleicht unser erstes, das endlich einmal ohne erbauliche Hinterabsichten an die Moralanalytik geht. Gerade um dieses Freiseins von der idealistischen Selbstbetrügerei willen wurde Rée von Nietzsche ungemein geschätzt (wenn auch — wie Rée selbst wusste — in andrer Weise, als die von Frau Andreas citirten übergütigen, auf Ermunterung abzielenden, meist *ironice* und nach dem Recept von Aph. 283 [jetzt 286] in „Jenseits v. G. u. B.“ zu verstehenden Briefstellen vermuthen lassen). Der Leser von Rée’s Buch wird bald herausfinden, worin der Unterschied zwischen Rée und Nietzsche liegt, — soweit eben Letzterer als blosser Moralwissenschaftler dabei in Betracht kommt: denn er ist ja noch weit Mehr. Schon Nietzsche’s frühere Schriften behandelten lauter moralische Dinge, lauter Psychologen-Probleme, — und zwar die grossen Probleme der Menschheit, solche, bei denen das Mitredenwollen Unbedeutender und Unberufener von selbst versagt. Nietzsche sprach in jenen Schriften seine innersten moralischen Instinkte aus, die Imperative, nach denen er lebte und mit denen er allen Hochbegabten der unersetzlichste Lehrer und Erzieher ist. Als er nun 1876 an die Charakteristik des „Freigeistes“ ging, wurde er mehr

als zuvor auf den Hintergrund hingewiesen, von dem der Freigeist sich abhebt: auf die Welt der gebundenen Geister, auf die Regel, auf die Menschen des Gemeinsinns, auf die moralische „Norm". Er war glücklich, in Rée einen Gelehrten zu finden, der sich eingehend der Betrachtung dieser niederen Moralwelt gewidmet hatte. Rée kannte zumal die neueren englischen Utilitarier gut: er folgt ja ihrer Fährte (— sie führt über Bentham auf Helvétius zurück). Auf Seiten Nietzsche's blieb es natürlich nicht beim blossen Kennen-lernen; er bemächtigte sich sofort des ganzen Gebietes und durchackerte es auf seine Weise: — fortan sehen wir ihn immer an dieser Arbeit: alle Philosophie wird ihm zur Psychologie, zur erstaunlichsten moralistischen Symptomatologie, die es je gegeben. Er, mit dem starken Gefühl für Gegensätze, für Unterscheidendes, für Rang, für Ueber- und Unterordnung, für Krieg und Feindschaft, hatte schon in die altgriechische Polis Blicke gethan, wie sie sicherlich kein Moderner vor ihm gethan hat: mit diesem Blicke kommt er nun auch als Moralforscher zu Ergebnissen, die durchaus anders lauten, als die der übrigen Moralisten. Aus diesen Moralisten redet ja die Gleichheitsmanie: sie wollen als Ideal das „Wohlbefinden Aller", den „allgemeinen Nutzen", die „Tugend" sich nennende Schwäche und Vorsicht der Behaglichen: sie sehen in der Moral nur, was sie selber fühlen und wünschen; und da sie unvermögend sind, höher hinaus zu wünschen, so bekommen sie die grossen Probleme, die Moral der Anführer, der wahrhaft Verantwortlichen, der Willensstarken, der überlegenen Geister gar nicht in Sicht. „Der Mensch strebt nach Glück" — sagen sie (gegen diesen Gesichtspunkt wehrt sich Nietzsche u. A. in Aph. 7 und früher in „Schopenhauer als Erzieher" S. 53 unten; 2. Aufl. S. 51 u.). „Der Mensch strebt nach Macht, sei es als Befehlender, sei es als Dienender" — so lautet Nietzsche's Grundempfindung. — Man thäte Rée sicherlich Unrecht, wenn man in Hinsicht auf beide Formeln sagen wollte: „Dort Rée, hie Nietzsche!", aber gewiss auch steht Rée mit seinem Grundempfinden ganz und gar nicht auf Seiten Nietzsche's. Vor Rée's Auge verschwimmt die Menschheit in's Ebene und Formlose, während Nietzsche sie immer als zerklüftetes Relief mit Thälern und Bergen sieht: er kann nicht anders, als alles Lebende, also auch Gemeinwesen, in sich contrastirend denken (am grandiosesten ist dies im Kapitel „Von der Selbst-Ueberwindung", Zarathustra II 161 f., ausgesprochen). Dem demokratisch gewöhnten Leser wird es daher auffallen, dass Nietzsche im gegen-

wärtigen Buche so viel von Kasten, Klassen, Oben und Unten, Mächtigen und Unterjochten redet (Aph. 439. 440. 446. 451. 472. Aph. 81. 92. 93. 114. 44), dass er gar eine zwiefache Moral und Werthungsweise aufzeigt (Aph. 45), mit deren späterer Ausgestaltung zur thatsächlich vorhandenen Herren- und Sklaven-Moral er ein noch nie ausgesprochenes Geheimniss verrieth, — und dass er, aus dem Gesichtspunkt dieser zwiefachen Moral, die Forderung verschiedener Moralen aufstellt (Aph. 94. 95. 25: „auf der höchsten Stufe der Moral handelt der Mensch nach seinem Maassstab über die Dinge und Menschen, er selber bestimmt für sich und Andere, was ehrenvoll, was nützlich ist.“ „Vom Einzelnen Handlungen verlangen, die man von allen Menschen wünscht — das ist eine schöne naive Sache! als ob ein Jeder ohne Weiteres wüsste, bei welcher Handlungsweise das Ganze der Menschheit wohlfährt!“). Alles das lag Rée’n sehr fern; ja, diese Dinge blieben ihm fremd, auch als Nietzsche sie immer deutlicher und eindringender vorzutragen begann. Abgesehen davon, dass für ihn (wie für die Utilitarier überhaupt) die Frage der menschlichen Rangordnung nicht existirt, fehlt ihm, bei allem guten Willen zur historischen Betrachtung, gerade der historische Sinn und die zertheilende, auseinanderlegende, durchschauende Kraft des Auges; in seinem Geiste vereinfacht sich Alles, er ist ein mathematischer Kopf. Welch ein „Realist“ ist dagegen Nietzsche! Mit welchem Niederländer-Blick erfasst er die Phänomene! Wie anders steht ihm die „Wirklichkeit“ Rede und Antwort! Hätte er nicht auch gegen Rée sagen können, was er schon gegen Strauss gesagt hatte? (I. Unzeitg. Betr. S. 44): dass er sich, trotz seines Darwinismus, nicht darauf verstehe, Darwin gegen Darwin anzuwenden? „Mit einer echten, ernst durchgeführten darwinistischen Ethik hätte man den Philister gegen sich“ — nämlich mit der Ableitung von „Moralvorschriften aus dem *bellum omnium contra omnes* und aus dem Vorrecht des Stärkeren“.

Gleich den Engländern glaubt Rée mit der Utilität die Moralität in Händen zu haben, — sie ist aber nur ein primitiver Heerden-Gesichtspunkt und deckt sich nur zu einem geringen Theil mit dem weiten Begriffe „Moral“: in der Utilität fehlen die Affekte, — das eigentlich Moralische! Um die Sprödigkeit und Kälte seiner Gleichung „gut = Andern nützlich“ zu mildern, führt Rée den „unegoistischen Trieb“ ein: sodass „gut“ jetzt ausser „nützlich“ noch „nächstenliebend, mitleidend, mitfreuend“ u. s. w. heisst. Nietzsche ist auch hierin ein Gegner Rée’s: er weist den Begriff „unegoistischer (altruistischer)

Trieb" zurück, da derselbe, wenn nicht der Schönrednerei, so doch der mangelhaften Beobachtung entstamme und höchstens als Erleichterung des Ausdrucks gebraucht werden dürfe (Aph. 57). Wie Rée seine Theorie hätte weiter-, d. h. bis zur heutigen moralischen Neurose führen sollen, dies steht in „Jenseits v. G. u. B." Aph. 201 (3. Aufl. Aph. 203). — Im Utilitarismus spricht sich der eigentliche Gemeinde-Erhaltungsinstinkt aus. Seine Voraussetzung, sein Grundirrthum ist: dass „Alle gleich" seien, oder doch, dass was dem niederen Menschen nütze, auch dem höheren nützen müsse! gut, nützlich sei für Alle gleich gut, — für's Genie wie für den Facchin. Der Begriff „nützlich" (gut) wird aber mit jedem dahintergestellten „Wozu" ein anderer. Und jeder Mensch wiederum hat andre Wozu's, andre Absichten, Ziele: denn Ziel und Absicht sind durchaus abhängig vom biologischen Werth des Einzelnen (von seinem Range), von der Kultur- und Kraftsumme, die sich im Einzelnen (als dem Endresultat einer langen Geschlechterreihe) personificirt. Nur in den gröbsten Dingen kann demnach ein für Alle verbindlicher Utilitarismus existiren. — Nietzsche, der die Staatsmoral, die Gemeinde-Erhaltungs-Moral, die altruistische Moral, kurz die Moral in Hinsicht auf Andere nicht für den Inbegriff aller Moral, sondern nur für die eine Hälfte derselben hält, fordert seine Freigeister bereits im vorliegenden Buche auf, die andre Hälfte, die individualistische Moral, nicht zu vergessen. Für den Einzelnen sind Volk, Gemeinde, Nächste wohl regulirende, aber nicht alleinmaassgebende Gesichtspunkte, und je höher entwickelt ein Mensch ist, desto weniger gleicht sein moralischer Geschmack dem der Durchschnittsmenschheit, desto Weniger hat er mit ihr „gemein", desto ferner von ihrem Verständniss denkt und handelt er. Der Mensch selber ist ein Staat für sich, ein Herrschaftsgebilde von Trieben, Affekten: in ihm wird befohlen, gehorcht, gekämpft, gesiegt oder die Waffe gestreckt, revoltirt oder niedergeworfen, genau wie im Staate da draussen. Ob aber in diesem Mikrokosmus (wie im grossen Gemeinwesen) immer nach dem Gesichtspunkt des Nutzens befohlen und gehorcht werde, wenn es darin „moralisch" zugeht, fragt sich noch sehr: unsre Moral, unsre ererbten Werthgefühle sind völlig durchtränkt mit priesterlich-religiösen Elementen, mit Wahn und Irrthum, sie beruhen zum Theil auf Schätzungen, die andere Ziele verfolgen, als z. B. die Kräftigung und Steigerung des Gesammt- und Einzellebens: unsere feinere Moral ist nicht unwesentlich christlich und will ein Zerfliessen und Zusammensinken der Individuen; die ihr ent-

gegenstehende Moral, die aristokratische, die das selbstherrliche Individuum will, wird von den bestmoralischen Menschen jetzt als Zurückgebliebenheit empfunden, und wer ihr, gleich Nietzsche, das Wort redet, darf von jener anderen Moral aus natürlich nicht als Wohlthäter der Menschheit gefeiert werden. Der selbständigere moderne Mensch denkt bei dem Begriffe „Moral", sobald er ihn zarter fassen will, zuerst fast immer an das System von Werthschätzungen, Werthgefühlen (Affekten, Trieben, Instinkten), das der einzelne Mensch selber darstellt, — er gesteht da Jedem seine persönlichste Moral zu: seinen Geschmack im Handeln. Unsre Werthgefühle (Affekte, Triebe, Instinkte, Lust- und Unlustempfindungen) sind gleichsam Fühlhörner und aufnehmende Organe unsrer Lebenskraft: sie führen dieser zu, was sie gedeihen macht, sie stossen ab, was sie verkümmern machen würde; insofern sind sie ein untrügliches Zeugniss über die Existenzbedingungen und somit über Werth und Rang unsrer Lebenskraft. Es giebt eine natürliche Rangordnung der Menschen (die Menschen sind nicht gleich), — für Nietzsche wurde zuletzt die Moral überhaupt zur Lehre von dieser Rangordnung der Menschen. Ein Mann, der diesen Standpunkt einnimmt, wird eine Handlung nicht mehr nach ihren Folgen beurtheilen, wie es die kindliche Moral thut, — auch kaum mehr nach den „Motiven", Absichten (da diese nur Begleit-Erscheinungen, aber nicht Ursachen, mindestens nicht alleinige Ursachen einer Handlung sein können), — sondern er wird eine Handlung nach dem beurtheilen, was an ihr unwillkürlich, unabsichtlich ist. Und wenn ihm die Moral als Lehre von der Rangordnung der Menschen gilt, so wird sie ihm folglich auch eine Lehre von der Bedeutsamkeit ihrer Handlungen für diese Rangordnung sein, im zuletztgenannten Sinne.

Schon im gegenwärtigen Buche ist Nietzsche's geheimer Verdacht: dass der blosse Utilitarismus — der kurzsichtige Heerden-Instinkt, der nur auf die allernächste, gemeinverständlichste Wirkung einer Handlung achtet und Nichts davon weiss, wie man (je nach Zeit- und Gesichtspunkt, entfernterer Wirkung und Gegenwirkung) auch aus der „schlechtesten" Handlung „Gutes" und aus der „besten" „Schlimmes" wachsen sehen könne — schon hier, sage ich, muthmaasst Nietzsche, dass der Utilitarismus eine Art Verschwörung der Meisten gegen die „Ausnahmen" der Menschheit sei, also gegen Die, auf welche es bei allem Völkerleben als letzten Zweck allein abgesehen sein sollte. Das heisst: Moral und Kulturfortschritt sind

nicht in Uebereinstimmung (Aph. 474). In Aph. 224 führt er aus, dass der Fortschritt der höheren Kultur von den moralisch schwächeren, unbedenklicheren Naturen abhängt, von Denen, die irgendworin „freie Geister“ sind, von Denen, die vom Herkömmlichen abweichen. Und in Aph. 96 sagt er, gegen Rée: „Nicht das „Egoistische“ und das „Unegoistische“ ist der Grundgegensatz, welcher die Menschen zur Unterscheidung von gut und böse, sittlich und unsittlich, gebracht hat, sondern: Gebundensein an ein Herkommen, Gesetz, — und Lösung davon.“ „Gut“, „sittlich“ sein heisst in primitiven Gemeinwesen: Das thun, was Sitte (Brauch, Herkommen) für Alle ist. Ein grosser Theil Sitte und Brauch bezweckt da gar keinen direkten Nutzen: es sind Vorschriften oft unsinnigster Art (vergl. „Morgenröthe“ Aph. 16), nur dazu erfunden, um überhaupt den Gehorsam zu lehren, um zu verhindern, dass das Individuum individuell, nach eigenem Gutdünken handle. Der „unegoistische“ Mensch wird in jenen meist kriegerischen, von Feinden umgebenen Gemeinwesen (wo die gemeinnützige Handlung eine evident und fast unmittelbar eigennützige ist) nicht für „gut“ gehalten, sondern verachtet oder als tückisch gefürchtet; ebenso der „mitleidige“ Mensch: da dort Bemitleidet-werden noch mit richtigem (lebenbejahendem) Instinkt als Verachtet-werden empfunden wird („Wanderer u. s. Sch.“ Aph. 50). Werden solche Gemeinwesen friedfertig, dann gelten diese harten Werthschätzungen nur noch im Wehr- und Herrscher-Stande, während die arbeitenden und die priesterlichen Stände weiblichere Gesinnungen annehmen. Diese letztern Stände fürchten den Krieger- und Herrscher-Stand: sie fühlen sich durch dessen leibliche Tüchtigkeit, durch die aus ihr folgenden expansiven Affekte und Tugenden (Tapferkeit, Wiedervergelten aus eigener Kraft) bedroht und wünschen lieber Jedermann wie sich selbst: mehr passiv, furchtsam, abwartend, sich zusammenziehend. Beide auf einander angewiesene Menschentypen, der starke (obere) und der schwächere (untere), setzen nämlich jeder, von sich aus, biologische Werthe an: jeder nennt und empfindet sich als „gut“. Die schwächeren Stände und Menschen sagen: „Gut sind doch eigentlich nur wir Unterdrückten und Leidenden: während Jene da oben Gewaltmenschen sind, böse und hassenswerth, nur dazu da, uns ihren Willen aufzuzwingen und uns auszunützen. Gut sind Alle, die in der Bedrückung leiden gleich uns: sie allein verdienen unser Mitgefühl. Jene Machthaber aber — Wehe ihnen! (denn es giebt eine „ewige Gerechtigkeit“): sie werden für ihr Unrecht in alle Ewigkeit

hinaus gemartert werden! wir dagegen, die Entbehrenden, gegen sie Ohnmächtigen, werden einst die ewige Seligkeit geniessen und uns am Anblick der endlosen Qual unsrer Bedrücker weiden!" — Die andere Partei (die der hervorragenden, starken, herrschenden Stände und Einzelnen) sagt: „Die Guten — das sind wir, die Wohlgerathenen! Auf uns vor Allem kommt es an: ohne uns wären jene Untüchtigen eine dégoûtante Masse, ohne Ziel, ohne aufwärtstreibende Tendenz. Wir sind der Sinn, der Zweck, die Vollendung des gesellschaftlichen Aufbaues. Wir bestimmen, wohin sich das Ganze bewegen soll, aus unserm Kopf und Herzen wachsen die grossen Pläne und Hoffnungen, wir sehen Ideale, wir führen!.. Die da unten, die das nicht können, sind ärmere, unvollkommene Geschöpfe, eine niedrigere Gattung von Wesen, als wir; es fehlt ihnen das Beste: die Kraft und Höhe der Seele, es fehlt ihnen die an uns sich von selbst verstehende Souverainetät des Willens. Schon ihre Art, uns anzuerkennen, ist das Zeichen der Ohnmacht: mit Hass und Neid erkennen sie uns an. Damit aber erkennen sie sich selbst, in unseren Augen, als schwach und „schlecht" an."

Diese hochwichtige Unterscheidung von „Gut — böse" und „Gut — schlecht", die das Fundament der ganzen späteren Moral Nietzsche's ausmacht, steht schlicht und noch unauffällig in dem berühmten Aphorismus 45 des vorliegenden Buches. Man beachte, dass hier „gut" und „gut" zwei *toto coelo* verschiedene Werthe und Visirungspunkte sind: — indem sich der Herren-Mensch als „gut" ansetzt und alle übrigen Menschen, Handlungen, Dinge nach sich abwerthet, hat das Wort „gut" den Sinn von: Macht ausübend, Furcht einflössend, Grösse mittheilend, überlegen, wohlgemuth, des Sieges im Voraus gewiss; — beim Sklaven-Menschen aber, dem nichtherrschenden, abhängigen Menschen, der sich und Seinesgleichen als „gut" ansetzt, bedeutet „gut" soviel als: ungefährlich, gutmüthig, nicht hart, nicht streng, leicht zu düpiren, durch Leid und Freud Anderer leicht zum Mitgefühl zu bringen (selbstlos, altruistisch). Aus jenem „gut" heraus werthet die antike Welt: ihre Werthungsweise (Moral) war aristokratisch, der Ausdruck des Willens zur Macht, d. h. des aufsteigenden Lebens; — aus diesem „gut" heraus werthet das Christenthum und der moderne Demokratismus: ihre Werthungsweise ist der Ausdruck des niedergehenden Lebens, des erkrankten Willens, der psychophysischen Décadence. — Unsere moderne Moral ist nach Nietzsche eine Mischung aus beiden Gegensatz-Moralen. „Der moderne Mensch

(heisst es im „Fall Wagner" S. 57) stellt, biologisch, einen Widerspruch der Werthe dar, er sitzt zwischen zwei Stühlen, er sagt in Einem Athem Ja und Nein. Wider Wissen, wider Willen haben wir Werthe, Worte, Formeln, Moralen entgegengesetzter Abkunft im Leibe, — wir sind, physiologisch betrachtet, falsch *(double)*..."

Durch Nietzsche ist die Unterscheidung: Herren-Moral („Gut — schlecht") — Sklaven-Moral („Gut — böse") zum ersten Mal in die Moral-Philosophie eingeführt worden: und ihren ersten Ausdruck findet sie, wie gesagt, bereits im gegenwärtigen Buche, — zum Zeichen dafür, dass Nietzsche den Umfang der Moral völlig anders, als Rée, fasste. Für Rée ist mit der Utilität Alles abgewerthet, auch die Affekte: — für Nietzsche dagegen ist die Utilitätsmoral nur eine Enclave in dem grossen Kreis der Moral. Dass der spätere Nietzsche, wie ich öfter sagen hörte, vom Utilitarismus gänzlich abgekommen sei, ihn für einen Irrthum gehalten habe, ist nicht wahr. Wahr ist nur, dass Nietzsche in der späteren Zeit sein Augenmerk fast nur noch der Herren-Moral (deren erster Lehrer er heute ist) zugewandt hatte, — jener Moral, in der der grosse Affekt, der hohe Wille, der Instinkt der Ausnahme-Menschen, der Gedanke der Züchtung einer erlauchteren Gattung Mensch im Vordergrunde steht, kurz, in der Alles vehemente Leidenschaft für erhabene Ziele ist, — in der folglich nicht nur die Werthungsweise der berechnenden Klugheit (wegen des pathetischen Wesens der Herren-Moral) kaum zu Worte kommt, sondern der Nützlichkeits-Maassstab selbst ein sehr viel anderer ist, als der unsrer Nützlichkeits-Moral. Diese nämlich gehört wesentlich in's Bereich der Sklaven-Moral: gut, nützlich gilt in ihr vor Allem Das, was dazu dient, mangelhaften, irgendwie leidenden Menschen das Dasein zu erleichtern, — daher die hohe Schätzung des Mitleids, der Fügsamkeit, der Bescheidenheit, des warmen Herzens und verwandter Tugenden. Die Herren, die Völkerbeweger, die grossen Anstossgeber würden mit solchen Tugenden ihr eigenes Selbst verneinen; — und was ihre persönliche „Nützlichkeit" betrifft, so kann sie nur vom Richterstuhl des grossen Lebens aus, des in Milliarden von Individuen zersprengten Lebens, begriffen werden, d. h. von jener Moral aus, für die das aufsteigende Leben, wie es sich im souverainen, grosse Wirkungen ausübenden Menschen objektivirt, der erste aller Werthe („gut") ist, — also von der Herren-Moral, der Moral „Gut — Schlecht" aus, jener Moral, die jenseits von „Gut — Böse", jenseits unsrer herrschenden kurzsichtigen Moral liegt.

Man beachte, dass mit der von Nietzsche geforderten Unterscheidung zweier Moralen (die mehr oder weniger in jedwedem Abhängigkeitsverhältniss existiren) das Problem vom biologischen Werth der Moralen mit aufgeworfen ist. Nietzsche geht schon hier über die alte Moralisten-Frage „Was ist gut?" hinaus und fragt: „Wer ist gut? Sehen wir uns den Guten an!" — wobei denn herauskommt, dass der „Gute" in der Sklaven-Moral nur ein Gegenwerth gegen den „Guten" in der Herren-Moral ist: nichts Erstes, Originales, sondern ein blosser Reaktivwerth. Das Urfaktum der Moral ist nämlich nicht das Urtheil „diese Handlung ist nützlich, jene schädlich" und „der Mensch, der jene Handlung thut, ist gut, und der diese thut, ist schlecht", — sondern das Urfaktum der Moral ist das Werthgefühl: „Ich bin gut und Alles, was meiner Art ist, ist gut"! Und der Erste, der dies sagt, ist der hochgeartete, prachtvoll gerathene Mensch, — der damit nichts Anderes ausspricht, als was Natur an ihm ist: sein ungewolltes, zweifellos und ohne sein Zuthun vorhandenes Uebergewicht über die unvollkommneren Wesen um ihn herum. Der Zweite, der sich „gut" nennt, nämlich der von diesem Ersten dirigirte Mensch, meint damit: „Gut ist, wer kein Uebergewicht hat." (Bekanntlich verfuhren auch ganze Völker, wie hier der Erste: die Namen, die sie sich selbst beilegten, waren häufig lobende, ehrende Namen; die aber, welche sie Nachbarvölkern gaben, waren meist verächtlicher Art, verkleinernd, spottend, — nach Ratzel's Anthropogeographie II, 563.)

Immer und unwillkürlich strebte Nietzsche's Grundwille, der ein Herren-Wille war, den soeben skizzirten Erkenntnissen zu: ihre Keime sprossen bereits hier, in „Menschliches, Allzumenschliches", aus dem Boden. Nur wer selber von hohem Range war, konnte die Frage der menschlichen Rangordnung, der Verschiedenheit der moralischen Perspektiven, der Verschiedenwerthigkeit der Individuen mit so eindringendem Blicke sehen und lösen (— jeder Moralist verräth, wie sein erstes Versuchs- und Beobachtungsobjekt — er selber — beschaffen und gewerthet ist). Von Rée's Philosophie aus führt jedenfalls keine Stufe dahinauf: Rée empfindet zu modern, zu gleichheitlich, er hat keine Härte, er überschätzt das Mitleidsgefühl, er unterschätzt den Egoismus, seine Betrachtungsart steht immer noch zu sehr unter dem Vorurtheil unsrer sanften menschenschwächenden Moral, er lässt das Gerechtigkeitsgefühl aus dem Strafen, nach dem Strafen entstehen: während das Strafen aus dem Gerechtigkeitsgefühl entsteht (nach

Nietzsche entsteht alles Strafen aus der Rache; — Rache unter Gleichgestellten gehört nach Aph. 92 in's Bereich der Gerechtigkeit); er setzt den Nutzen als etwas Geringes an, als Etwas, das Scham macht und daher bei der guten Handlung vergessen worden sein müsse (S. 17 seines Buches; an dies Vergessen glaubte damals auch Nietzsche: es war der einzige Punkt, in welchem er sich mit Rée berührt: in allem Uebrigen wird ihn der scharfsinnige, nachempfindende Leser differirend finden). Genug nun der Parallele! — Rée's Buch „Der Ursprung der moralischen Empfindungen" bleibt, trotzdem es durch Nietzsche völlig überholt und in Schatten gestellt worden ist, höchst bemerkenswerth in der Moralphilosophie: wahrscheinlich ist es unter deutschen Moralbüchern das erste, das auf den Metaphysiker-Glauben an eine immanente Moral verzichtet und die Moral als geworden darstellt; in formeller Hinsicht sodann verräth es eine feine Hand, einen strengen Geschmack: es ist auch hierin eine Ausnahme unter deutschen Büchern. — In dem Widmungs-Exemplar des „Ursprungs der moralischen Empfindungen", welches Rée Nietzschen verehrte, stehen folgende für Rée's anspruchslosen, liebenswürdigen Sinn zeugende Worte: „Dem Vater dieses Buches die Mutter". Diese Widmung ist zu bescheiden; sie übertreibt das Verdienst Nietzsche's um das Buch Rée's ebenso, wie Frau Andreas das Verdienst Rée's um das Buch Nietzsche's übertreibt. Rée vermochte nicht die Wirkung zu empfangen, die von Nietzsche ausging: dazu waren Beide essentiell zu verschieden.

Das sorrentiner Manuscript ist leider verloren gegangen: es enthielt noch manche Abschnitte, die zwar nicht in's vorliegende Buch aufgenommen werden konnten, die uns aber zur Charakteristik des damaligen Nietzsche jetzt hochwillkommen sein würden. So entsinne ich mich u. A. eines etwa zwei Quartseiten füllenden hymnischen Stückes, in welchem er das *Allegretto* der Beethoven'schen A-dur-Symphonie auf eine bedeutende Weise in Beziehung zu sich gebracht hatte: — jeden Morgen nämlich ging Nietzsche, oberhalb Sorrent, an Cypressen und wilden Rosen hin, seinen Gedanken nach: die Schattenseligkeit dieser Gedankengänge nun war es, die für ihn in jenem geheimnissvollen *Allegretto* ausklang und der er auf eine visionäre Art in Worten Ausdruck gegeben hatte. Das Stück stammte aus dem Anfang des sorrentiner Aufenthaltes (etwa November 76), aus der Zeit also, da er noch unter dem verblüffenden Eindruck von

Wagner's Verchristlichung stand und sich gewiss oft wie ein Mensch unter blossen Phantomen vorkam. Der Stimmung nach lag das Stück zwischen den Schaudern der „Hadesfahrt" (II. Bd., Aph. 408) und dem heroisch-idyllischen Entzücken des *Et in Arcadia ego* (Wanderer, Aph. 295), doch mehr nach dem letztern hin: — ein neues Leben wurde begonnen, mit vollem Bewusstsein, unter heiligen Eiden.

Seitdem ich, im Herbst 77, dies Stück kennen lernte — leider aus zu flüchtiger Lektüre —, sehe ich Nietzsche, sobald ich mir ihn nach Sorrent denke, immer im Lichte dieses Stückes: — wie er, vom Geiste getrieben, am Gebirge hinstreift gleich Beethoven selber: wie er mit kälterem, aber schärferem Blick als früher in die Welt schaut und, trunken dieses neuen Anblicks, zu ihr eine Complementärwelt neuer Erkenntnisse und Ausblicke hinzuschafft. Was er dort oben schaut, ist ein neues Bild des Menschen, — zunächst des weisen Menschen, der sich über die Moral „Gut — Böse" (über unsere Moral) erheben darf, weil er aus zu edlem Blute stammt, zu geistig und seiner selbst zu sicher ist, um die beschränkende Aussicht und den Fanatismus des sich moralisch erst binden- und erziehen-müssenden Menschen noch nöthig zu haben. Die Summe von Superstitionen und Voreingenommenheiten, welche die Moral vom Menschen fordert, zumal die unverhältnissmässige Ueberschätzung der nur Art-erhaltenden oder gar Art-schwächenden Menschen-Exemplare zu Ungunsten der Art-fördernden ist für die letzteren nicht nur überflüssig, sondern eine Gefahr. „Dem Menschen sind viele Ketten angelegt worden, damit er es verlerne, sich wie ein Thier zu gebärden: und wirklich, er ist milder, geistiger, freudiger, besonnener geworden, als alle Thiere sind. Nun aber leidet er noch daran, dass er so lange seine Ketten trug, dass es ihm so lange an reiner Luft und freier Bewegung fehlte: — diese Ketten aber sind, ich wiederhole es immer und immer wieder, jene schweren und sinnvollen Irrthümer der moralischen, der religiösen, der metaphysischen Vorstellungen. Erst wenn auch die *Ketten-Krankheit* überwunden ist, ist das erste grosse Ziel ganz erreicht: die Abtrennung des Menschen von den Thieren. — Nun stehen wir mitten in unserer Arbeit, die Ketten abzunehmen, und haben dabei die höchste Vorsicht nöthig. Nur dem veredelten Menschen darf die *Freiheit des Geistes* gegeben werden; ihm allein naht die Erleichterung des Lebens und salbt seine Wunden aus." (Wanderer, Aph. 350.)

Es war ein Meistergriff Nietzsche's, diesem Typus Mensch den Namen „Freier Geist“ — und nicht den des „Philosophen“ — zu geben. Der freie Geist schwingt sich weit über den bisher gekannten Philosophen und dessen Vordergrunds-Weisheit hinaus: er ist ein *Enfant terrible,* das hinter alle Schwächen kommt, auch hinter die der Philosophen, und das insofern zu den grossen Leben- und Wahrhaftigkeit-fördernden Mächten dieser Erde gehört. Und woher kommt ihm diese Tiefe des Durchschauens, diese himmlische Schonungslosigkeit, diese Härte der Anforderungen, diese Verachtung alles Feigen, Bequemen, Femininischen am Menschen? — Zuvörderst natürlich aus dem Kern seiner Lebenskraft selbst; damit aber diese Lebenskraft eine solche Höhe des Heroismus, gegen sich und gegen Andere, erreichen konnte, bedurfte es (in den Vorfahren des Freigeistes und in ihm selbst) der strengsten Zucht und Uebung, — und zwar der Zucht mittelst der selben moralischen Imperative, zu denen als intellektuelle Anhängsel eben jene Illusionen, jene mythischen, metaphysischen und biologisch unrichtigen Vorstellungen erfunden wurden, welche der Freigeist als Hinderniss einer noch strengeren Fassung jener Imperative erkennt und die er, wie eine Binde von den Augen, endlich von sich nimmt.

Der „Freigeist“, wie ihn Nietzsche versteht, ist eine Höherentwicklung des bisherigen moralischen Menschen, in jedem Betrachte. Was die Anderen sich noch anzuzüchten haben, das hat er, und hat es geläuterter, reiner, rigoroser, machtvoller als Jene. Er ist ein Feind alles Schwachen, — das Meiste nämlich, was der jetzige Durchschnittsmensch für Moralität anspricht, ist Schwäche — unter schönen Namen: Furchtsamkeit, Gleissnerei, Anpassung, Eitelkeit, Bequemlichkeit, Widerstandsunfähigkeit: nichts Aktives, Wachsendes, Schöpferisches, kein Werkzeug zur Erhöhung des Typus Mensch. Der Freigeist, wie ihn Nietzsche versteht, hat auch nichts gemein mit den „Freidenkern“ unserer Tage: — diese alle sind mehr oder weniger Demokraten, Abschaffer der höheren Werthe, Weiber-Emancipatoren, Gleichheits-Apostel, durch die Wissenschaft seelisch verarmt und verroht, statt voller, edler, reicher geworden, — zumal ermangeln sie der religiösen Instinkte. Sie wissen Nichts davon, dass mit dem Nicht-mehr-für-wahr-halten der religionsmythischen Vorstellungen keineswegs die religiösen Empfindungen ausgerottet werden sollen! Der Freigeist Nietzsche's setzt gerade vor diese erhabenen, ahnungsvollen, hoffnungsseligen Empfindungen sein Ziel (— ihr ehemaliges Ziel war vornehmlich nihilistisch: eine Gottähnlichkeit nach

dem Tode). Religion und Moral sind es gewesen, die der menschlichen Seele eine so hohe idealistische Spannung gaben: aber dieser straff gespannte Bogen war in's Blau des Himmels gerichtet, in's Nichts. Nietzsche weist diesem Bogen ein irdisch erreichbares Ziel an und legt schliesslich einen anderen Pfeil der Sehnsucht darauf: die Lehre vom Herren- und Uebermenschen, vom Menschen des aufsteigenden Lebens. Man wird Nietzsche nie unter den Verächtern der religiösen Empfindungen finden, so oft er auch über die wunderliche Logik der Mythen und Dogmen, also über das intellektuelle Zubehör jener Empfindungen, lachen mag. (Das Wort „Pfaff" z. B., mit welchem unreife „Freidenker" so gern um sich werfen, wird man in diesen Büchern vergebens suchen; Nietzsche weiss, wie nöthig der Priester ist: eine atheistische Menge, ein religionsloses Volk dünkt ihm ein Greuel; Religionen, selbst noch in Verdünnungen wie der des Spinozismus, sind *Mittel der Züchtung* und nur den höchsten Menschen entbehrlich.) — Nietzsche's Religiosität ist das Gegenstück der christlichen: diese strebt ja die Verkümmerung des Menschen an, um ihn in Disharmonie mit der Welt zu bringen und damit zu verjenseitigen! Gleichwohl sympathisirt Nietzsche mit den Frommen, mehr als mit jenen Flach- und Freidenkern, und zwar um ihres *Ungenügens an sich* willen: diese Unzufriedenheit der Frommen, diese instinktive Verurtheilung des eigenen Missrathenseins ist ein Schritt in der *Ueberwindung des Menschen*, des Allzumenschlichen, des Erbärmlichen in ihm. Der Fromme strebt *nicht* nach Glück und Wohlbefinden, sondern nach dem „Heil der Seele", das ohne Leiden nicht zu erlangen ist; die Missachtung des Schmerzes kennzeichnet den Plebejer, — der Fromme empfindet hier vornehm. Im Frommen lebt unbestreitbar die Begierde nach einer höheren Existenzform des Menschen: die *Verachtung* des Menschen, wie er ist, war die Erfinderin der religiös-metaphysischen Denkweisen, sie trieb ihn hinter die Sterne und damit leider in's — *Nichts*. Anstatt mit aller Absicht und Kenntniss an der *Zukunft des wirklichen Menschen* zu bauen, gravitirt die christlich fromme Seele nach dem Unmöglichen hin, nach einem Ideal, das — als aus einer müden, also missverständlichen Auffassung des Lebens stammend — für den hochgearteten Menschen nichts Wünschenswerthes hat: — diesem Ideale fehlen ja gerade die Züge des *Lebens*! des *grossen* Lebens! (Werden, Kampf, Veränderung, Katastrophen, Affekt-Contraste u. s. w.)

Der Freigeist, wie Nietzsche diesen Typus darlebte, bildet eine Uebergangsstufe im philosophischen Leben. Er ist, nach der Vergangenheit hin, eine Ueberwindung des bisher gekannten Philosophen mit seinen dogmatischen Grundhängen, seinem platonischen Glauben an ewige starre Begriffe, ewige Werthe, ewige Formen, seinem vorzeitigen Willen zu festen Horizonten, zum System, das heisst, Alles in Allem: mit seinem Willen zur geistigen Verknöcherung, zum Stillstand, zum Glauben dass es in der Analytik der Vorstellungen und Empfindungen, desgleichen im Synthetisiren derselben, Grenzen gebe, Grenzen, an denen er, der Philosoph, angelangt sei. Mit Alledem war der bisherige Philosoph inneren Imperativen unterthan, über deren Herkunft und Werth sich Rechenschaft zu geben ihm nicht in den Sinn kam. — Wie ein Sturmwind weht Nietzsche's Geist in die Gärten dieser Philosophen: Dächer hebt er ab, entwurzelt Bäume, verwüstet Beete und Gewächshäuser, Alles fegt er weg. „Den Boden lasst uns sehn, aus dem eure Bäume wachsen! Die Imperative lasst uns sehn, die eurem Denken und Schätzen soufflíren! . . Ihr seid ein lebendiges System von Werthschätzungen: — was sind eure Werthschätzungen werth? was sind eure Nerven, euer Blut, euer Organismus werth? . . was ist euer Weltbild, das Produkt dieses Organismus', werth? euer Urtheil über's Leben, über euch? . . und zwar vom Gesichtspunkt der Natur, der Physiologie aus! — Auf Fäulniss und Sumpfboden wohnt ihr! Aus schwammigem Mull wachsen eure Bäume! Ihre Kronen sind rostgelb und braun! Die Luft, die ihr athmet, ist modrig und feucht! Ihr seid Anwälte des niedergehenden sich erschöpfenden Lebens, Volksstimme, Sklavenstimme, Philisterstimme! Euch fehlt die aufgespeicherte Kraft, die sich opfern will weil sie muss! Euch fehlt die grosse Grausamkeit gegen euch, die Zeugerin der Tiefe und des Reichthums der Seele! Ihr schont euch! Ihr seid Fanatiker euer selber! eurer Schwächen, eurer Bornirtheit! Aus euch redet der Niedergang, die klägliche Verneinung des grossen Menschen, die klägliche Bejahung des kleinen Menschen! . . Aber wohlan! euch will ich Kopfschmerzen machen, euch will ich der „Herold der Vernichtung“*) heissen, der Beschämer des Menschen der Armuth und Unnatur! Denn was ich baue, wie könntet ihr das sehn? Welche Luft ich athme, wie könntet ihr das riechen? Was ich bin, was ich will, — wie könntet ihr mir in meine Höhen

*) Titel eines von Freiherrn Dr. von Berger in Wien gehaltenen Vortrags über Friedrich Nietzsche.

nachsteigen? — Ich will, dass ihr aufhört, euch und euer Menschen-Ideal für das Ziel der Menschheit zu halten: nur Mittel, Werkzeug, Brücke zu meinem Menschen sollt ihr sein. Ich will den Menschen, ohne dessen Dasein das eure eine Sinnlosigkeit, ein Körper ohne Kopf, ein Planetensystem ohne Sonne ist. Und wenn ihr nicht mit und zu meinem Menschen streben könnt, so mögt ihr ihm immer widerstreben: er wird euch doch in seine Kreise bannen! Ihr wollt ihm entfliehen, wollt in die Zügellosigkeit, ihr knirscht unter seinem Zwange, ihr hasst seine Macht: aber thut, was ihr wollt, — er ist durch eure Auflehnung nicht widerlegt, sondern — bewiesen! Was ihr wollt, ist: dass Niemand auf andrem Boden stehe, als auf dem euren! Was ich will, ist: dass die Besten sich auf meinen Boden verpflanzen, eure Niederung verlassen, eure Luft verachten lernen, in der Alles dumpf und stumpf, gemein und klein und immer kleiner wird! Was ihr wollt, ist: dass Niemand hervorrage, — dass es nur Einen Stand gebe: den, der jetzt der vierte ist, der die meisten Stimmen hat, eure Rechte geschenkt bekam, dessen niedrigste Individuen ihr als vollkommen gleichwiegend mit euren höchsten anerkanntet und der euch folglich — in den Staub treten wird. Was ich will, ist: dass es eine Mannichfaltigkeit Hervorragender gebe, in denen eure nachgiebige Art überwunden ist. Ihr wollt ein Volk von Gleichen. Ich will, was die Natur will: die Ungleichheit . . . Nicht Alles ist für Alle, am wenigsten ist es meine Lehre. Mit ihr sollt ihr Vielen nicht einmal etwas anzufangen wissen: weder dürftet ihr das, noch würde es euch gelingen. Ich will weder ein Volk von Königen (wie ihr in eurem unheilbaren Gleichheitswahne meint), noch will ich ein ganzes Volk von Knechten. Aber ihr — was wollt denn ihr? . . Aus Königen Knechte machen! aus Ungleichen Gleiche! aus Fliegenden Kriechende! aus Gesunden Kranke! — — Ich lehre den Herren-Menschen. Ich lehre den Menschen, welcher Herr seiner selbst wird. Der Mensch ist keine Einheit, er ist eine Vielheit von Trieben, er gleicht einem Volke mit niederen, höheren und höchsten Ständen. Es giebt Herren und Sklaven in euch: eure niederen Triebe stehen gegen die hohen auf, — sie sind schon zu Herren geworden, ob ihr es gleich nicht wisst. Ich lehre, dass ihr die niederen Triebe zu Sklaven eurer hohen machen sollt. Ich lehre, dass alles Niedre nur um des Hohen, Gestaltenden willen dasein darf, in sich aber keine Rechtfertigung trägt. Euch Wenigen, die ihr euch zu befehlen und zu

gehorchen wisst, die ihr gezüchtet und erzogen seid zum Herrschen über euch, und damit zum Herrschen über Andere, — euch Wenigen nur gilt meine Lehre. Ihr, die Strengen, die Vornehmen, die Ungemeinen, in einem Zeitalter, das alle Unterschiede, alle Werthe wegwischt, alle Gebirge zu Flachländern macht, auf alles Missrathen und Niedergehen allein sein Herz und Auge heftet und ebendarin fast den Inbegriff der Moral sieht, — in euch nur, den Unbeirrten, den Weg- und Hinaussehenden, liegt die Bürgschaft der Erhöhung des Typus „Mensch“. Ihr allein seid Wachsende, ihr müsst empor, ihr könnt nicht in die Gleichheit, ihr seid Andere, als Jene, die sich gehen lassen, keine Vorrechte behaupten und Alles thun, um ihren Rest Mensch und Mann auf moralische Weise endlich ganz loszuwerden. Ihr Seltenen, ihr Unterschiedenen allein, empfindet die Krankheit des Zeitalters. Diese Unfähigkeit zum Seelenbau, diese Haltlosigkeit, dies Sich-sinken-lassen, diese Hirn- und Herzverweichlichung, die heute Moral heisst, — ihr wittert sie aus Allem heraus, was jetzt gefühlt, gedacht, gemalt, gemeisselt, gesungen, gedichtet, gelehrt, gepredigt, geforscht, gefunden, bio- und sociologisirt, journalisirt und politisirt wird. Des Pudels Kern in Alledem ist der Geist des Zugeständnisse-machens (von Seiten der höheren Triebe und Menschen an die niederen), des Unterschied-Aufhebens, des Ausgleichs, der Herabmilderung, der „Versöhnung“. Aber ihr Hochgebornen, auf die allein es in allem Völkerleben ankommt, dürft und könnt nicht ausgleichen! Gleich-werden ist nothwendig der Nieder-, ja Untergang der hohen Menschen, d. h. der Völkerziele. Schliesst euer Ohr vor den Wahnlehren dieses hoffnungslosen Mischmasch-Zeitalters! Habt den [illegible] zu euch, zur grossen Verantwortung! Befestigt eure Art [illegible] nach ein[illegible] Jahrzehnt machtvoller zu eu[illegible]ren! Löst [illegible] los von der Heerde, ihr Wenigen [illegible] „[illegible] Geister“, f[illegible] von der Herabstimmungsmoral „Gut — [illegible]öse“. Eure Moral sei mit allem Bewusstsein die, welche ihr leiblich darstellt und an der euch irre zu machen Alle beflissen sind: die Moral „Gut — Schlecht“, die „Herren-Moral.“

So und ähnlich empfindend denke man sich Nietzsche in dieser zweiten Schaffensperiode (ich sage ausdrücklich „empfindend“: denn es war vorerst der Herren-Instinkt, der aus Nietzsche sprach, noch nicht aber das klare theoretische Bewusstsein über diesen Instinkt und seinen Gegensatz).

Der „Freigeist“ ist, wie ich vorhin sagte, eine Uebergangsstufe im philosophischen Leben. Nach der Vergangenheit hin ist er eine Ueberwindung des bisher gekannten gelehrtenhaften Philosophen: nach der Zukunft hin aber ist er die Vorstufe eines neuen Typus des Philosophen. Die Aufgabe dieses Nietzsche'schen Philosophen selbst (des Zarathustra-Menschen) ist die Züchtung einer herrschenden Kaste aus dem Materiale der freien Geister, — die Züchtung einer aristokratischen, antidemokratischen Rasse κατ' ἐξοχήν. Die welthistorische Bestimmung dieser Rasse kommt im vorliegenden Werke bereits durch den Gedanken ökumenischer, die Erdregierung betreffender Ziele zum Ausdruck. Stärker klingt diese Bestimmung in den späteren Schriften, zumal in „Jenseits von Gut und Böse“ und der „Götzendämmerung“ an: ihren bestimmtesten Ausdruck aber sollte sie in dem Hauptwerke „Der Wille zur Macht“ finden.

Man versteht nun den Sinn und Zweck von Nietzsche's Moralisiren. Nietzsche will den Rangunterschied zwischen hohen und niederen, vornehmen und gemeinen Menschen im innersten Lebenskern erfassen, um die Bedingungen lehren zu können, unter denen jene Wesen entstehen, die in höherem Maasse herrschende, als gehorchende sind. Es gab bisher keinen sicheren Maassstab für diesen Unterschied. Um ihn zu finden, musste die Frage vom Werthe unsrer (der christlich-demokratischen) Moral für das Wachsthum der Völker und Individuen aufgeworfen werden, — was zu thun noch keinem Moralisten eingefallen war. Mit der Herren- und Sklaven-Moral ist jener Maassstab gegeben. — Es versteht sich von selbst, dass beide Moralen nicht erlernbar, nicht blosse intellektuelle Werth-Optiken sind, die man wie Wahrheit und Irrthum eines Tages annehmen oder aufgeben kann: sie wurzeln vielmehr tief im Geblüt und sind aus dem einzelnen Menschen durch blosse Veränderung seiner gesellschaftlichen Stellung noch nicht herauszubringen; es bedarf der Seelenarbeit mehrerer Generationen, um den Sklaven im Geblüt zu überwinden und einen Herrenmenschen zu Stande zu bringen, dessen schöpferischer Wille hoheitlich genug ist, um die Opfer, die sein Wille von Anderen heischt, nicht nur erträglich zu machen, sondern um diese Opfer sogar gern, ja mit Begeisterung gebracht werden zu lassen. Ein wahrhaft Befehlender, ein Herrenmensch, ist Der noch keineswegs, welcher barsch mit dem Munde kommandiren muss und obendrein Groll und Widerstand findet; der wahrhaft Befehlende denkt kaum daran, ein Befehlender zu sein: was ihm an Menschen zugehört, stellt sich von

selbst in seine Dienste, schaart sich um ihn, fliegt ihm zu nach jener Mechanik, die den kleineren Körper dem grösseren zueilen heisst: er macht aus Dienenden beinahe Herren. Alle wahrhaften Herren waren solche hinreissende Menschen. In physiologischer Hinsicht sind sie Das, was man „Rasse-Menschen“ nennt; ihre Seelen-Art ist nur auf der Grundlage einer gelungenen Leiblichkeit möglich; ihr Wohlsein und Wohlwollen, ihr Vertrauen, ihr Hoffen wächst aus der Fülle ihrer Kraft. Alles, was sie thun, geschieht leicht, spontan und mit jener Sicherheit, die nicht an die Möglichkeit des Misslingens denkt; sie sind im Grund ihres Herzens Optimisten. Sie sind mehr, als nur „gut“ (unschädlich, nützlich): zum Gut-sein, im Sinne des nicht-schöpferischen, nur seiner Erhaltung lebenden Menschen, gehört nur die nachahmende Ausübung der Sitte: — die Herren dagegen, als zeugende, schaffende Menschen, gehen nothwendigerweise über das Herkommen hinaus, geben ihm einen neuen Sinn oder schaffen es selbst neu, — sie sind mehr, als nur gut: sie sind edel. — Der Sklavenmensch dagegen ist kein spontan-aktives Wesen, seine Aktion ist vor Allem Reaktion nach Oben. Er ist Entrüstungs-Pessimist, d. h. er weiss, dass er den höheren Dingen und Menschen nicht gewachsen ist: mit Scheelsucht und niederträchtigen Muthmaassungen schafft er seiner Ohnmacht Genugthuung für diese Thatsache, — er rächt sich fortwährend, in Gedanken und Gefühlen, und oft unter so unschuldig blickenden Masken, Dogmen und Principien, dass nur bei sehr scharfem Hinsehen als deren Urheber der Instinkt der Rache zu erkennen ist. Mit dem Gedanken einer himmlischen Seligkeit für Die, welche auf Erden keine Herren sein können, und einer Hölle für Die, welche keine Sklaven sein können, haben wir ein solches Produkt des Ressentiments vor uns (— das Christenthum verstehe man als jüdische Auflehnung theils gegen die priesterlichen Machthaber, theils gegen die römischen Statthalter und deren militärisches Gefolge; — man bedenke, wer der „Reiche“ ist, der schwerer durch's Himmelsthor geht, als ein Kameel durch's Nadelöhr). Mit dem demokratischen Gedanken einer „Gleichheit Aller“, d. h. der Abschaffung der besser und best gelungenen Menschen, haben wir ungefähr das selbe Produkt vor uns: nur in unmythischer Gestalt, der Realität näher gerückt. — Menschen, die durch das Vorhandensein überlegener Menschen zum Innewerden ihrer Minderwerthigkeit, zu Neid, Groll und Entrüstung gezwungen sind, also psychisch hässlicher werden, werden auch körperlich hässlich: ihre Nervenkraft kann sich nicht

völlig entladen, sie muss auf halbem Wege umkehren, heimliche Wuth nagt an allen Organen, ihre Galle vergrössert sich, ihr Stoffwechsel ist mehr Zersetzung, als Aufbau. Die Nachkommen solcher niedergehaltenen Menschen werden, auch wenn sie die Unabhängigkeit erlangen, noch lange Ressentiment-Menschen bleiben. Unter einander übrigens, wenn sie nicht auf Mächtigere hinzusehen brauchen, sind sie sich meist ganz erträgliche Wesen. — Als Beispiel eines Herrenmenschen auf hoher Kulturstufe diene uns Goethe, als Beispiel eines Ressentiment-Menschen Rousseau. Um zu erfahren, welchen Ranges ein Mensch unsrer Zeit ist, prüfe man seine Sympathie oder Antipathie in Bezug auf den Einen und den Andern. Einem mit Rousseau empfindenden Menschen wird Goethe ein unerträgliches Wesen sein.

Aus einer Anzahl verschiedener journalistischer Arbeiten über Nietzsche musste ich entnehmen, dass Manche nicht wissen, zu welchem Zwecke die Psychologie der Herren- und Sklaven-Moral unternommen wurde. Eine solche Nicht-Wisserin ist — nach ihren in der „Neuen Freien Presse“ (vom 16. und 17. Juni 1893) erschienenen „Erinnerungen an Friedrich Nietzsche“ — die eingangs erwähnte „Idealistin“ Malvida v. Meysenbug. Diese Dame lernte Nietzschen, gelegentlich der Bayreuther Grundsteinlegung, durch Wagner's kennen. Als alte Schopenhauerianerin und Wagnerianerin stimmte sie Nietzschen nur so lange bei, so lange sein Wollen mit dem der Bayreuther parallel zu laufen schien, also bis zur IV. Unzeitgemässen Betrachtung. Von „Menschliches, Allzumenschliches“ ab wusste sie mit seiner Denkweise nichts Rechtes mehr anzufangen; trotzdem — denn Nietzsche war im persönlichen Umgang ferne davon, sein eigener Apostel zu sein — trotzdem blieb es, in aller Aufrichtigkeit, bei der früheren gegenseitigen Verehrung und Freundschaft. Nietzsche war nicht böse, wenn ihm diese Freundin z. B. schrieb: sie hoffe, er werde wieder — zu Schopenhauer zurückkehren! Sie meinte damit, was sie in dem oben erwähnten Artikel weniger unzart ausspricht: sie habe immer gehofft, Nietzsche werde zu den Gedanken seiner ersten Periode zurückkehren. Gewiss, sagt sie ferner, wäre (nach dieser Umkehr) das Grundprincip seiner Philosophie nicht das der zweiten Periode, also nicht das der Herren- und Sklavenmoral geblieben, sondern — „der Nietzsche der dritten Epoche „würde zum Grundprincip seiner Philosophie kein anderes gewählt „haben, als das schon in der ersten Epoche ausgesprochene, welches

„ich hier wiederhole: „Der Grundgedanke der Kultur, insofern diese „jedem Einzelnen von uns nur Eine Aufgabe zu stellen weiss, ist: „die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des „Heiligen in uns und ausser uns zu fördern und dadurch „an der Vollendung der Natur zu arbeiten“.*)“ — Die gute Dame hat also keinen Begriff davon, dass der Philosoph, der Künstler und der Heilige — oder wie Nietzsche diese früheren Typen in seiner letzten Periode etwa nennen würde: der Erkennende, der Schaffende, der Liebende (die er in Eine Person, in den Zarathustra-Menschen zusammendrängt) — — Herren-Menschen sind! . . Sie hat keinen Begriff davon, dass Nietzsche in diesem zweiten und dritten Entwicklungsstadium genau Das thut, was sie in ihrer Gedankenlosigkeit von ihm erst noch erhoffen zu müssen glaubte! sie sieht den Wald vor Bäumen nicht! sie sieht nicht, wie Nietzsche mit der Aufdeckung der Herrenmoral eben das Seelen-Mysterium aller grossen und zugleich hohen Menschen an's Licht stülpt: wie er unausgesetzt daran ist, jenen vornehmsten Typen der Menschheit diejenigen Rechte wieder zu schaffen und immer tiefer zu begründen, die ein kleinbürgerlich-humanes Zeitalter ihnen auf die inhumanste Weise wegzudeduciren sucht. Dass die Typen des Philosophen, des Künstlers und des sich selbst überwindenden Menschen in einem männlichen Kopfe nicht so engelhaft-trieblos ausschauen können, wie in einem weiblichen, ist unvermeidlich. Es wäre schlimm, wenn es nicht so stünde. Und so wollen wir allen über Nietzsche schreibenden Frauen es noch zur Ehre anrechnen, dass sie, deren Produktivität auf anderen Gebieten liegt, zu Nietzsche's Problemen kein Erfahrungs-Verhältniss haben: es steht ihnen wirklich besser an, sich zu einem Philosophen des Altruismus, d. h. der Mitleids- (der Décadence-) Moral zu halten, als zu einem Philosophen der Herren-Moral: — „das Wohl Aller, mit Ausschluss des eignen, wollen“ — wie lieblich klingt das in einem weiblichen Munde!

— Im Bisherigen versuchte ich, Nietzsche's Tendenz, wie sie aus seiner ersten und dritten Periode deutlich wird, auszusprechen und darauf hinzuweisen, wie diese Tendenz auch in der hier anhebenden zweiten Periode, trotz der Temperatur-Ermässigung von Nietzsche's Gefühl, die selbe bleibt: — es ist immer der von der Masse sich abhebende Mensch, der Nietzschen interessirt, er denkt

*) „Schopenhauer als Erzieher“ S. 58 (2. Aufl. S. 56).

immer nur für die Unerschrockensten, für die Seltenen, Feinen, Tiefen, Grossen, — für Seinesgleichen, hier für die „freien Geister". Mit dem vorliegenden Buche beginnt er seinen Lauf gleichsam von vorn, in einer andern Rennbahn, aber als Mensch der nämlichen Instinkte wie früher. Er untersucht die älteren Ideale, um sie neu zu schaffen, neu zu begründen; er sieht die unlogische Beschaffenheit des Daseins, die Inconsequenz und Unvernunft in der Fundirung aller Institutionen, Systeme, Moralen, Wissenschaften, den Mangel an radikalem Denken, die Leichtgläubigkeit, Gutmüthigkeit, Philisterei, ja Bornirtheit selbst der scharfsinnigsten Menschen. Er lehrt ein unerhörtes Misstrauen, eine gütige Bosheit des Blicks, eine Skepsis, die mehr neugestaltet, als vernichtet: er lehrt eine neue Redlichkeit, er treibt alle diejenigen Tugenden, welche verfeinerte Formen der Grausamkeit sind, in eine nie gekannte Höhe; er fordert eine Selbstverleugnung (aus Stärke, — nicht aus Schwäche, wie es das Zeitalter will), einen Sinn der Opferung, eine Verachtung alles dessen, was aus der Feigheit und Behäbigkeit stammt, dass Dem, der sich an Nietzsche gestählt hat, alle übrigen Denker schwach und befangen erscheinen: — er verdirbt einem den Geschmack an allen anderen Philosophen. In dieser Schonungslosigkeit gegen sich und die menschlichen Dinge äussert sich jener Trieb, der Nietzschen einst zum Entdecker des Dionysischen machte. Dieser Trieb nämlich ist selbst dionysisch, wächst aus einem Kraft-Ueberschuss: er erst bekommt die Natur, voran die menschliche, nackt zu sehen, entkleidet von den Schleiern und Nebeln, die die moralisch gebundenen Menschen über sich, zwischen sich und über die Welt gebreitet haben. Wer diesen grausamen, im Selbstzerfleischen noch lustvollen Trieb nicht hat und höchstens nur vom Hörensagen kennt, versteht Nietzsche nicht. Ein Beispiel hiezu liefert u. A. wieder Frau Andreas. Indem sie den Nietzsche des gegenwärtigen Buches immer durch Rée hindurch sieht, ja mit Rée verwechselt, will sie finden, dass in dieser Periode jene Gesinnung bei Nietzsche zum Sieg komme, die er zuvor selbst (zumal in der „Geburt der Tragödie" und in „David Strauss") bekämpft hatte, — „die sokratische Gesinnung des theoretischen Menschen"! . . Aus dieser Anwendung Nietzsche'scher Begriffe wird abermals ersichtlich, dass Frau Andreas über Inhalt und Bedeutung derselben sich im Unklaren befindet. Der „theoretische Mensch", dessen Stammvater nach Nietzsche der undionysische Sokrates ist, deckt sich durchaus nicht mit derjenigen Art des wissenschaftlichen

Menschen, welche Nietzsche hier selbst repräsentirt. Der theoretische Mensch ist vor Allem ein „vermoralisirtes" Wesen, er steckt in der Niaiserie der Heerdenmoral: durch diese ist er um seine Kraftfülle, um die Unbefangenheit der Seele, um die Freiheit des Blicks gekommen. An sich nämlich ist die Steigerung der Intellektualität und des Bewusstseins durch die Wissenschaft nichts Undionysisches, im Gegentheil! sie kann und soll zu einem wundervollen Werkzeug der Kraftsteigerung des Menschen werden. Aber der Wissenschaftsbetrieb und die Wissenschaftler, wie sie gewöhnlich sind, — diese sind es, die ganz und gar nicht unter den Begriff „dionysisch" fallen. Der sokratisch-theoretische Mensch hat keine Vorstellung davon, wie sein Nervensystem bis in die feinsten Verästungen durchtränkt ist mit „Moralin", wie alle Funktionen dieses Nervensystems, alle seine Gefühle bis hinauf zu den scheinbar objektivsten Vernunftthätigkeiten heerdenmoralischen Einflüsterungen folgen, — wie demnach sein gesammtes Weltbild und Daseinsgefühl ein anderes sein könnte, wenn jene heerdenmoralische Suggestion wegfiele oder (da es ohne Suggestion nicht abgeht) an ihre Stelle eine total andere träte: die der hinabschauenden Solitär-Menschen (— mit der Umwerthung der moralischen Werthgefühle sind alle Werthe mitumgewerthet). Der „theoretische Mensch" ist im untersten Grunde ein furchtsames Wesen: — studirt er Natur und Menschen, so geschieht es vor Allem, um in Zukunft sich ihren Kraftäusserungen möglichst zu entziehen oder ihnen kleine Vortheile abzugewinnen. Sein Gegenstück, der dionysische (der Herren-) Mensch, ist ein muthiges Wesen: — er geht auf Natur und Menschen los, um sie zu überwältigen oder an ihnen zu Grunde zu gehen. Der theoretische Mensch lehrt als Bestes die Gefühlsschwächung, das Stillsitzen, die Vermeidung der Offensive, die blinzelnde Ironie, vor der selbst der Tod seinen Stachel verliere. Der dionysische Mensch dagegen, als Mensch der aufgehäuften und wachsenden Kraft, muss seine Kraft herauslassen: er sucht das Furchtbare und Fragwürdige am Dasein eigens auf, er fragt den Teufel nach Tod und Wunden; sein Wahlspruch ist „Was liegt an mir!" Nietzsche's Herankommen an unsre Moral ist solcher heroischen Art! Man sehe nur genau hin! Er leistet der Moral die selben Dienste, die Herkules dem König Augias leistete, — und hier, im gegenwärtigen Buche, beginnt er diese Arbeit. Er macht wieder Ernst mit der Moral: mit unsrer und mit der seinigen! Er ahnt, wohin wir endlich gelangen, wenn wir noch etliche Jahrhunderte

in der Gefühls-Erweichung fortfahren, die jetzt (hauptsächlich seit Rousseau) als „Moral“ verstanden wird: wir werden in eine buddhistische Ermüdung gerathen! Und wahrlich: diese entnervende Moral mit ihrem Gerede von Tugenden, die keine *virtutes,* keine Stärken sind, diese Moral mit ihrer Bescheidenheit in den Anforderungen des Menschen an sich selbst und an die Andern, mit ihren ausdrücklichen Gelübden gegen Menschencomplexe, aus denen wir, selbst wenn wir wollten, nicht hinauskönnen, mit ihrer Transscendentirung der Welt durch die Phantasien kleinmüthiger, barmender Menschen, — was ist diese moderne Moral Anderes, als ein biologischer Missgriff, ein Anzeichen der physischen Ermattung, des Abnehmens der Lebenskraft? Der starke Mensch, falls er noch vorhanden ist, wird das Opfer dieser Moral, und die längst Geschwächten schwächen sich immer mehr durch sie. — Gegen diese Moral macht Nietzsche Front. Die Erde gehört den Gesunden! Eine Moral, die beim Verschwinden des Leidens und der Schwachheit mitverschwinden würde (da sie vor Allem Mitleids-Moral ist), hat unter Gesunden keinen Sinn. Die Conservirung des Leidens sammt der hierauf bezüglichen Utilität zu erstreben kann ein Unrecht an der Höherentwicklung des Menschengeschlechtes sein. Immer stärker und voller soll auf Erden gelebt werden! Was an menschlicher Grösse bisher dawar, was an welthistorischen Aufgaben gelöst wurde, soll nur Vorspiel und Einübung auf viel erhabenere Willensrichtungen sein.

Man wird bemerkt haben, wie sich Nietzsche in diesen zwei Bänden „Menschliches, Allzumenschliches“ mit mehr Wohlwollen, als früher, unserer Zeit zuwendet. Er sucht die Stärken seines Zeitalters heraus, um diejenigen Hoffnungen an sie zu knüpfen, die er ehedem, als metaphysisch angehauchter Denker, in etwas anderer Gestalt hatte. So neu dies nämlich auch klingen mag: ehedem stand er dem „theoretischen Menschen“ und dessen psychologischen Fälschungen näher, als in dieser Periode; er glaubte z. B. (unter dem Einfluss Schopenhauer's) an die Liebe und an das Mitleid als an Entselbstungen, als an „unegoistische“ Triebe; er glaubte, dass das Metaphysische etwas Anderes sei, als die blosse Hinausprojicirung der Heerden-Wünschbarkeiten in's sinnlich Unerreichbare; er glaubte an die Worte von der „Uninteressirtheit“ und Objektivität der höheren Menschen: während Diese gerade dadurch „höhere Menschen“ sind, dass ihr „Interesse“, ihre geistigen Leidenschaften weit mehr Energie haben, als die der Durchschnittsmenschen, nur dass diese Interessirtheit

Gegenständen gilt, welche die gewöhnlichen Menschen allerdings *nicht* interessiren, — in solchen und in vielen anderen Dingen, die ihre Herkunft aus der alten platonisch-sokratisch-christlichen Scheu vor der Realität nicht verleugnen, hat er hier gründlich anders denken gelernt. Hier, in dieser Periode, beginnt jene Schärfung seines Auges für alles Menschliche, die sich in der Zarathustra-Periode bis zur schonungslosen Kraft des Gorgonen-Blicks steigert. An welchem Vorbild aber lässt sich das Auge dermaassen *schulen*? . . . An einer der wirklichen *Stärken* unserer Zeit: an ihrer Naturwissenschaft! Diese, so sehr sie auch in manchen Theilen, von ihren Forschern her, noch Spuren des Vulgärgeistes und seiner Heerden-Idiosynkrasie an sich trägt, erzieht doch zu einer wesentlich *aussermoralischen* Betrachtungsweise und kann insofern für den höheren Menschen zu einem Mittel werden, zunächst seinen Geist von der lähmenden Falschsichtigkeit des moralisch kleinen Menschen zu befreien. „Wie heute schon der Mensch, hart geworden in der Zucht der Wissenschaft, vor der *Natur* steht, so soll er fürderhin vor dem *Menschen* stehen" — mit diesen Worten bezeichnet Nietzsche selbst seine dionysische Gesammtrichtung. Für die moralisch und sonstwie nichtschöpferischen Menschen liegt ja ein fertig überkommener Sinn in allen Handlungen, Menschen, Dingen: dieser Sinn wird wesentlich bestimmt durch die Art des Zieles, das sie (auch wenn sie Atheisten sein sollten) unbewusst nach Angabe der herrschenden Religion und Moral ihrem Leben stecken (— es ist im Ganzen ein Ziel, durch das die Gattung nur erhalten, und zwar schwach erhalten, nicht aber gefördert wird). Jenen fertig überkommnen Sinn nun werden die Freigeister aus der Natur (also zunächst aus ihrer individuellen) wieder herausziehen: er ist zum grössten Theil, und mehr als die kühnsten Seelen-Analytiker argwöhnen, jüdisch-christlichen Ursprungs. Unter den ersten Mitteln, sich dieser gleichsam unterirdischen Herrschaft der Bibel zu entziehen und einen Uebergang zur Befreiung des Geistes zu schaffen, nennt Nietzsche einmal (Wanderer, Aph. 86) neben Montaigne und Horaz die xenophontischen Memorabilien. Die damit ausgesprochene Empfehlung des „Mittler-Weisen" Sokrates, als eines vorläufigen Befreiers von der superstitiosen Moral, wird es gewesen sein, welche unaufmerksame Leser auf den Gedanken brachte, Nietzsche predige hier den sokratischen Menschen. „Zu Sokrates führen die Strassen der verschiedensten philosophischen Lebensweisen zurück" (aber nicht *hin*).

Eine andere „Stärke" unserer Zeit (— nicht in den Augen Nietzsche's, sondern in denen der Zeitgenossen) ist die immer weiter um sich greifende Demokratisirung der Völker kaukasischer Rasse. Nietzsche sucht sich diese Bewegung hier durch den Gedanken erträglich zu machen, dass mit ihr ein Kulturniveau geschaffen werde, durch das sich, wenn es zu leidlicher Höhe komme, auch diejenigen Typen proportional emportreiben lassen, zu deren Wesen es gehört, Erhebungen über das allgemeine Niveau zu sein. Nun giebt es zweierlei Menschen der Erhebung über dies Niveau: die Einen — z. B. unsere berühmten „Freidenker", Künstler, Gelehrten — sind Potenzirungen der allgemeinen Zeitbildung; ihre Absichten, ihre Ideale liegen in der Richtung des Zeitgeschmacks, und falls sie Protestirende sind, protestiren sie im Sinne des Zeitgeschmacks. — Die zweite Art Typen der Erhebung: die „Freigeister" Nietzsche's, sind aber etwas Anderes, als blosse Potenzirungen der Zeitbildung: sie verhalten sich zu jenem Niveau sammt dessen Erhebungen wie Herren zu Beherrschten, — sie stehen von allem Anfang an über dem Zeitgeschmack, wurzeln mit ihren Instinkten nicht in demselben, sind unzeitgemäss. Sie sind in der Höhe — und die Anderen streben in die Höhe (in eine andere, als die der geborenen *grands seigneurs:* — die Aspiration nach der Höhe, der übliche „Idealismus", ist ja ein Merkmal des Sklaven-Naturells. Der Herren-Mensch dagegen ist kein „Idealist", sondern selber Ideal: als Mensch der Grösse und Höhe und eines total anderen Wachsthums, als es das der Zeitgemässen und der breiten Menge ist, muss er freilich den Letzteren oft als das Gegentheil dessen, was er ist, nämlich als Cyniker, erscheinen, zumal indem er die Triebe, durch welche die Menge am besten gedeiht und die sie deshalb geheiligt hat, für sein Gedeihen unbrauchbar, ja absurd findet.) Wenn dennoch ein solcher Unzeitgemässer, ein solcher Freigeist gleich Nietzsche, der demokratischen Bewegung hier noch nicht mit dem Ekel zusieht, den man von ihm erwartet, so ist es, weil er hofft, dass durch die demokratische Bewegung die Herren-Menschen immer deutlicher zum Gefühl und Bewusstsein ihres Abstandes kommen werden. Unerbaulich ist die demokratische Bewegung nur, solange die Kaste noch nicht existirt, die sich über die Demokratie hinzuschichten hat. Die Sklaven sind da und arbeiten: aber noch fehlen Die, für welche sie arbeiten (— denn Die, gegen welche sie jetzt arbeiten, sind, an Nietzsche's Maass gemessen, Pseudo-Herren und geistig meist rückständiger, als

die Elite des eigentlichen Demokratismus selbst: sie gehören, ihrer Moral nach, im grossen Ganzen mit zu den Sklaven). Je höher geartet der Sklave, desto höher geartet werden seine einstigen Herren sein müssen. Und das Merkmal dieser Herren wird vor Allem die Höhe und Macht ihrer Ziele sein, die Energie des Willens, der Muth zur grossen Verantwortung, die Selbstgewissheit, die Stärke des Gemüths. Je weiter die Demokratisirung fortschreitet, desto dringender wird das Bedürfniss nach solchen souverainen Menschen, und in umso gewaltigerer Ausprägung werden sie erscheinen müssen. Unter Umständen kann also der Wunsch nach ihrem Erscheinen in dem Wunsche eingeschlossen sein, dass es die Demokratie nur immer toller und blödsinniger treiben möge, — und sie wird dies, solange man den demokratischen Idealen nichts Anderes entgegenzusetzen weiss, als etwa Christenthum und Feudalismus. Es ist zu leicht, gegen so überlebte Dinge „Recht" zu haben; es ist zu leicht für die Untenstehenden, gegen eine Menschenklasse „Recht" zu haben, die sich fast in Nichts als in der äusseren Begüterung von ihnen unterscheidet, genau auf dem selben moralischen Boden steht, die selben niedrigen Ziele oder die selbe Ziellosigkeit, die selben Hänge und Gierden hat, die selbe Grundstellung zum Leben einnimmt und jene selbe Leere über und in sich fühlt, in der Alles „anbrüchig, anrüchig, lüstern, düster, geschwürig, verschwörerisch" wird. Die „Schuld" daran den unteren Schichten allein zuzuschieben, ist eine schlimme Rhetorik und verräth abermals die Rathlosigkeit der jetzt herrschen sollenden Klassen. — Es fehlt eben am Besten! Unser Zeitalter leidet den schlimmsten Mangel, den es giebt: es ermangelt der Menschen, welche alle Kräfte dieses an Erkenntnissen, Funden und Entdeckungen so reichen Jahrhunderts nicht nur als Polyhistoren und Encyklopädisten in sich vereinigen, sondern als Menschen der höchsten Seelenmacht diese Kräfte zu einer lebenvollen Synthesis umschaffen! Soweit unser Zeitalter Ziele hat, sind sie entweder illusorisch (christlich, sodann mittelalterlich) oder plebejisch (das kannibalische „Wohlbefinden Aller", bei dem nothwendig die höchsten Typen verkümmern und aussterben): — es sind Ziele der historischen Nachahmung oder der Sorg- und Gedankenlosigkeit: für die schöpferischen Menschen jener Synthesis also ohne Werth und Gültigkeit. Es liegt aber nun einmal auf der Hand, dass aus geistigen Faktoren, die der bisherigen Menschheit unbekannt waren, sich auch seelische Resultate und Ziele ergeben müssen, die Ihresgleichen nicht in der

Vergangenheit hatten. Dass solche Resultate noch nicht sichtbar wurden, hat zum Theil seinen Grund in dem schreienden Missverhältniss, das sich zwischen dem ausgedehnten Intellektleben des modernen Menschen und seinen darüber vernachlässigten Willens- und Seelenkräften herausgebildet hat. Wir brauchen Menschen aus dem Vollen! Unsere geistige Kultur heischt sie zu ihrer Ueberwältigung, Assimilation und Gesammtbeherrschung! Unsere Gelehrten, Philosophen, Dichter, Künstler reichen dazu nicht aus: sie alle gehen im Joch der „Gesellschafts“- (der Heerden- und Décadence-) Moral: — deswegen, einzig deswegen wurden sie schwach! Die Heerden-Moral erzieht zur seelischen Kleinheit. Die Gesammtbeherrschung der Kultur aber erfordert die seelische Grossheit, ist also eine Aufgabe für herrschaftliche Menschen, für Solche, die die Bildung nicht nur „repräsentiren“, durch sie nicht „objektiv“, willensschwach, entpersönlicht wurden, sondern als Menschen des grossen Affektes, als Menschen der höchsten Kraftfülle und Fruchtbarkeit den vielfältigen Geist ihres Zeitalters aus der Heterogeneität zur organischen Einheit erlösen. Wie aber ist dies möglich? Doch nicht etwa durch Systematisirung des geistigen Chaos'? — Nein, gewiss nicht: dies wäre ja wieder nur eine Gelehrten-Aufgabe, eine intellektuelle! — die Aufgabe ist aber eine moralische! . . Jene Synthesis kann nur unter der Einwirkung von Kräften entstehen, die nicht in der Bildungs-Masse vorhanden sind (— wären sie vorhanden, so würde das Problem längst gelöst sein, ja, als Problem gar nicht existiren). Jene Synthesis bildet sich nur in der Seele von Menschen, deren Wille grundverschieden von dem der Zeitgenossen ist, in Menschen, die noch unverbraucht, aus jugendfrischem Geschlechte sind, überladen mit zeugenden Kräften, ihren Mitmenschen folglich immer voraus und überlegen, folglich grundfremd. Diese Fremdheit macht sie im grossen Stile produktiv. Nehmen sie nämlich den Geist ihres Zeitalters in sich hinein, so gewahren sie mit Schauder und Verachtung, dass ihm genau Das fehlt, was ihnen als Sinn und Bedeutung ihres eigenen Daseins gilt. Der Geist des Zeitalters weiss Nichts von der starken Natur, von der grossen Leidenschaft, von einer anzustrebenden Erhöhung des ganzen Phänomens „Mensch“, — er ist matt, ohne Antriebe zum Grossen, undionysisch, „alexandrinisch“, banal und gut bis zur Erbärmlichkeit. Die Menschen aber, in denen jene Synthesis entsteht — die Herren-Menschen im Nietzsche'schen Sinne — leben in einer fortwährenden Spannung hoher Kräfte, die

sich entladen müssen: mit diesen Kräften durchdringen sie die aufgenommene Geisteskultur. Jetzt bekommt diese eine Seele: aus der wüsten Formlosigkeit ersteht die Ordnung, die selbe, die im Seelenbau des Herren-Menschen herrscht. Ein neues Wozu, Wohin ist aufgerichtet und sendet seine Kraftstrahlen in's Chaos, dass es sich neu gruppire und gliedere, d. h. sich in Hinsicht auf jenes Wozu neu abwerthe, neue Grade der Utilität erhalte. Welches „Wozu" aber wäre dies? — Kein anderes, als welches die gesammte organische Welt beherrscht: jedes lebende Wesen will Seinesgleichen zeugen. Der Herren-Mensch will die Erzeugung des Herren-Menschen (er will, mit den einstmaligen Worten Nietzsche's, „die Erzeugung des Genius"). So versteht er den Sinn und Zweck der Kultur. Nur im Dienste dieser Aufgabe giebt es eine Kultur: fehlt dieses oberste Ziel, wird es nicht mehr gesehen, so herrscht der Philister à la Buckle, Mill und David Strauss, der kleine Mensch, der Knirps und „Erdfloh", der nun seine Rangordnung der Dinge an den Himmel schreibt und widerstandslos ein ganzes Zeitalter zu ihr — zu den Werthen und Adaptions-Tugenden der Heerde, der Masse, der „Gesellschaft" — überredet. Der Glaube aber an den „Menschen" und seine Zukunft kann nur durch grosse Menschen aufrecht erhalten werden: — fehlt diese Gattung Mensch, so zeigen sich sofort die Ansätze zur Rückbildung in's Affenhafte, — oder Ermüdung und Hoffnungslosigkeit: Nihilismus.

Die Erzeugung einer herrschenden starken, überlegenen Rasse (die durch andre Tugenden vollkommen wird, als durch welche mittelmässige Naturen „vollkommen" werden) ist ein Gebot der Nothwendigkeit. Dieses Gebot lehrt, als der Erste, Nietzsche. Sind die aristokratischen Werthe wieder leibhaft und menschgeworden vorhanden, dann ergiebt sich das Erbleichen und Zurückweichen der demokratischen Werthe zum Theil von selbst: zum andern Theil freilich wird die Befestigung jener Rasse mit den furchtbarsten Kämpfen verknüpft sein. Die nächsten Jahrhunderte werden diese Kämpfe bringen. Erst wenn die souverainen Menschen sich in die Gefahr des Vernichtetwerdens und damit in die Nothwendigkeit der schroffsten Selbstbehauptung versetzt sehen, kann ihr Wille jene edle Erzeshärte erhalten, ohne die ihr Typus weder vollkommen, noch die Fortdauer dieser Männer-Rasse garantirt sein würde. Ohne Krieg giebt es keine Männer: — es ist dafür gesorgt, dass der Krieg nicht ausstirbt; von seiner Abschaffung zu träumen möge der

„Humanität“ sich nennenden Impotenz und Instinkt-Verkommenheit unsrer „Freidenker“ überlassen bleiben. Nicht Eine Art des Lebens soll es geben, wie die Heerde will, sondern tausend Arten des Lebens! Klüfte müssen aufgerissen, tiefe Seelen-Unterschiede geschaffen werden! Alles, was zur Einartigkeit, zur Gleichheit hinführt, ist Symptom der sinkenden Kraft. Der selbe Wille, der den Himmel entvölkerte und Ein Wesen hineinsetzte (um den Aufwand an Denkkraft zu sparen, den der Polytheismus erfordert) — der selbe Wille will auch den Ueberreichthum des Lebens immer mehr verschwinden machen, . . warum? Weil das verarmte Leben auch noch sich selbst immer bequemer denkbar machen will. Ueberall die Anzeichen, dass das Meer sich glätten und still und todt werden möchte! . . Aber das Meer ist nicht sein eigner Herr: des Meeres Herr ist das Luftmeer! Dort in den äussersten Höhen beginnt es zu kräuseln, zu wirbeln und sich hinabzutrichtern, und bald wird es wehen und stürmen und brausen und auch das Wassermeer in seine Bewegung hineinreissen. Ola Hansson war es, der das schönste Wort über Nietzsche fand, auf das ich hier anspiele: „Nietzsche — ein Sturmherd und Ausgangspunkt grosser Wogen“. Ja, er wird stürmen, dieser Cyklon Friedrich Nietzsche! und was auch die Ressentiments- und Entartungsmännlein sagen mögen: die kommenden Jahrhunderte können ihn nicht loswerden!

Ehe ich schliesse, mache ich noch mit Nietzsche's eignen Worten darauf aufmerksam, „dass man die eigentliche Aufgabe der höheren Species Mensch nicht in der Leitung der niederen zu sehen hat: die niedere Species soll nur die Basis sein, auf der eine höhere Species ihre eigene Aufgabe lebt“. (Vergl. hiezu Aph. 258 in „Jenseits v. G. u. B.“; 3. Aufl. Aph. 261.)

— Sollte es mir gelungen sein, im Leser dieses Vorwortes ein Gefühl davon zu erwecken, mit wem und womit er es zu thun hat, wenn er Nietzsche liest, so ist es mir hoffentlich auch gelungen, das gröbste, nachgerade chronisch werdende „Missverständniss“ über Nietzsche zu zerstreuen: das demokratische Missverständniss, dass er, weil er Moral lehrt, Verbindlichkeiten für Alle lehre! „Moral“ sei für Alle gleich! Sie spreche wie Gott: „du sollst keine andern Moralen haben neben mir!“ — Offenbar vermeint man, Nietzsche wolle den Dekalog umstossen oder zu Conflicten mit der Staatsgewalt einladen! . . Nietzsche's Moral bezieht sich aber auf eine

Welt sublimer Seelen-Antriebe und -Nüancen, die weder den Staat noch den Dekalog etwas angehen und die nur eben Denen, welche im genannten Missverständniss befangen sind, fehlen. Mag es also immerhin möglich sein, dass Viele bei Nietzsche's Worten verkehrte Vorstellungen haben oder wohl gar sich Bestärkungen ihrer niederen Kultur aus ihm holen, so ist daraufhin nur zu sagen, dass Missverständniss und Missbrauch kein Einwand gegen eine Lehre sind. Missverstanden und missbraucht worden sind alle Dinge, — und die besten am schlimmsten.

— Es erübrigt mir nun noch, einige Herausgeber-Notizen zu geben.

Die „Vermischten Meinungen und Sprüche“ erschienen Anfang März 1879.

„Der Wanderer und sein Schatten“ — niedergeschrieben im Sommer 1879 zu Genf, Wiesen und St. Moritz [Nietzsche's erster engadiner Aufenthalt] — erschien im December 1879.

Die Vorreden zu den in der jetzigen Gestalt vorliegenden Bänden I und II von „Menschliches, Allzumenschliches“ schrieb Nietzsche, als diese Bücher in den Verlag von E. W. Fritzsch in Leipzig übergingen (1886).

Was sodann den Text der gegenwärtigen Ausgabe anlangt, so diene Folgendes zur Nachricht. Nietzsche sprach einmal, im April 1885 zu Venedig, gegen mich die Absicht aus, diese zwei Bände „Menschliches, Allzumenschliches“ durchaus umzuarbeiten. Dass er, bei dem unablässigen Zuströmen neuer Gedanken, Musse für diese Arbeit finden werde, war kaum anzunehmen. Es fanden sich denn auch in seinem umfangreichen Manuscript-Nachlass nur drei Blätter vor, die der geplanten Umarbeitung gelten: auf ihnen stehen die drei ersten Aphorismen in neuer Fassung; leider bricht die Arbeit schon mitten im 3. Aphorismus ab. Da ich mich nicht entschliessen konnte, die ursprüngliche Fassung der späteren zu opfern, so liess ich beide abdrucken: die frühere als Text, die spätere als Fussnote (S. 19—23). Sie zeigen, mit einander verglichen, auf interessante Weise, wie Nietzsche's Sprache für diese reifere Denkart sich aus der anfänglichen Kühle und Zurückhaltung zur meisterlichen Freiheit und Lebendigkeit entwickelte. — Der übrige Text der beiden Bände ist (mit der sogleich zu nennenden Einschränkung) nach dem gedruckten Handexemplar Nietzsche's hergestellt, in welches er, gewiss lange bevor ihm der Gedanke der Umarbeitung kam, zahlreiche Bleistift-

Correcturen eingetragen hat. Ich muss nun der Wahrheit gemäss berichten, dass mir beim Beginn des Neudruckes nur jene genannten drei Blätter bekannt waren und dass ich von der Existenz des durchcorrigirten Handexemplars noch Nichts wusste: erst von Bogen 12 dieses Bandes (S. 177) ab war ich im Stande, es zu benutzen und dessen Correcturen dem Neudruck bis an's Ende des II. Bandes zu Gute kommen zu lassen. Spätere Drucke werden also die in Bogen 2—11 des I. Bandes noch fehlenden Emendanden zu berücksichtigen haben. Diese betreffen übrigens fast durchgehends den sprachlichen Ausdruck, nicht den Gedanken. Sie sind ein Zeugniss dafür, mit welchem Feingefühl, welcher unerbittlichen Strenge Nietzsche als Schriftsteller zu Werke ging.

Die Anmerkungen am Ende einiger Seiten stammen von mir (— Nietzsche's Bücher haben, mit Ausnahme des „Falles Wagner", keine Fussnoten von seiner Hand). Diese Anmerkungen enthalten hauptsächlich Quellenangaben zu Citaten im Text. — „Mit meinen Citaten steht es schlecht! — sagte Nietzsche einmal zu mir — Aber ich kann mich auf meinen Reisen nicht mit Büchern beschleppen und muss meist aus dem Gedächtniss citiren." — Soweit meine Controle reicht, vermochte ich jedoch keine Versehen in seinen Anführungen zu entdecken: es sei denn das Eine im Aphorismus 437 ds. Bds., wo die Weiber irrthümlich im Plural erscheinen (vergl. Phädon 3). Es versteht sich von selbst, dass es dem Herausgeber nicht erlaubt war, Textänderungen auf eigne Faust vorzunehmen.

Da die Verlagsbuchhandlung auch diesem Buch, gleich dem Zarathustra-Werke, ein Autograph Nietzsche's beizugeben wünschte, so habe ich aus meiner reichen Sammlung Nietzsche'scher Briefe ihr einen zur Verfügung gestellt, der sich am ehesten zur Wiedergabe in diesem Buch eignet. Die lithographische Reproduktion ist vollkommen gelungen und macht genau den Eindruck des Originals.

Juli 1893. **Peter Gast.**

Menschliches, Allzumenschliches.

Erster Band.

INHALT.

	Seite
Vorrede	5
Von den ersten und letzten Dingen	17
Zur Geschichte der moralischen Empfindungen	57
Das religiöse Leben	113
Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller	153
Anzeichen höherer und niederer Kultur	205
Der Mensch im Verkehr	263
Weib und Kind	291
Ein Blick auf den Staat	313
Der Mensch mit sich allein	349
Unter Freunden. Ein Nachspiel	397

Das Register der Aphorismen-Titel befindet sich am Ende dieses Bandes.

VORREDE.

I.

Es ist mir oft genug und immer mit grossem Befremden ausgedrückt worden, dass es etwas Gemeinsames und Auszeichnendes an allen meinen Schriften gäbe, von der „Geburt der Tragödie" an bis zum letzthin veröffentlichten „Vorspiel einer Philosophie der Zukunft": sie enthielten allesammt, hat man mir gesagt, Schlingen und Netze für unvorsichtige Vögel und beinahe eine beständige unvermerkte Aufforderung zur Umkehrung gewohnter Werthschätzungen und geschätzter Gewohnheiten. Wie? Alles nur — menschlich-allzumenschlich? Mit diesem Seufzer komme man aus meinen Schriften heraus, nicht ohne eine Art Scheu und Misstrauen selbst gegen die Moral, ja, nicht übel versucht und ermuthigt, einmal den Fürsprecher der schlimmsten Dinge zu machen: wie als ob sie vielleicht nur die bestverleumdeten seien? Man hat meine Schriften eine Schule des Verdachts genannt, noch mehr der Verachtung, glücklicherweise auch des Muthes, ja der Verwegenheit. In der That, ich selbst glaube nicht, dass jemals Jemand mit einem gleich tiefen Verdachte in die Welt gesehn hat, und nicht nur als gelegentlicher Anwalt des Teufels, sondern ebenso sehr, theologisch zu reden, als Feind und Vorforderer Gottes; und

wer etwas von den Folgen erräth, die in jedem tiefen Verdachte liegen, etwas von den Frösten und Aengsten der Vereinsamung, zu denen jede unbedingte Verschiedenheit des Blickes den mit ihr Behafteten verurtheilt, wird auch verstehn, wie oft ich zur Erholung von mir, gleichsam zum zeitweiligen Selbstvergessen, irgendwo unterzutreten suchte — in irgend einer Verehrung oder Feindschaft oder Wissenschaftlichkeit oder Leichtfertigkeit oder Dummheit; auch warum ich, wo ich nicht fand, was ich brauchte, es mir künstlich erzwingen, zurecht fälschen, zurecht dichten musste (— und was haben Dichter je Anderes gethan? und wozu wäre alle Kunst in der Welt da?). Was ich aber immer wieder am nöthigsten brauchte, zu meiner Kur und Selbst-Wiederherstellung, das war der Glaube, nicht dergestalt einzeln zu sein, einzeln zu sehn, — ein zauberhafter Argwohn von Verwandtschaft und Gleichheit in Auge und Begierde, ein Ausruhen im Vertrauen der Freundschaft, eine Blindheit zu Zweien ohne Verdacht und Fragezeichen, ein Genuss an Vordergründen, Oberflächen, Nahem, Nächstem, an Allem, was Farbe, Haut und Scheinbarkeit hat. Vielleicht, dass man mir in diesem Betrachte mancherlei „Kunst", mancherlei feinere Falschmünzerei vorrücken könnte: zum Beispiel, dass ich wissentlich-willentlich die Augen vor Schopenhauer's blindem Willen zur Moral zugemacht hätte, zu einer Zeit, wo ich über Moral schon hellsichtig genug war; insgleichen dass ich mich über Richard Wagner's unheilbare Romantik betrogen hätte, wie als ob sie ein Anfang und nicht ein Ende sei; insgleichen über die Griechen, insgleichen über die Deutschen und ihre Zukunft — und es gäbe vielleicht noch eine ganze lange Liste solcher Insgleichen? — gesetzt aber, dies Alles wäre wahr und mit gutem Grunde mir vorgerückt,

was wisst ihr davon, was könntet ihr davon wissen, wie viel List der Selbst-Erhaltung, wie viel Vernunft und höhere Obhut in solchem Selbst-Betruge enthalten ist, — und wie viel Falschheit mir noch noth thut, damit ich mir immer wieder den Luxus meiner Wahrhaftigkeit gestatten darf? . . . Genug, ich lebe noch; und das Leben ist nun einmal nicht von der Moral ausgedacht: es will Täuschung, es lebt von der Täuschung . . . aber nicht wahr? da beginne ich bereits wieder und thue, was ich immer gethan habe, ich alter Immoralist und Vogelsteller — und rede unmoralisch, aussermoralisch, „jenseits von Gut und Böse“? —

2.

— So habe ich denn einstmals, als ich es nöthig hatte, mir auch die „freien Geister“ erfunden, denen dieses schwermüthig-muthige Buch mit dem Titel „Menschliches, Allzumenschliches“ gewidmet ist: dergleichen „freie Geister“ giebt es nicht, gab es nicht, — aber ich hatte sie damals, wie gesagt, zur Gesellschaft nöthig, um guter Dinge zu bleiben inmitten schlimmer Dinge (Krankheit, Vereinsamung, Fremde, Acedia, Unthätigkeit): als tapfere Gesellen und Gespenster, mit denen man schwätzt und lacht, wenn man Lust hat zu schwätzen und zu lachen, und die man zum Teufel schickt, wenn sie langweilig werden, — als ein Schadenersatz für mangelnde Freunde. Dass es dergleichen freie Geister einmal geben könnte, dass unser Europa unter seinen Söhnen von Morgen und Uebermorgen solche muntere und verwegene Gesellen haben wird, leibhaft und handgreiflich und nicht nur, wie in meinem Falle, als Schemen und Einsiedler-Schattenspiel: daran möchte ich am wenigsten zweifeln. Ich sehe sie bereits kommen, langsam, langsam; und

vielleicht thue ich etwas, um ihr Kommen zu beschleunigen, wenn ich zum Voraus beschreibe, unter welchen Schicksalen ich sie entstehen, auf welchen Wegen ich sie kommen sehe? — —

3.

Man darf vermuthen, dass ein Geist, in dem der Typus „freier Geist“ einmal bis zur Vollkommenheit reif und süss werden soll, sein entscheidendes Ereigniss in einer grossen Loslösung gehabt hat, und dass er vorher um so mehr ein gebundener Geist war und für immer an seine Ecke und Säule gefesselt schien. Was bindet am festesten? welche Stricke sind beinahe unzerreissbar? Bei Menschen einer hohen und ausgesuchten Art werden es die Pflichten sein: jene Ehrfurcht, wie sie der Jugend eignet, jene Scheu und Zartheit vor allem Altverehrten und Würdigen, jene Dankbarkeit für den Boden, aus dem sie wuchsen, für die Hand, die sie führte, für das Heiligthum, wo sie anbeten lernten, — ihre höchsten Augenblicke selbst werden sie am festesten binden, am dauerndsten verpflichten. Die grosse Loslösung kommt für solchermaassen Gebundene plötzlich, wie ein Erdstoss: die junge Seele wird mit Einem Male erschüttert, losgerissen, herausgerissen, — sie selbst versteht nicht, was sich begiebt. Ein Antrieb und Andrang waltet und wird über sie Herr wie ein Befehl; ein Wille und Wunsch erwacht, fortzugehn, irgend wohin, um jeden Preis; eine heftige gefährliche Neugierde nach einer unentdeckten Welt flammt und flackert in allen ihren Sinnen. „Lieber sterben, als hier leben“ — so klingt die gebieterische Stimme und Verführung: und dies „hier“, dies „zu Hause“ ist Alles, was sie bis dahin geliebt hatte! Ein plötzlicher Schrecken und Argwohn gegen Das, was sie liebte, ein

Blitz von Verachtung gegen Das, was ihr „Pflicht“ hiess, ein aufrührerisches, willkürliches, vulkanisch stossendes Verlangen nach Wanderschaft, Fremde, Entfremdung, Erkältung, Ernüchterung, Vereisung, ein Hass auf die Liebe, vielleicht ein tempelschänderischer Griff und Blick rückwärts, dorthin, wo sie bis dahin anbetete und liebte, vielleicht eine Gluth der Scham über Das, was sie eben that, und ein Frohlocken zugleich, dass sie es that, ein trunkenes inneres frohlockendes Schaudern, in dem sich ein Sieg verräth — ein Sieg? über was? über wen? ein räthselhafter fragenreicher fragwürdiger Sieg, aber der erste Sieg immerhin: — dergleichen Schlimmes und Schmerzliches gehört zur Geschichte der grossen Loslösung. Sie ist eine Krankheit zugleich, die den Menschen zerstören kann, dieser erste Ausbruch von Kraft und Willen zur Selbstbestimmung, Selbst-Werthsetzung, dieser Wille zum freien Willen: und wie viel Krankheit drückt sich an den wilden Versuchen und Seltsamkeiten aus, mit denen der Befreite, Losgelöste sich nunmehr seine Herrschaft über die Dinge zu beweisen sucht! Er schweift grausam umher, mit einer unbefriedigten Lüsternheit; was er erbeutet, muss die gefährliche Spannung seines Stolzes abbüssen; er zerreisst, was ihn reizt. Mit einem bösen Lachen dreht er um, was er verhüllt, durch irgend eine Scham geschont findet: er versucht, wie diese Dinge aussehen, wenn man sie umkehrt. Es ist Willkür und Lust an der Willkür darin, wenn er vielleicht nun seine Gunst dem zuwendet, was bisher in schlechtem Rufe stand, — wenn er neugierig und versucherisch um das Verbotenste schleicht. Im Hintergrunde seines Treibens und Schweifens — denn er ist unruhig und ziellos unterwegs wie in einer Wüste — steht das Fragezeichen einer immer gefährlicheren Neugierde. „Kann man nicht alle Werthe

umdrehn? und ist Gut vielleicht Böse? und Gott nur eine Erfindung und Feinheit des Teufels? Ist Alles vielleicht im letzten Grunde falsch? Und wenn wir Betrogene sind, sind wir nicht ebendadurch auch Betrüger? müssen wir nicht auch Betrüger sein?" — solche Gedanken führen und verführen ihn, immer weiter fort, immer weiter ab. Die Einsamkeit umringt und umringelt ihn, immer drohender, würgender, herzzuschnürender, jene furchtbare Göttin und mater saeva cupidinum — aber wer weiss es heute, was Einsamkeit ist? . . .

4.

Von dieser krankhaften Vereinsamung, von der Wüste solcher Versuchs-Jahre ist der Weg noch weit bis zu jener ungeheuren überströmenden Sicherheit und Gesundheit, welche der Krankheit selbst nicht entrathen mag, als eines Mittels und Angelhakens der Erkenntniss, bis zu jener reifen Freiheit des Geistes, welche ebensosehr Selbstbeherrschung und Zucht des Herzens ist und die Wege zu vielen und entgegengesetzten Denkweisen erlaubt —, bis zu jener inneren Umfänglichkeit und Verwöhnung des Ueberreichthums, welche die Gefahr ausschliesst, dass der Geist sich etwa selbst in die eignen Wege verlöre und verliebte und in irgend einem Winkel berauscht sitzen bliebe, bis zu jenem Ueberschuss an plastischen, ausheilenden, nachbildenden und wiederherstellenden Kräften, welcher eben das Zeichen der grossen Gesundheit ist, jener Ueberschuss, der dem freien Geiste das gefährliche Vorrecht giebt, auf den Versuch hin leben und sich dem Abenteuer anbieten zu dürfen: das Meisterschafts-Vorrecht des freien Geistes! Dazwischen mögen lange Jahre der Genesung liegen, Jahre voll vielfarbiger schmerzlich-zauberhafter Wandlungen, beherrscht

und am Zügel geführt durch einen zähen Willen zur Gesundheit, der sich oft schon als Gesundheit zu kleiden und zu verkleiden wagt. Es giebt einen mittleren Zustand darin, dessen ein Mensch solchen Schicksals später nicht ohne Rührung eingedenk ist: ein blasses feines Licht und Sonnenglück ist ihm zu eigen, ein Gefühl von Vogel-Freiheit, Vogel-Umblick, Vogel-Uebermuth, etwas Drittes, in dem sich Neugierde und zarte Verachtung gebunden haben. Ein „freier Geist“ — dies kühle Wort thut in jenem Zustande wohl, es wärmt beinahe. Man lebt, nicht mehr in den Fesseln von Liebe und Hass, ohne Ja, ohne Nein, freiwillig nahe, freiwillig ferne, am liebsten entschlüpfend, ausweichend, fortflatternd, wieder weg, wieder empor fliegend; man ist verwöhnt, wie Jeder, der einmal ein ungeheures Vielerlei unter sich gesehn hat, — und man ward zum Gegenstück Derer, welche sich um Dinge bekümmern, die sie nichts angehn. In der That, den freien Geist gehen nunmehr lauter Dinge an — und wie viele Dinge! — welche ihn nicht mehr bekümmern...

5.

Ein Schritt weiter in der Genesung: und der freie Geist nähert sich wieder dem Leben, langsam freilich, fast widerspänstig, fast misstrauisch. Es wird wieder wärmer um ihn, gelber gleichsam; Gefühl und Mitgefühl bekommen Tiefe, Thauwinde aller Art gehen über ihn weg. Fast ist ihm zu Muthe, als ob ihm jetzt erst die Augen für das Nahe aufgiengen. Er ist verwundert und sitzt stille: wo war er doch? Diese nahen und nächsten Dinge: wie scheinen sie ihm verwandelt! welchen Flaum und Zauber haben sie inzwischen bekommen! Er blickt dankbar zurück, — dankbar seiner Wanderschaft, seiner Härte und Selbstentfremdung, seinen Fernblicken und Vogelflügen

in kalte Höhen. Wie gut, dass er nicht wie ein zärtlicher dumpfer Eckensteher immer „zu Hause“, immer „bei sich“ geblieben ist! Er war ausser sich: es ist kein Zweifel. Jetzt erst sieht er sich selbst —, und welche Ueberraschungen findet er dabei! Welche unerprobten Schauder! Welches Glück noch in der Müdigkeit, der alten Krankheit, den Rückfällen des Genesenden! Wie es ihm gefällt, leidend stillzusitzen, Geduld zu spinnen, in der Sonne zu liegen! Wer versteht sich gleich ihm auf das Glück im Winter, auf die Sonnenflecke an der Mauer! Es sind die dankbarsten Thiere von der Welt, auch die bescheidensten, diese dem Leben wieder halb zugewendeten Genesenden und Eidechsen: — es giebt solche unter ihnen, die keinen Tag von sich lassen, ohne ihm ein kleines Loblied an den nachschleppenden Saum zu hängen. Und ernstlich geredet: es ist eine gründliche Kur gegen allen Pessimismus (den Krebsschaden alter Idealisten und Lügenbolde, wie bekannt —) auf die Art dieser freien Geister krank zu werden, eine gute Weile krank zu bleiben und dann, noch länger, noch länger, gesund, ich meine „gesünder“ zu werden. Es ist Weisheit darin, Lebens-Weisheit, sich die Gesundheit selbst lange Zeit nur in kleinen Dosen zu verordnen.

6.

Um jene Zeit mag es endlich geschehen, unter den plötzlichen Lichtern einer noch ungestümen, noch wechselnden Gesundheit, dass dem freien, immer freieren Geiste sich das Räthsel jener grossen Loslösung zu entschleiern beginnt, welches bis dahin dunkel, fragwürdig, fast unberührbar in seinem Gedächtniss gewartet hatte. Wenn er sich lange kaum zu fragen wagte „warum so abseits? so allein? Allem entsagend, was ich verehrte?

der Verehrung selbst entsagend? warum diese Härte, dieser Argwohn, dieser Hass auf die eigenen Tugenden?" — jetzt wagt und fragt er es laut und hört auch schon etwas wie Antwort darauf. „Du solltest Herr über dich werden, Herr auch über die eigenen Tugenden. Früher waren sie deine Herren; aber sie dürfen nur deine Werkzeuge neben andren Werkzeugen sein. Du solltest Gewalt über dein Für und Wider bekommen und es verstehn lernen, sie aus- und wieder einzuhängen, je nach deinem höheren Zwecke. Du solltest das Perspektivische in jeder Werthschätzung begreifen lernen — die Verschiebung, Verzerrung und scheinbare Teleologie der Horizonte und was Alles zum Perspektivischen gehört; auch das Stück Dummheit in Bezug auf entgegengesetzte Werthe und die ganze intellektuelle Einbusse, mit der sich jedes Für, jedes Wider bezahlt macht. Du solltest die nothwendige Ungerechtigkeit in jedem Für und Wider begreifen lernen, die Ungerechtigkeit als unablösbar vom Leben, das Leben selbst als bedingt durch das Perspektivische und seine Ungerechtigkeit. Du solltest vor Allem mit Augen sehn, wo die Ungerechtigkeit immer am grössten ist: dort nämlich, wo das Leben am kleinsten, engsten, dürftigsten, anfänglichsten entwickelt ist und dennoch nicht umhin kann, sich als Zweck und Maass der Dinge zu nehmen und seiner Erhaltung zu Liebe das Höhere, Grössere, Reichere heimlich und kleinlich und unablässig anzubröckeln und in Frage zu stellen, — du solltest das Problem der Rangordnung mit Augen sehn und wie Macht und Recht und Umfänglichkeit der Perspektive mit einander in die Höhe wachsen. Du solltest" — genug, der freie Geist weiss nunmehr, welchem „du sollst" er gehorcht hat, und auch, was er jetzt kann, was er jetzt erst — darf . . .

7.

Dergestalt giebt der freie Geist sich in Bezug auf jenes Räthsel von Loslösung Antwort und endet damit, indem er seinen Fall verallgemeinert, sich über sein Erlebniss also zu entscheiden. „Wie es mir ergieng, sagt er sich, muss es Jedem ergehn, in dem eine Aufgabe leibhaft werden und „zur Welt kommen" will. Die heimliche Gewalt und Nothwendigkeit dieser Aufgabe wird unter und in seinen einzelnen Schicksalen walten gleich einer unbewussten Schwangerschaft, — lange, bevor er diese Aufgabe selbst in's Auge gefasst hat und ihren Namen weiss. Unsre Bestimmung verfügt über uns, auch wenn wir sie noch nicht kennen; es ist die Zukunft, die unserm Heute die Regel giebt. Gesetzt, dass es das Problem der Rangordnung ist, von dem wir sagen dürfen, dass es unser Problem ist, wir freien Geister: jetzt, in dem Mittage unsres Lebens, verstehn wir es erst, was für Vorbereitungen, Umwege, Proben, Versuchungen, Verkleidungen das Problem nöthig hatte, ehe es vor uns aufsteigen durfte, und wie wir erst die vielfachsten und widersprechendsten Noth- und Glücksstände an Seele und Leib erfahren mussten, als Abenteurer und Weltumsegler jener inneren Welt, die „Mensch" heisst, als Ausmesser jedes „Höher" und „Uebereinander", das gleichfalls „Mensch" heisst — überallhin dringend, fast ohne Furcht, Nichts verschmähend, Nichts verlierend, Alles auskostend, Alles vom Zufälligen reinigend und gleichsam aussiebend — bis wir endlich sagen durften, wir freien Geister: „Hier — ein neues Problem! Hier eine lange Leiter, auf deren Sprossen wir selbst gesessen und gestiegen sind, — die wir selbst irgend wann gewesen sind! Hier ein Höher, ein Tiefer, ein Unter-uns, eine ungeheure

lange Ordnung, eine Rangordnung, die wir sehen: hier — unser Problem!" — —

8.

— Es wird keinem Psychologen und Zeichendeuter einen Augenblick verborgen bleiben, an welche Stelle der eben geschilderten Entwicklung das vorliegende Buch gehört (oder gestellt ist —). Aber wo giebt es heute Psychologen? In Frankreich, gewiss; vielleicht in Russland; sicherlich nicht in Deutschland. Es fehlt nicht an Gründen, weshalb sich dies die heutigen Deutschen sogar noch zur Ehre anrechnen könnten: schlimm genug für Einen, der in diesem Stücke undeutsch geartet und gerathen ist! Dies deutsche Buch, welches in einem weiten Umkreis von Ländern und Völkern seine Leser zu finden gewusst hat — es ist ungefähr zehn Jahr unterwegs — und sich auf irgend welche Musik und Flötenkunst verstehn muss, durch die auch spröde Ausländer-Ohren zum Horchen verführt werden, — gerade in Deutschland ist dies Buch am nachlässigsten gelesen, am schlechtesten gehört worden: woran liegt das? — „Es verlangt zu viel, hat man mir geantwortet, es wendet sich an Menschen ohne die Drangsal grober Pflichten, es will feine und verwöhnte Sinne, es hat Ueberfluss nöthig, Ueberfluss an Zeit, an Helligkeit des Himmels und Herzens, an otium im verwegensten Sinne: — lauter gute Dinge, die wir Deutschen von Heute nicht haben und also auch nicht geben können." — Nach einer so artigen Antwort räth mir meine Philosophie, zu schweigen und nicht mehr weiter zu fragen; zumal man in gewissen Fällen, wie das Sprüchwort andeutet, nur dadurch Philosoph bleibt, dass man — schweigt.

Nizza, im Frühling 1886.

Erstes Hauptstück.

Von den ersten und letzten Dingen.

1.

Chemie der Begriffe und Empfindungen. — Die philosophischen Probleme nehmen jetzt wieder fast in allen Stücken die selbe Form der Frage an, wie vor zweitausend Jahren: wie kann Etwas aus seinem Gegensatz entstehen, zum Beispiel Vernünftiges aus Vernunftlosem, Empfindendes aus Todtem, Logik aus Unlogik, interesseloses Anschauen aus begehrlichem Wollen, Leben für Andere aus Selbstsucht, Wahrheit aus Irrthümern? Die metaphysische Philosophie half sich bisher über diese Schwierigkeit hinweg, insofern sie einfach die Entstehung des Einen aus dem Andern leugnete und für die höher gewertheten Dinge einen eigenen Ursprung annahm, unmittelbar aus dem An-sich der Dinge heraus.*) Die historische Philosophie dagegen, welche gar

*) Die im Vorwort des Herausgebers erwähnte Umarbeitung lautet von hier ab wie folgt:

Eine umgekehrte Philosophie dagegen, die allerjüngste und radikalste, die es bisher gegeben hat, eine eigentliche Philosophie des Werdens, welche an ein „An-sich" überhaupt nicht glaubt und folglich ebensowohl dem Begriffe „Sein" als dem Begriffe „Erscheinung" das Bürgerrecht verweigert: eine solche antimetaphysische Philosophie hat mir in einzelnen Fällen wahrscheinlich gemacht (— und vermuthlich wird dies in allen ihr Ergebniss sein), dass jene Fragestellung falsch ist, dass es jene Gegensätze gar nicht giebt, an welche die bisherige Philosophie geglaubt hat, verführt durch die Sprache und die in ihr gebietende Nützlichkeit der

nicht mehr getrennt von der Naturwissenschaft zu denken ist, die allerjüngste aller philosophischen Methoden, ermittelte in einzelnen Fällen (und vermuthlich wird dies in allen ihr Ergebniss sein), dass es keine Gegensätze sind, ausser in der gewohnten Uebertreibung der populären oder metaphysischen Auffassung, und dass ein Irrthum der Vernunft dieser Gegenüberstellung zu Grunde liegt: nach ihrer Erklärung giebt es, streng gefasst, weder ein unegoistisches Handeln, noch ein völlig interesseloses Anschauen, es sind beides nur Sublimirungen, bei denen das Grundelement fast verflüchtigt erscheint und nur noch für die feinste Beobachtung sich als vorhanden erweist. — Alles, was wir brauchen und was erst bei der gegenwärtigen Höhe der einzelnen Wissenschaften uns gegeben werden kann, ist eine Chemie der moralischen, religiösen, ästhetischen Vorstellungen und Empfindungen, ebenso aller jener Regungen, welche wir im Gross- und Kleinverkehr der Kultur und Gesellschaft, ja in der Einsamkeit an uns erleben: wie, wenn diese Chemie mit dem Ergebniss abschlösse, dass auch auf diesem Gebiete die herrlichsten Farben aus niedrigen, ja verachteten

Vergröberung und Vereinfachung, — kurz, dass man zuvörderst eine Chemie der Grundbegriffe nöthig hat, diese als geworden und auch wieder vorausgesetzt. Um mit solchen groben und viereckigen Gegenüberstellungen wie „egoistisch" und „unegoistisch", „Begierde" und „Geistigkeit", „lebendig" und „todt", „Wahrheit" und „Irrthum", ein für alle Mal fertig zu werden, bedarf es einer mikroskopischen Psychologie ebensosehr als einer Geübtheit in aller Art historischer Perspektiven-Optik, wie eine solche bisher noch nicht da war und nicht einmal erlaubt war. Philosophen, so wie ich sie will und verstehe, hatten bisher das Gewissen gegen sich: — die moralischen, religiösen und ästhetischen Imperative sagten Nein zu einer Methodik der Forschung, welche hier verlangt wird. Man muss sich vorerst von diesen Imperativen gelöst haben: man muss, wider sein Gewissen, sein Gewissen selbst secirt haben . . . Die Historie der Begriffe und der Begriffs-Verwandlung unter der Tyrannei der Werthgefühle — versteht ihr das? Wer hat Lust und Muth genug, solchen Untersuchungen zu

Stoffen gewonnen sind? Werden Viele Lust haben, solchen Untersuchungen zu folgen? Die Menschheit liebt es, die Fragen über Herkunft und Anfänge sich aus dem Sinn zu schlagen: muss man nicht fast entmenscht sein, um den entgegengesetzten Hang in sich zu spüren? —

2.

Der Erbfehler der Philosophen. — Alle Philosophen haben den gemeinsamen Fehler an sich, dass sie vom gegenwärtigen Menschen ausgehen und durch eine Analyse desselben an's Ziel zu kommen meinen. Unwillkürlich schwebt ihnen „der Mensch“ als eine aeterna veritas, als ein Gleichbleibendes in allem Strudel, als ein sicheres Maass der Dinge vor. Alles, was der Philosoph über den Menschen aussagt, ist aber im Grunde nicht Mehr, als ein Zeugniss über den Menschen eines sehr beschränkten Zeitraumes. Mangel an historischem Sinn ist der Erbfehler aller Philosophen; manche sogar nehmen unversehens die allerjüngste Gestaltung des Menschen, wie eine solche unter dem Eindruck bestimmter Religionen, ja bestimmter politischer Ereignisse entstanden ist, als die

folgen? Jetzt, wo es vielleicht zur Höhe der erreichten Vermenschlichung selbst gehört, dass der Mensch einen Widerstand fühle gegen die Geschichte seiner Anfänge, dass er kein Auge haben will gegen alle Art pudenda origo: muss man nicht beinahe unmenschlich sein, um gerade in der umgekehrten Richtung sehen, suchen, entdecken zu wollen?. —

2.

Der Erbfehler der Philosophen. — Bisher litten die Philosophen allesammt an dem gleichen Gebrechen: — sie dachten unhistorisch, widerhistorisch. Sie giengen vom Menschen aus, den ihre Zeit und Umgebung ihnen darbot, am liebsten sogar von sich, und von sich allein; sie glaubten schon durch eine Selbst-Analysis zum Ziele zu kommen, zu einer Kenntniss „des Menschen“. Ihre eigenen Werthgefühle (oder die ihrer Kaste, Rasse, Religion, Gesundheit) galten ihnen als unbedingte Werthmaasse; Nichts war ihnen fremder und widerlicher, als jene Selbstentsagung

feste Form, von der man ausgehen müsse. Sie wollen nicht lernen, dass der Mensch geworden ist, dass auch das Erkenntnissvermögen geworden ist; während Einige von ihnen sogar die ganze Welt aus diesem Erkenntnissvermögen sich herausspinnen lassen. — Nun ist alles Wesentliche der menschlichen Entwickelung in Urzeiten vor sich gegangen, lange vor jenen vier tausend Jahren, die wir ungefähr kennen; in diesen mag sich der Mensch nicht viel mehr verändert haben. Da sieht aber der Philosoph „Instinkte" am gegenwärtigen Menschen und nimmt an, dass diese zu den unveränderlichen Thatsachen des Menschen gehören und insofern einen Schlüssel zum Verständniss der Welt überhaupt abgeben können; die ganze Teleologie ist darauf gebaut, dass man vom Menschen der letzten vier Jahrtausende als von einem ewigen redet, zu welchem hin alle Dinge in der Welt von ihrem Anbeginne eine natürliche Richtung haben. Alles aber ist geworden; es giebt keine ewigen Thatsachen: sowie es keine absoluten Wahrheiten giebt. — Demnach ist das historische Philosophiren von jetzt ab nöthig und mit ihm die Tugend der Bescheidung.

des eigentlich wissenschaftlichen Gewissens: als welches in einer wohlwollenden Verachtung der Person, jeder Person, jeder Personal-Perspektive, seine Freiheit geniesst. Diese Philosophen waren vorallererst Personen; jeder sogar empfand bei sich „ich bin die Person selber", gleichsam die aeterna veritas von Mensch, „Mensch an sich". Aus dieser unhistorischen Optik, die sie gegen sich selber übten, ist die grösste Zahl ihrer Irrthümer abzuleiten, — vor Allem der Grundirrthum, überall das „Seiende" zu suchen, überall Seiendes vorauszusetzen, überall Wechsel, Werden, Widerspruch mit Geringschätzung zu behandeln. Selbst unter dem Druck einer von der Historie beherrschten Kultur (— wie es die deutsche Kultur an der Wende des Jahrhunderts war) wird sich der typische Philosoph mindestens noch als Ziel des ganzen Werdens, auf welches alle Dinge von Anbeginn ihre Richtung nehmen, präsentiren: dies war das Schauspiel, welches seiner Zeit Hegel dem erstaunten Europa bot.

3.

Schätzung der unscheinbaren Wahrheiten. — Es ist das Merkmal einer höhern Kultur, die kleinen unscheinbaren Wahrheiten, welche mit strenger Methode gefunden wurden, höher zu schätzen, als die beglückenden und blendenden Irrthümer, welche metaphysischen und künstlerischen Zeitaltern und Menschen entstammen. Zunächst hat man gegen erstere den Hohn auf den Lippen, als könne hier gar nichts Gleichberechtigtes gegen einander stehen: so bescheiden, schlicht, nüchtern, ja scheinbar entmuthigend stehen diese, so schön, prunkend, berauschend, ja vielleicht beseligend stehen jene da. Aber das mühsam Errungene, Gewisse, Dauernde und deshalb für jede weitere Erkenntniss noch Folgenreiche ist doch das Höhere; zu ihm sich zu halten ist männlich und zeigt Tapferkeit, Schlichtheit, Enthaltsamkeit an. Allmählich wird nicht nur der Einzelne, sondern die gesammte Menschheit zu dieser Männlichkeit emporgehoben werden, wenn sie sich endlich an die höhere Schätzung der haltbaren, dauerhaften Erkenntnisse gewöhnt und allen Glauben an

3.

Schätzung der unscheinbaren Wahrheiten. — Es ist das Merkmal eines stärkeren und stolzeren Geschmackes (so leicht es sich auch als dessen Gegentheil ausnimmt), die kleinen unscheinbaren, vorsichtigen Wahrheiten, welche mit strenger Methode gefunden wurden, höher zu schätzen, als jene weiten, schwebenden, umschleiernden Allgemeinheiten, nach denen das Bedürfniss religiöser und künstlerischer Zeitalter greift. Menschen, deren intellektuelle Zucht zurückgeblieben ist oder aus guten Gründen zurückgehalten werden muss (— der Fall der Weiber), haben gegen jene kleinen Gewissheiten Etwas wie Hohn auf den Lippen; einem Künstler zum Beispiel sagt eine physiologische Entdeckung Nichts: Grund genug für ihn, gering von ihr zu denken. Solche Rückständige, welche gelegentlich den Richter zu spielen sich beikommen lassen (— die drei Rückständigsten grossen Stils, die unser Zeitalter aufzuweisen hat, haben es alle drei gethan: Victor Hugo für Frankreich, Carlyle für England, Richard Wagner für Deutschland), weisen mit Ironie darauf hin.

Inspiration und wundergleiche Mittheilung von Wahrheiten verloren hat. — Die Verehrer der Formen freilich, mit ihrem Maassstabe des Schönen und Erhabenen, werden zunächst gute Gründe zu spotten haben, sobald die Schätzung der unscheinbaren Wahrheiten und der wissenschaftliche Geist anfängt zur Herrschaft zu kommen: aber nur, weil entweder ihr Auge sich noch nicht dem Reiz der schlichtesten Form erschlossen hat oder weil die in jenem Geiste erzogenen Menschen noch lange nicht völlig und innerlich von ihm durchdrungen sind, so dass sie immer noch gedankenlos alte Formen nachmachen (und dies schlecht genug, wie es Jemand thut, dem nicht mehr viel an einer Sache liegt). Ehemals war der Geist nicht durch strenges Denken in Anspruch genommen, da lag sein Ernst im Ausspinnen von Symbolen und Formen. Das hat sich verändert; jener Ernst des Symbolischen ist zum Kennzeichen der niederen Kultur geworden. Wie unsere Künste selber immer intellektualer, unsere Sinne geistiger werden, und wie man zum Beispiel jetzt ganz anders darüber urtheilt, was sinnlich wohltönend ist, als vor hundert Jahren: so werden auch die Formen unseres Lebens immer geistiger, für das Auge älterer Zeiten vielleicht hässlicher, aber nur weil es nicht zu sehen vermag, wie das Reich der inneren, geistigen Schönheit sich fortwährend vertieft und erweitert und in wie fern uns Allen der geistreiche Blick jetzt mehr gelten darf, als der schönste Gliederbau und das erhabenste Bauwerk.

4.

Astrologie und Verwandtes. — Es ist wahrscheinlich, dass die Objekte des religiösen, moralischen und ästhetischen Empfindens ebenfalls nur zur Oberfläche der Dinge gehören, während der Mensch gerne glaubt,

dass er hier wenigstens an das Herz der Welt rühre; er täuscht sich, weil jene Dinge ihn so tief beseligen und so tief unglücklich machen, und zeigt also hier den selben Stolz wie bei der Astrologie. Denn diese meint, der Sternenhimmel drehe sich um das Loos des Menschen; der moralische Mensch aber setzt voraus, Das, was ihm wesentlich am Herzen liegt, müsse auch Wesen und Herz der Dinge sein.

5.

Missverständniss des Traumes. — Im Traume glaubte der Mensch in den Zeitaltern roher uranfänglicher Kultur eine zweite reale Welt kennen zu lernen; hier ist der Ursprung aller Metaphysik. Ohne den Traum hätte man keinen Anlass zu einer Scheidung der Welt gefunden. Auch die Zerlegung in Seele und Leib hängt mit der ältesten Auffassung des Traumes zusammen, ebenso die Annahme eines Seelenscheinleibes, also die Herkunft alles Geisterglaubens, und wahrscheinlich auch des Götterglaubens. „Der Todte lebt fort; denn er erscheint dem Lebenden im Traume“: so schloss man ehedem, durch viele Jahrtausende hindurch.

6.

Der Geist der Wissenschaft im Theil, nicht im Ganzen mächtig. — Die abgetrennten kleinsten Gebiete der Wissenschaft werden rein sachlich behandelt: die allgemeinen grossen Wissenschaften dagegen legen, als Ganzes betrachtet, die Frage — eine recht unsachliche Frage freilich — auf die Lippen: wozu? zu welchem Nutzen? Wegen dieser Rücksicht auf den Nutzen werden sie, als Ganzes, weniger unpersönlich, als in ihren Theilen behandelt. Bei der Philosophie nun gar, als bei der

Spitze der gesammten Wissenspyramide, wird unwillkürlich die Frage nach dem Nutzen der Erkenntniss überhaupt aufgeworfen, und jede Philosophie hat unbewusst die Absicht, ihr den höchsten Nutzen zuzuschreiben. Deshalb giebt es in allen Philosophien so viel hochfliegende Metaphysik und eine solche Scheu vor den unbedeutend erscheinenden Lösungen der Physik; denn die Bedeutsamkeit der Erkenntniss für das Leben soll so gross als möglich erscheinen. Hier ist der Antagonismus zwischen den wissenschaftlichen Einzelgebieten und der Philosophie. Letztere will, was die Kunst will, dem Leben und Handeln möglichste Tiefe und Bedeutung geben; in ersteren sucht man Erkenntniss und Nichts weiter, — was dabei auch herauskomme. Es hat bis jetzt noch keinen Philosophen gegeben, unter dessen Händen die Philosophie nicht zu einer Apologie der Erkenntniss geworden wäre; in diesem Punkte wenigstens ist ein jeder Optimist, dass dieser die höchste Nützlichkeit zugesprochen werden müsse. Sie alle werden von der Logik tyrannisirt: und diese ist ihrem Wesen nach Optimismus.

7.

Der Störenfried in der Wissenschaft. — Die Philosophie schied sich von der Wissenschaft, als sie die Frage stellte: welches ist diejenige Erkenntniss der Welt und des Lebens, bei welcher der Mensch am glücklichsten lebt? Dies geschah in den sokratischen Schulen: durch den Gesichtspunkt des Glücks unterband man die Blutadern der wissenschaftlichen Forschung — und thut es heute noch.

8.

Pneumatische Erklärung der Natur. — Die Metaphysik erklärt die Schrift der Natur gleichsam pneu-

matisch, wie die Kirche und ihre Gelehrten es ehemals mit der Bibel thaten. Es gehört sehr viel Verstand dazu, um auf die Natur die selbe Art der strengeren Erklärungskunst anzuwenden, wie jetzt die Philologen sie für alle Bücher geschaffen haben: mit der Absicht, schlicht zu verstehen, was die Schrift sagen will, aber nicht einen doppelten Sinn zu wittern, ja vorauszusetzen. Wie aber selbst in Betreff der Bücher die schlechte Erklärungskunst keineswegs völlig überwunden ist und man in der besten gebildeten Gesellschaft noch fortwährend auf Ueberreste allegorischer und mystischer Ausdeutung stösst: so steht es auch in Betreff der Natur, — ja noch viel schlimmer.

9.

Metaphysische Welt. — Es ist wahr, es könnte eine metaphysische Welt geben; die absolute Möglichkeit davon ist kaum zu bekämpfen. Wir sehen alle Dinge durch den Menschenkopf an und können diesen Kopf nicht abschneiden; während doch die Frage übrig bleibt, was von der Welt noch da wäre, wenn man ihn doch abgeschnitten hätte. Dies ist ein rein wissenschaftliches Problem und nicht sehr geeignet, den Menschen Sorgen zu machen; aber Alles, was ihnen bisher metaphysische Annahmen werthvoll, schreckenvoll, lustvoll gemacht, was sie erzeugt hat, ist Leidenschaft, Irrthum und Selbstbetrug; die allerschlechtesten Methoden der Erkenntniss, nicht die allerbesten, haben daran glauben lehren. Wenn man diese Methoden, als das Fundament aller vorhandenen Religionen und Metaphysiken, aufgedeckt hat, hat man sie widerlegt. Dann bleibt immer noch jene Möglichkeit übrig; aber mit ihr kann man gar Nichts anfangen, geschweige denn, dass man Glück, Heil

und Leben von den Spinnenfäden einer solchen Möglichkeit abhängen lassen dürfte. — Denn man könnte von der metaphysischen Welt gar Nichts aussagen, als ein Anderssein, ein uns unzugängliches, unbegreifliches Anderssein; es wäre ein Ding mit negativen Eigenschaften. — Wäre die Existenz einer solchen Welt noch so gut bewiesen, so stünde doch fest, dass die gleichgültigste aller Erkenntnisse eben ihre Erkenntniss wäre: noch gleichgültiger als dem Schiffer in Sturmesgefahr die Erkenntniss von der chemischen Analysis des Wassers sein muss.

10.

Harmlosigkeit der Metaphysik in der Zukunft. — Sobald die Religion, Kunst und Moral in ihrer Entstehung so beschrieben sind, dass man sie vollständig sich erklären kann, ohne zur Annahme metaphysischer Eingriffe am Beginn und im Verlaufe der Bahn seine Zuflucht zu nehmen, hört das stärkste Interesse an dem rein theoretischen Problem vom „Ding an sich" und der „Erscheinung" auf. Denn wie es hier auch stehe: mit Religion, Kunst und Moral rühren wir nicht an das „Wesen der Welt an sich"; wir sind im Bereiche der Vorstellung, keine „Ahnung" kann uns weitertragen. Mit voller Ruhe wird man die Frage, wie unser Weltbild so stark sich von dem erschlossenen Wesen der Welt unterscheiden könne, der Physiologie und der Entwickelungsgeschichte der Organismen und Begriffe überlassen.

11.

Die Sprache als vermeintliche Wissenschaft. Die Bedeutung der Sprache für die Entwickelung der Kultur liegt darin, dass in ihr der Mensch eine eigene

Welt neben die andere stellte, einen Ort, welchen er für so fest hielt, um von ihm aus die übrige Welt aus den Angeln zu heben und sich zum Herrn derselben zu machen. Insofern der Mensch an die Begriffe und Namen der Dinge als an aeternae veritates durch lange Zeitstrecken hindurch geglaubt hat, hat er sich jenen Stolz angeeignet, mit dem er sich über das Thier erhob: er meinte wirklich, in der Sprache die Erkenntniss der Welt zu haben. Der Sprachbildner war nicht so bescheiden, zu glauben, dass er den Dingen eben nur Bezeichnungen gebe: er drückte vielmehr, wie er wähnte, das höchste Wissen über die Dinge mit den Worten aus; in der That ist die Sprache die erste Stufe der Bemühung um die Wissenschaft. Der Glaube an die gefundene Wahrheit ist es auch hier, aus dem die mächtigsten Kraftquellen geflossen sind. Sehr nachträglich — jetzt erst, dämmert es den Menschen auf, dass sie einen ungeheuren Irrthum in ihrem Glauben an die Sprache propagirt haben. Glücklicherweise ist es zu spät, als dass es die Entwickelung der Vernunft, die auf jenem Glauben beruht, wieder rückgängig machen könnte. — Auch die Logik beruht auf Voraussetzungen, denen Nichts in der wirklichen Welt entspricht, z. B. auf der Voraussetzung der Gleichheit von Dingen, der Identität des selben Dinges in verschiedenen Punkten der Zeit: aber jene Wissenschaft entstand durch den entgegengesetzten Glauben (dass es dergleichen in der wirklichen Welt allerdings gebe). Ebenso steht es mit der Mathematik, welche gewiss nicht entstanden wäre, wenn man von Anfang an gewusst hätte, dass es in der Natur keine exact gerade Linie, keinen wirklichen Kreis, kein absolutes Grössenmaass gebe.

12.

Traum und Kultur. — Die Gehirnfunktion, welche durch den Schlaf am meisten beeinträchtigt wird, ist das Gedächtniss: nicht dass es ganz pausirte, — aber es ist auf einen Zustand der Unvollkommenheit zurückgebracht, wie es in Urzeiten der Menschheit bei Jedermann am Tage und im Wachen gewesen sein mag. Willkürlich und verworren, wie es ist, verwechselt es fortwährend die Dinge auf Grund der flüchtigsten Aehnlichkeiten: aber mit der selben Willkür und Verworrenheit dichteten die Völker ihre Mythologien, und noch jetzt pflegen Reisende zu beobachten, wie sehr der Wilde zur Vergesslichkeit neigt, wie sein Geist nach kurzer Anspannung des Gedächtnisses hin und her zu taumeln beginnt und er, aus blosser Erschlaffung, Lügen und Unsinn hervorbringt. Aber wir Alle gleichen im Traume diesem Wilden; das schlechte Wiedererkennen und irrthümliche Gleichsetzen ist der Grund des schlechten Schliessens, dessen wir uns im Traume schuldig machen: so dass wir, bei deutlicher Vergegenwärtigung eines Traumes, vor uns erschrecken, weil wir so viel Narrheit in uns bergen. — Die vollkommene Deutlichkeit aller Traum-Vorstellungen, welche den unbedingten Glauben an ihre Realität zur Voraussetzung hat, erinnert uns wieder an Zustände früherer Menschheit, in der die Hallucination ausserordentlich häufig war und mitunter ganze Gemeinden, ganze Völker gleichzeitig ergriff. Also: im Schlaf und Traum machen wir das Pensum früheren Menschenthums noch einmal durch.

13.

Logik des Traumes. — Im Schlafe ist fortwährend unser Nervensystem durch mannichfache innere Anlässe

in Erregung, fast alle Organe secerniren und sind in Thätigkeit, das Blut macht seinen ungestümen Kreislauf, die Lage des Schlafenden drückt einzelne Glieder, seine Decken beeinflussen die Empfindung verschiedenartig, der Magen verdaut und beunruhigt mit seinen Bewegungen andere Organe, die Gedärme winden sich, die Stellung des Kopfes bringt ungewöhnliche Muskellagen mit sich, die Füsse, unbeschuht, nicht mit den Sohlen den Boden drückend, verursachen das Gefühl des Ungewöhnlichen ebenso wie die andersartige Bekleidung des ganzen Körpers, — alles dies nach seinem täglichen Wechsel und Grade erregt durch seine Aussergewöhnlichkeit das gesammte System bis in die Gehirnfunktion hinein: und so giebt es hundert Anlässe für den Geist, um sich zu verwundern und nach Gründen dieser Erregung zu suchen: der Traum aber ist das Suchen und Vorstellen der Ursachen für jene erregten Empfindungen, das heisst der vermeintlichen Ursachen. Wer zum Beispiel seine Füsse mit zwei Riemen umgürtet, träumt wohl, dass zwei Schlangen seine Füsse umringeln: dies ist zuerst eine Hypothese, sodann ein Glaube, mit einer begleitenden bildlichen Vorstellung und Ausdichtung: „diese Schlangen müssen die causa jener Empfindung sein, welche ich, der Schlafende, habe", — so urtheilt der Geist des Schlafenden. Die so erschlossene nächste Vergangenheit wird durch die erregte Phantasie ihm zur Gegenwart. So weiss Jeder aus Erfahrung, wie schnell der Träumende einen starken an ihn dringenden Ton, zum Beispiel Glockenläuten, Kanonenschüsse in seinen Traum verflicht, das heisst aus ihm hinterdrein erklärt, so dass er zuerst die veranlassenden Umstände, dann jenen Ton zu erleben meint. — Wie kommt es aber, dass der Geist des Träumenden immer so fehl greift, während der selbe

Geist im Wachen so nüchtern, behutsam und in Bezug auf Hypothesen so skeptisch zu sein pflegt? so dass ihm die erste beste Hypothese zur Erklärung eines Gefühls genügt, um sofort an ihre Wahrheit zu glauben? (denn wir glauben im Traume an den Traum, als sei er Realität, das heisst wir halten unsre Hypothese für völlig erwiesen). — Ich meine: wie jetzt noch der Mensch im Traume schliesst, so schloss die Menschheit auch im Wachen viele Jahrtausende hindurch: die erste causa, die dem Geiste einfiel, um irgend Etwas, das der Erklärung bedurfte, zu erklären, genügte ihm und galt als Wahrheit. (So verfahren nach den Erzählungen der Reisenden die Wilden heute noch.) Im Traum übt sich dieses uralte Stück Menschenthum in uns fort, denn es ist die Grundlage, auf der die höhere Vernunft sich entwickelte und in jedem Menschen sich noch entwickelt: der Traum bringt uns in ferne Zustände der menschlichen Kultur wieder zurück und giebt ein Mittel an die Hand, sie besser zu verstehen. Das Traumdenken wird uns jetzt so leicht, weil wir in ungeheuren Entwickelungsstrecken der Menschheit gerade auf diese Form des phantastischen und wohlfeilen Erklärens aus dem ersten beliebigen Einfalle heraus so gut eingedrillt worden sind. Insofern ist der Traum eine Erholung für das Gehirn, welches am Tage den strengeren Anforderungen an das Denken zu genügen hat, wie sie von der höheren Kultur gestellt werden. — Einen verwandten Vorgang können wir geradezu als Pforte und Vorhalle des Traumes noch bei wachem Verstande in Augenschein nehmen. Schliessen wir die Augen, so producirt das Gehirn eine Menge von Lichteindrücken und Farben, wahrscheinlich als eine Art Nachspiel und Echo aller jener Lichtwirkungen, welche am Tage auf dasselbe eindringen. Nun verarbeitet aber

der Verstand (mit der Phantasie im Bunde) diese an sich formlosen Farbenspiele sofort zu bestimmten Figuren, Gestalten, Landschaften, belebten Gruppen. Der eigentliche Vorgang dabei ist wiederum eine Art Schluss von der Wirkung auf die Ursache; indem der Geist fragt: woher diese Lichteindrücke und Farben, supponirt er als Ursachen jene Figuren, Gestalten: sie gelten ihm als die Veranlassungen jener Farben und Lichter, weil er, am Tage, bei offenen Augen, gewohnt ist, zu jeder Farbe, jedem Lichteindrucke eine veranlassende Ursache zu finden. Hier also schiebt ihm die Phantasie fortwährend Bilder vor, indem sie an die Gesichtseindrücke des Tages sich in ihrer Produktion anlehnt, und gerade so macht es die Traumphantasie: — das heisst die vermeintliche Ursache wird aus der Wirkung erschlossen und *nach* der Wirkung vorgestellt: alles dies mit ausserordentlicher Schnelligkeit, so dass hier wie beim Taschenspieler eine Verwirrung des Urtheils entstehen und ein Nacheinander sich wie etwas Gleichzeitiges, selbst wie ein umgedrehtes Nacheinander ausnehmen kann. — Wir können aus diesen Vorgängen entnehmen, *wie spät* das schärfere logische Denken, das Strengnehmen von Ursache und Wirkung, entwickelt worden ist, wenn unsere Vernunft- und Verstandesfunktionen *jetzt noch* unwillkürlich nach jenen primitiven Formen des Schliessens zurückgreifen und wir ziemlich die Hälfte unseres Lebens in diesem Zustande leben. — Auch der Dichter, der Künstler *schiebt* seinen Stimmungen und Zuständen Ursachen *unter*, welche durchaus nicht die wahren sind; er erinnert insofern an älteres Menschenthum und kann uns zum Verständnisse desselben verhelfen.

14.

Miterklingen. — Alle stärkeren Stimmungen bringen ein Miterklingen verwandter Empfindungen und Stimmungen mit sich; sie wühlen gleichsam das Gedächtniss auf. Es erinnert sich bei ihnen Etwas in uns und wird sich ähnlicher Zustände und deren Herkunft bewusst. So bilden sich angewöhnte rasche Verbindungen von Gefühlen und Gedanken, welche zuletzt, wenn sie blitzschnell hinter einander erfolgen, nicht einmal mehr als Complexe, sondern als Einheiten empfunden werden. In diesem Sinne redet man vom moralischen Gefühle, vom religiösen Gefühle, wie als ob dies lauter Einheiten seien: in Wahrheit sind sie Ströme mit hundert Quellen und Zuflüssen. Auch hier, wie so oft, verbürgt die Einheit des Wortes Nichts für die Einheit der Sache.

15.

Kein Innen und Aussen in der Welt. — Wie Demokrit die Begriffe Oben und Unten auf den unendlichen Raum übertrug, wo sie keinen Sinn haben, so die Philosophen überhaupt den Begriff „Innen und Aussen" auf Wesen und Erscheinung der Welt; sie meinen, mit tiefen Gefühlen komme man tief in's Innere, nahe man sich dem Herzen der Natur. Aber diese Gefühle sind nur insofern tief, als mit ihnen, kaum bemerkbar, gewisse complicirte Gedankengruppen regelmässig erregt werden, welche wir tief nennen; ein Gefühl ist tief, weil wir den begleitenden Gedanken für tief halten. Aber der tiefe Gedanke kann dennoch der Wahrheit sehr fern sein, wie zum Beispiel jeder metaphysische; rechnet man vom tiefen Gefühle die beigemischten Gedankenelemente ab, so bleibt das starke Gefühl übrig, und dieses verbürgt Nichts für

die Erkenntniss, als sich selbst, — ebenso wie der starke Glaube nur seine Stärke, nicht die Wahrheit des Geglaubten beweist.

16.

Erscheinung und Ding an sich. — Die Philosophen pflegen sich vor das Leben und die Erfahrung — vor Das, was sie die Welt der Erscheinung nennen — wie vor ein Gemälde hinzustellen, das ein für alle Mal entrollt ist und unveränderlich fest den selben Vorgang zeigt: diesen Vorgang, meinen sie, müsse man richtig ausdeuten, um damit einen Schluss auf das Wesen zu machen, welches das Gemälde hervorgebracht habe: also auf das Ding an sich, das immer als der zureichende Grund der Welt der Erscheinung angesehen zu werden pflegt. Dagegen haben strengere Logiker, nachdem sie den Begriff des Metaphysischen scharf als den des Unbedingten, folglich auch Unbedingenden festgestellt hatten, jeden Zusammenhang zwischen dem Unbedingten (der metaphysischen Welt) und der uns bekannten Welt in Abrede gestellt: so dass in der Erscheinung eben durchaus nicht das Ding an sich erscheine, und von jener auf dieses jeder Schluss abzulehnen sei. Von beiden Seiten ist aber die Möglichkeit übersehen, dass jenes Gemälde — Das, was jetzt uns Menschen Leben und Erfahrung heisst — allmählich geworden ist, ja noch völlig im Werden ist und deshalb nicht als feste Grösse betrachtet werden soll, von welcher aus man einen Schluss über den Urheber (den zureichenden Grund) machen oder auch nur ablehnen dürfte. Dadurch, dass wir seit Jahrtausenden mit moralischen, ästhetischen, religiösen Ansprüchen, mit blinder Neigung, Leidenschaft oder Furcht in die Welt geblickt und uns in den Unarten des unlogischen Denkens recht

ausgeschwelgt haben, ist diese Welt allmählich so wundersam bunt, schrecklich, bedeutungstief, seelenvoll geworden, sie hat Farbe bekommen, — aber wir sind die Coloristen gewesen: der menschliche Intellekt hat die Erscheinung erscheinen lassen und seine irrthümlichen Grundauffassungen in die Dinge hineingetragen. Spät, sehr spät -- besinnt er sich: und jetzt scheinen ihm die Welt der Erfahrung und das Ding an sich so ausserordentlich verschieden und getrennt, dass er den Schluss von jener auf dieses ablehnt — oder auf eine schauerlich geheimnissvolle Weise zum Aufgeben unsers Intellektes, unsers persönlichen Willens auffordert: um dadurch zum Wesenhaften zu kommen, dass man wesenhaft werde. Wiederum haben Andere alle charakteristischen Züge unserer Welt der Erscheinung — das heisst der aus intellektuellen Irrthümern herausgesponnenen und uns angeerbten Vorstellung von der Welt — zusammengelesen und, anstatt den Intellekt als Schuldigen anzuklagen, das Wesen der Dinge als Ursache dieses thatsächlichen, sehr unheimlichen Weltcharakters angeschuldigt und die Erlösung vom Sein gepredigt. — Mit all diesen Auffassungen wird der stetige und mühsame Prozess der Wissenschaft, welcher zuletzt einmal in einer Entstehungsgeschichte des Denkens seinen höchsten Triumph feiert, in entscheidender Weise fertig werden, dessen Resultat vielleicht auf diesen Satz hinauslaufen dürfte: Das, was wir jetzt die Welt nennen, ist das Resultat einer Menge von Irrthümern und Phantasien, welche in der gesammten Entwickelung der organischen Wesen allmählich entstanden, in einander verwuchsen und uns jetzt als aufgesammelter Schatz der ganzen Vergangenheit vererbt werden, — als Schatz: denn der Werth unseres Menschenthums ruht darauf. Von dieser

Welt der Vorstellung vermag uns die strenge Wissenschaft thatsächlich nur in geringem Maasse zu lösen — wie es auch gar nicht zu wünschen ist —, insofern sie die Gewalt uralter Gewohnheiten der Empfindung nicht wesentlich zu brechen vermag: aber sie kann die Geschichte der Entstehung jener Welt als Vorstellung ganz allmählich und schrittweise aufhellen — und uns wenigstens für Augenblicke über den ganzen Vorgang hinausheben. Vielleicht erkennen wir dann, dass das Ding an sich eines homerischen Gelächters werth ist: dass es so viel, ja Alles schien und eigentlich leer, nämlich bedeutungsleer ist.

17.

Metaphysische Erklärungen. — Der junge Mensch schätzt metaphysische Erklärungen, weil sie ihm in Dingen, welche er unangenehm oder verächtlich fand, etwas höchst Bedeutungsvolles aufweisen: und ist er mit sich unzufrieden, so erleichtert sich dies Gefühl, wenn er das innerste Welträthsel oder Weltelend in dem wiedererkennt, was er so sehr an sich missbilligt. Sich unverantwortlicher fühlen und die Dinge zugleich interessanter finden — das gilt ihm als die doppelte Wohlthat, welche er der Metaphysik verdankt. Später freilich bekommt er Misstrauen gegen die ganze metaphysische Erklärungsart; dann sieht er vielleicht ein, dass jene Wirkungen auf einem anderen Wege eben so gut und wissenschaftlicher zu erreichen sind: dass physische und historische Erklärungen mindestens ebenso sehr jenes Gefühl der Unverantwortlichkeit herbeiführen, und dass jenes Interesse am Leben und seinen Problemen vielleicht noch mehr dabei entflammt wird.

18.

Grundfragen der Metaphysik. — Wenn einmal die Entstehungsgeschichte des Denkens geschrieben ist, so wird auch der folgende Satz eines ausgezeichneten Logikers von einem neuen Lichte erhellt dastehen: „Das ursprüngliche allgemeine Gesetz des erkennenden Subjekts besteht in der inneren Nothwendigkeit, jeden Gegenstand an sich, in seinem eigenen Wesen als einen mit sich selbst identischen, also selbstexistirenden und im Grunde stets gleichbleibenden und unwandelbaren, kurz als eine Substanz zu erkennen.“ Auch dieses Gesetz, welches hier „ursprünglich“ genannt wird, ist geworden: es wird einmal gezeigt werden, wie allmählich, in den niederen Organismen, dieser Hang entsteht, wie die blöden Maulwurfsaugen dieser Organisationen zuerst Nichts als immer das Gleiche sehen, wie dann, wenn die verschiedenen Erregungen von Lust und Unlust bemerkbarer werden, allmählich verschiedene Substanzen unterschieden werden, aber jede mit Einem Attribut, das heisst einer einzigen Beziehung zu einem solchen Organismus. — Die erste Stufe des Logischen ist das Urtheil; dessen Wesen besteht, nach der Feststellung der besten Logiker, im Glauben. Allem Glauben zu Grunde liegt die Empfindung des Angenehmen oder Schmerzhaften in Bezug auf das empfindende Subjekt. Eine neue dritte Empfindung als Resultat zweier vorangegangenen einzelnen Empfindungen ist das Urtheil in seiner niedrigsten Form. — Uns organische Wesen interessirt ursprünglich Nichts an jedem Dinge, als sein Verhältniss zu uns in Bezug auf Lust und Schmerz. Zwischen den Momenten, in welchen wir uns dieser Beziehung bewusst werden, den Zuständen des Empfindens, liegen solche der Ruhe,

des Nichtempfindens: da ist die Welt und jedes Ding für uns interesselos, wir bemerken keine Veränderung an ihm (wie jetzt noch ein heftig Interessirter nicht merkt, dass Jemand an ihm vorbeigeht). Für die Pflanze sind gewöhnlich alle Dinge ruhig, ewig, jedes Ding sich selbst gleich. Aus der Periode der niederen Organismen her ist dem Menschen der Glaube vererbt, dass es *gleiche Dinge* giebt (erst die durch höchste Wissenschaft ausgebildete Erfahrung widerspricht diesem Satze). Der Urglaube alles Organischen von Anfang an ist vielleicht sogar, dass die ganze übrige Welt Eins und unbewegt ist. — Am fernsten liegt für jene Urstufe des Logischen der Gedanke an *Causalität*: ja jetzt noch meinen wir im Grunde, alle Empfindungen und Handlungen seien Akte des freien Willens; wenn das fühlende Individuum sich selbst betrachtet, so hält es jede Empfindung, jede Veränderung für etwas *Isolirtes*, das heisst Unbedingtes, Zusammenhangloses: es taucht aus uns auf, ohne Verbindung mit Früherem oder Späterem. Wir haben Hunger, aber meinen ursprünglich nicht, dass der Organismus erhalten werden will, sondern jenes Gefühl scheint sich ohne *Grund und Zweck* geltend zu machen, es isolirt sich und hält sich für *willkürlich*. Also: der Glaube an die Freiheit des Willens ist ein ursprünglicher Irrthum alles Organischen, so alt, als die Regungen des Logischen in ihm existiren; der Glaube an unbedingte Substanzen und an gleiche Dinge ist ebenfalls ein ursprünglicher, ebenso alter Irrthum alles Organischen. Insofern aber alle Metaphysik sich vornehmlich mit Substanz und Freiheit des Willens abgegeben hat, so darf man sie als die Wissenschaft bezeichnen, welche von den Grundirrthümern des Menschen handelt, doch so, als wären es Grundwahrheiten.

19.

Die Zahl. — Die Erfindung der Gesetze der Zahlen ist auf Grund des ursprünglich schon herrschenden Irrthums gemacht, dass es mehrere gleiche Dinge gebe (aber thatsächlich giebt es nichts Gleiches), mindestens dass es Dinge gebe (aber es giebt kein „Ding"). Die Annahme der Vielheit setzt immer voraus, dass es Etwas gebe, das vielfach vorkommt: aber gerade hier schon waltet der Irrthum, schon da fingiren wir Wesen, Einheiten, die es nicht giebt. — Unsere Empfindungen von Raum und Zeit sind falsch, denn sie führen, consequent geprüft, auf logische Widersprüche. Bei allen wissenschaftlichen Feststellungen rechnen wir unvermeidlich immer mit einigen falschen Grössen: aber weil diese Grössen wenigstens constant sind, wie zum Beispiel unsere Zeit- und Raumempfindung, so bekommen die Resultate der Wissenschaft doch eine vollkommene Strenge und Sicherheit in ihrem Zusammenhange mit einander; man kann auf ihnen fortbauen — bis an jenes letzte Ende, wo die irrthümliche Grundannahme, jene constanten Fehler, in Widerspruch mit den Resultaten treten, zum Beispiel in der Atomenlehre. Da fühlen wir uns immer noch zur Annahme eines „Dinges" oder stofflichen „Substrats", das bewegt wird, gezwungen, während die ganze wissenschaftliche Procedur eben die Aufgabe verfolgt hat, alles Dingartige (Stoffliche) in Bewegungen aufzulösen: wir scheiden auch hier noch mit unserer Empfindung Bewegendes und Bewegtes und kommen aus diesem Zirkel nicht heraus, weil der Glaube an Dinge mit unserem Wesen von Alters her verknotet ist. — Wenn Kant sagt „der Verstand schöpft seine Gesetze nicht aus der Natur, sondern schreibt sie dieser vor", so ist dies in Hinsicht auf den Begriff der Natur

völlig wahr, welchen wir genöthigt sind, mit ihr zu verbinden (Natur = Welt als Vorstellung, das heisst als Irrthum), welcher aber die Aufsummirung einer Menge von Irrthümern des Verstandes ist. — Auf eine Welt, welche nicht unsere Vorstellung ist, sind die Gesetze der Zahlen gänzlich unanwendbar, diese gelten allein in der Menschen-Welt.

20.

Einige Sprossen zurück. — Die eine, gewiss sehr hohe Stufe der Bildung ist erreicht, wenn der Mensch über abergläubische und religiöse Begriffe und Aengste hinauskommt und zum Beispiel nicht mehr an die lieben Englein oder die Erbsünde glaubt, auch vom Heil der Seelen zu reden verlernt hat: ist er auf dieser Stufe der Befreiung, so hat er auch noch mit höchster Anspannung seiner Besonnenheit die Metaphysik zu überwinden. Dann aber ist eine rückläufige Bewegung nöthig: er muss die historische Berechtigung, ebenso die psychologische in solchen Vorstellungen begreifen, er muss erkennen, wie die grösste Förderung der Menschheit von dorther gekommen sei und wie man sich, ohne eine solche rückläufige Bewegung, der besten Ergebnisse der bisherigen Menschheit berauben würde. — In Betreff der philosophischen Metaphysik sehe ich jetzt immer Mehrere, welche an das negative Ziel (dass jede positive Metaphysik Irrthum ist) gelangt sind, aber noch Wenige, welche einige Sprossen rückwärts steigen; man soll nämlich über die letzte Sprosse der Leiter wohl hinausschauen, aber nicht auf ihr stehen wollen. Die Aufgeklärtesten bringen es nur so weit, sich von der Metaphysik zu befreien und mit Ueberlegenheit auf sie zurückzusehen: während es doch auch hier, wie im Hippodrom, noth thut, um das Ende der Bahn herumzubiegen.

21.

Muthmaasslicher Sieg der Skepsis. — Man lasse einmal den skeptischen Ausgangspunkt gelten: gesetzt, es gäbe keine andere, metaphysische Welt und alle aus der Metaphysik genommenen Erklärungen der uns einzig bekannten Welt wären unbrauchbar für uns, mit welchem Blick würden wir dann auf Menschen und Dinge sehen? Dies kann man sich ausdenken, es ist nützlich, selbst wenn die Frage, ob etwas Metaphysisches wissenschaftlich durch Kant und Schopenhauer bewiesen sei, einmal abgelehnt würde. Denn es ist, nach historischer Wahrscheinlichkeit, sehr gut möglich, dass die Menschen einmal in dieser Beziehung im Ganzen und Allgemeinen skeptisch werden; da lautet also die Frage: wie wird sich dann die menschliche Gesellschaft, unter dem Einfluss einer solchen Gesinnung, gestalten? Vielleicht ist der wissenschaftliche Beweis irgend einer metaphysischen Welt schon so schwierig, dass die Menschheit ein Misstrauen gegen ihn nicht mehr los wird. Und wenn man gegen die Metaphysik Misstrauen hat, so giebt es im Ganzen und Grossen die selben Folgen, wie wenn sie direkt widerlegt wäre und man nicht mehr an sie glauben dürfte. Die historische Frage in Betreff einer unmetaphysischen Gesinnung der Menschheit bleibt in beiden Fällen die selbe.

22.

Unglaube an das „monumentum aere perennius“. — Ein wesentlicher Nachtheil, welchen das Aufhören metaphysischer Ansichten mit sich bringt, liegt darin, dass das Individuum zu streng seine kurze Lebenszeit in's Auge fasst und keine stärkeren Antriebe empfängt,

an dauerhaften, für Jahrhunderte angelegten Institutionen zu bauen; es will die Frucht selbst vom Baume pflücken, den es pflanzt, und deshalb mag es jene Bäume nicht mehr pflanzen, welche eine jahrhundertlange gleichmässige Pflege erfordern und welche lange Reihenfolgen von Geschlechtern zu überschatten bestimmt sind. Denn metaphysische Ansichten geben den Glauben, dass in ihnen das letzte endgültige Fundament gegeben sei, auf welchem sich nunmehr alle Zukunft der Menschheit niederzulassen und anzubauen genöthigt sei; der Einzelne fördert sein Heil, wenn er zum Beispiel eine Kirche, ein Kloster stiftet, es wird ihm, so meint er, im ewigen Fortleben der Seele angerechnet und vergolten, es ist Arbeit am ewigen Heil der Seele. — Kann die Wissenschaft auch solchen Glauben an ihre Resultate erwecken? In der That braucht sie den Zweifel und das Misstrauen als treuesten Bundesgenossen; trotzdem kann mit der Zeit die Summe der unantastbaren, das heisst alle Stürme der Skepsis, alle Zersetzungen überdauernden Wahrheiten so gross werden (zum Beispiel in der Diätetik der Gesundheit), dass man sich daraufhin entschliesst, „ewige“ Werke zu gründen. Einstweilen wirkt der Contrast unseres aufgeregten Ephemeren-Daseins gegen die langathmige Ruhe metaphysischer Zeitalter noch zu stark, weil die beiden Zeiten noch zu nahe gestellt sind; der einzelne Mensch selber durchläuft jetzt zu viele innere und äussere Entwickelungen, als dass er auch nur auf seine eigene Lebenszeit sich dauerhaft und ein für alle Mal einzurichten wagt. Ein ganz moderner Mensch, der sich zum Beispiel ein Haus bauen will, hat dabei ein Gefühl, als ob er bei lebendigem Leibe sich in ein Mausoleum vermauern wolle.

23.

Zeitalter der Vergleichung. — Je weniger die Menschen durch das Herkommen gebunden sind, um so grösser wird die innere Bewegung der Motive, um so grösser wiederum, dem entsprechend, die äussere Unruhe, das Durcheinanderfluthen der Menschen, die Polyphonie der Bestrebungen. Für wen giebt es jetzt noch einen strengeren Zwang, an einen Ort sich und seine Nachkommen anzubinden? Für wen giebt es überhaupt noch etwas streng Bindendes? Wie alle Stilarten der Künste neben einander nachgebildet werden, so auch alle Stufen und Arten der Moralität, der Sitten, der Kulturen. — Ein solches Zeitalter bekommt seine Bedeutung dadurch, dass in ihm die verschiedenen Weltbetrachtungen, Sitten, Kulturen verglichen und neben einander durchlebt werden können: was früher, bei der immer localisirten Herrschaft jeder Kultur, nicht möglich war, entsprechend der Gebundenheit aller künstlerischen Stilarten an Ort und Zeit. Jetzt wird eine Vermehrung des ästhetischen Gefühls endgültig unter so vielen der Vergleichung sich darbietenden Formen entscheiden: sie wird die meisten — nämlich alle, welche durch dasselbe abgewiesen werden — absterben lassen. Ebenso findet jetzt ein Auswählen in den Formen und Gewohnheiten der höheren Sittlichkeit statt, deren Ziel kein anderes, als der Untergang der niedrigeren Sittlichkeiten sein kann. Es ist das Zeitalter der Vergleichung! Das ist sein Stolz, — aber billigerweise auch sein Leiden. Fürchten wir uns vor diesem Leiden nicht! Vielmehr wollen wir die Aufgabe, welche das Zeitalter uns stellt, so gross verstehen, als wir nur vermögen: so wird uns die Nachwelt darob segnen, — eine Nachwelt, die ebenso sich über die abgeschlossenen originalen Volks-Kulturen hinaus weiss, als über die Kultur der Vergleichung, aber

auf beide Arten der Kultur als auf verehrungswürdige Alterthümer mit Dankbarkeit zurückblickt.

24.

Möglichkeit des Fortschritts. — Wenn ein Gelehrter der alten Kultur es verschwört, nicht mehr mit Menschen umzugehen, welche an den Fortschritt glauben, so hat er Recht. Denn die alte Kultur hat ihre Grösse und Güte hinter sich, und die historische Bildung zwingt Einen, zuzugestehen, dass sie nie wieder frisch werden kann; es ist ein unausstehlicher Stumpfsinn oder ebenso unleidliche Schwärmerei nöthig, um dies zu leugnen. Aber die Menschen können mit Bewusstsein beschliessen, sich zu einer neuen Kultur fortzuentwickeln, während sie sich früher unbewusst und zufällig entwickelten: sie können jetzt bessere Bedingungen für die Entstehung der Menschen, ihre Ernährung, Erziehung, Unterrichtung schaffen, die Erde als Ganzes ökonomisch verwalten, die Kräfte der Menschen überhaupt gegen einander abwägen und einsetzen. Diese neue bewusste Kultur tödtet die alte, welche, als Ganzes angeschaut, ein unbewusstes Thier- und Pflanzenleben geführt hat; sie tödtet auch das Misstrauen gegen den Fortschritt, — er ist möglich. Ich will sagen: es ist voreilig und fast unsinnig, zu glauben, dass der Fortschritt nothwendig erfolgen müsse; aber wie könnte man leugnen, dass er möglich sei? Dagegen ist ein Fortschritt im Sinne und auf dem Wege der alten Kultur nicht einmal denkbar. Wenn romantische Phantastik immerhin auch das Wort „Fortschritt“ von ihren Zielen (z. B. abgeschlossenen originalen Volks-Kulturen) gebraucht: jedenfalls entlehnt sie das Bild davon aus der Vergangenheit; ihr Denken und Vorstellen ist auf diesem Gebiete ohne jede Originalität.

25.

Privat- und Welt-Moral. — Seitdem der Glaube aufgehört hat, dass ein Gott die Schicksale der Welt im Grossen leite und, trotz aller anscheinenden Krümmungen im Pfade der Menschheit, sie doch herrlich hinausführe, müssen die Menschen selber sich ökumenische, die ganze Erde umspannende Ziele stellen. Die ältere Moral, namentlich die Kant's, verlangt vom Einzelnen Handlungen, welche man von allen Menschen wünscht: das war eine schöne naive Sache; als ob ein Jeder ohne Weiteres wüsste, bei welcher Handlungsweise das Ganze der Menschheit wohlfahre, also welche Handlungen überhaupt wünschenswerth seien; es ist eine Theorie wie die vom Freihandel, voraussetzend, dass die allgemeine Harmonie sich nach eingeborenen Gesetzen des Besserwerdens von selbst ergeben müsse. Vielleicht lässt es ein zukünftiger Ueberblick über die Bedürfnisse der Menschheit durchaus nicht wünschenswerth erscheinen, dass alle Menschen gleich handeln, vielmehr dürften im Interesse ökumenischer Ziele für ganze Strecken der Menschheit specielle, vielleicht unter Umständen sogar böse Aufgaben zu stellen sein. — Jedenfalls muss, wenn die Menschheit sich nicht durch eine solche bewusste Gesammtregierung zu Grunde richten soll, vorher eine alle bisherigen Grade übersteigende Kenntniss der Bedingungen der Kultur, als wissenschaftlicher Maassstab für ökumenische Ziele, gefunden sein. Hierin liegt die ungeheure Aufgabe der grossen Geister des nächsten Jahrhunderts.

26.

Die Reaktion als Fortschritt. — Mitunter erscheinen schroffe, gewaltsame und fortreissende, aber

trotzdem zurückgebliebene Geister, welche eine vergangene Phase der Menschheit noch einmal heraufbeschwören: sie dienen zum Beweis, dass die neuen Richtungen, welchen sie entgegenwirken, noch nicht kräftig genug sind, dass Etwas an ihnen fehlt: sonst würden sie jenen Beschwörern besseren Widerpart halten. So zeugt zum Beispiel Luther's Reformation dafür, dass in seinem Jahrhundert alle Regungen der Freiheit des Geistes noch unsicher, zart, jugendlich waren; die Wissenschaft konnte noch nicht ihr Haupt erheben. Ja, die gesammte Renaissance erscheint wie ein erster Frühling, der fast wieder weggeschneit wird. Aber auch in unserem Jahrhundert bewies Schopenhauer's Metaphysik, dass auch jetzt der wissenschaftliche Geist noch nicht kräftig genug ist: so konnte die ganze mittelalterlich-christliche Weltbetrachtung und Mensch-Empfindung noch einmal in Schopenhauer's Lehre, trotz der längst errungenen Vernichtung aller christlichen Dogmen, eine Auferstehung feiern. Viel Wissenschaft klingt in seine Lehre hinein, aber sie beherrscht dieselbe nicht, sondern das alte, wohlbekannte „metaphysische Bedürfniss“. Es ist gewiss einer der grössten und ganz unschätzbaren Vortheile, welche wir aus Schopenhauer gewinnen, dass er unsere Empfindung zeitweilig in ältere, mächtige Betrachtungsarten der Welt und Menschen zurückzwingt, zu welchen sonst uns so leicht kein Pfad führen würde. Der Gewinn für die Historie und die Gerechtigkeit ist sehr gross: ich glaube, dass es jetzt Niemandem so leicht gelingen möchte, ohne Schopenhauer's Beihülfe dem Christenthum und seinen asiatischen Verwandten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: was namentlich vom Boden des noch vorhandenen Christenthums aus unmöglich ist. Erst nach diesem grossen Erfolge der Gerechtigkeit, erst nachdem

wir die historische Betrachtungsart, welche die Zeit der Aufklärung mit sich brachte, in einem so wesentlichen Punkte corrigirt haben, dürfen wir die Fahne der Aufklärung — die Fahne mit den drei Namen: Petrarca, Erasmus, Voltaire — von Neuem weitertragen. Wir haben aus der Reaktion einen Fortschritt gemacht.

27.

Ersatz der Religion. — Man glaubt einer Philosophie etwas Gutes nachzusagen, wenn man sie als Ersatz der Religion für das Volk hinstellt. In der That bedarf es in der geistigen Oekonomie gelegentlich überleitender Gedankenkreise; so ist der Uebergang aus Religion in wissenschaftliche Betrachtung ein gewaltsamer, gefährlicher Sprung, Etwas, das zu widerrathen ist. Insofern hat man mit jener Anempfehlung Recht. Aber endlich sollte man doch auch lernen, dass die Bedürfnisse, welche die Religion befriedigt hat und nun die Philosophie befriedigen soll, nicht unwandelbar sind; diese selbst kann man schwächen und ausrotten. Man denke zum Beispiel an die christliche Seelennoth, das Seufzen über die innere Verderbtheit, die Sorge um das Heil, — Alles Vorstellungen, welche nur aus Irrthümern der Vernunft herrühren und gar keine Befriedigung, sondern Vernichtung verdienen. Eine Philosophie kann entweder so nützen, dass sie jene Bedürfnisse auch befriedigt oder dass sie dieselben beseitigt; denn es sind angelernte, zeitlich begrenzte Bedürfnisse, welche auf Voraussetzungen beruhen, die denen der Wissenschaft widersprechen. Hier ist, um einen Uebergang zu machen, die Kunst viel eher zu benutzen, um das mit Empfindungen überladene Gemüth zu erleichtern; denn durch sie werden jene Vorstellungen viel weniger unterhalten, als durch

eine metaphysische Philosophie. Von der Kunst aus kann man dann leichter in eine wirklich befreiende philosophische Wissenschaft übergehen.

28.

Verrufene Worte. — Weg mit den bis zum Ueberdruss verbrauchten Wörtern Optimismus und Pessimismus! Denn der Anlass, sie zu gebrauchen, fehlt von Tag zu Tage mehr: nur die Schwätzer haben sie jetzt noch so unumgänglich nöthig. Denn weshalb in aller Welt sollte Jemand Optimist sein wollen, wenn er nicht einen Gott zu vertheidigen hat, welcher die beste der Welten geschaffen haben muss, falls er selber das Gute und Vollkommene ist, — welcher Denkende hat aber die Hypothese eines Gottes noch nöthig? — Es fehlt aber auch jeder Anlass zu einem pessimistischen Glaubensbekenntniss, wenn man nicht ein Interesse daran hat, den Advokaten Gottes, den Theologen oder den theologisirenden Philosophen, ärgerlich zu werden und die Gegenbehauptung kräftig aufzustellen: dass das Böse regiere, dass die Unlust grösser sei, als die Lust, dass die Welt ein Machwerk, die Erscheinung eines bösen Willens zum Leben sei. Wer aber kümmert sich jetzt noch um die Theologen — ausser den Theologen? — Abgesehen von aller Theologie und ihrer Bekämpfung liegt es auf der Hand, dass die Welt nicht gut und nicht böse, geschweige denn die beste oder die schlechteste ist, und dass diese Begriffe „gut“ und „böse“ nur in Bezug auf Menschen Sinn haben, ja vielleicht selbst hier, in der Weise, wie sie gewöhnlich gebraucht werden, nicht berechtigt sind: der schimpfenden und verherrlichenden Weltbetrachtung müssen wir uns in jedem Falle entschlagen.

29.

Vom Dufte der Blüthen berauscht. — Das Schiff der Menschheit, meint man, hat einen immer stärkeren Tiefgang, je mehr es belastet wird; man glaubt, je tiefer der Mensch denkt, je zarter er fühlt, je höher er sich schätzt, je weiter seine Entfernung von den anderen Thieren wird, — je mehr er als das Genie unter den Thieren erscheint, — um so näher werde er dem wirklichen Wesen der Welt und deren Erkenntniss kommen: dies thut er auch wirklich durch die Wissenschaft, aber er meint dies noch mehr durch seine Religionen und Künste zu thun. Diese sind zwar eine Blüthe der Welt, aber durchaus nicht der Wurzel der Welt näher, als der Stengel ist: man kann aus ihnen das Wesen der Dinge gerade gar nicht besser verstehen, obschon dies fast Jedermann glaubt. Der Irrthum hat den Menschen so tief, zart, erfinderisch gemacht, eine solche Blüthe, wie Religionen und Künste, herauszutreiben. Das reine Erkennen wäre dazu ausser Stande gewesen. Wer uns das Wesen der Welt enthüllte, würde uns Allen die unangenehmste Enttäuschung machen. Nicht die Welt als Ding an sich, sondern die Welt als Vorstellung (als Irrthum) ist so bedeutungsreich, tief, wundervoll, Glück und Unglück im Schoosse tragend. Dies Resultat führt zu einer Philosophie der logischen Weltverneinung: welche übrigens sich mit einer praktischen Weltbejahung ebensogut wie mit deren Gegentheile vereinigen lässt.

30.

Schlechte Gewohnheiten im Schliessen. — Die gewöhnlichsten Irrschlüsse der Menschen sind diese: eine Sache existirt, also hat sie ein Recht. Hier wird aus

der Lebensfähigkeit auf die Zweckmässigkeit, aus der Zweckmässigkeit auf die Rechtmässigkeit geschlossen. Sodann: eine Meinung beglückt, also ist sie die wahre, ihre Wirkung ist gut, also ist sie selber gut und wahr. Hier legt man der Wirkung das Prädikat beglückend, gut, im Sinne des Nützlichen, bei und versieht nun die Ursache mit dem selben Prädikat gut, aber hier im Sinne des Logisch-Gültigen. Die Umkehrung der Sätze lautet: eine Sache kann sich nicht durchsetzen, erhalten, also ist sie unrecht; eine Meinung quält, regt auf, also ist sie falsch. Der Freigeist, der das Fehlerhafte dieser Art zu schliessen nur allzu häufig kennen lernt und an ihren Folgen zu leiden hat, unterliegt oft der Verführung, die entgegengesetzten Schlüsse zu machen, welche im Allgemeinen natürlich ebenso sehr Irrschlüsse sind: eine Sache kann sich nicht durchsetzen, also ist sie gut; eine Meinung macht Noth, beunruhigt, also ist sie wahr.

31.

Das Unlogische nothwendig. — Zu den Dingen, welche einen Denker in Verzweifelung bringen können, gehört die Erkenntniss, dass das Unlogische für den Menschen nöthig ist, und dass aus dem Unlogischen vieles Gute entsteht. Es steckt so fest in den Leidenschaften, in der Sprache, in der Kunst, in der Religion und überhaupt in Allem, was dem Leben Werth verleiht, dass man es nicht herausziehen kann, ohne damit diese schönen Dinge heillos zu beschädigen. Es sind nur die allzu naiven Menschen, welche glauben können, dass die Natur des Menschen in eine rein logische verwandelt werden könne; wenn es aber Grade der Annäherung an dieses Ziel geben sollte, was würde da nicht Alles auf diesem Wege verloren gehen müssen! Auch der vernünftigste

Mensch bedarf von Zeit zu Zeit wieder der Natur, das heisst seiner unlogischen Grundstellung zu allen Dingen.

32.

Ungerechtsein nothwendig. — Alle Urtheile über den Werth des Lebens sind unlogisch entwickelt und deshalb ungerecht. Die Unreinheit des Urtheils liegt erstens in der Art, wie das Material vorliegt, nämlich sehr unvollständig, zweitens in der Art, wie daraus die Summe gebildet wird, und drittens darin, dass jedes einzelne Stück des Materials wieder das Resultat unreinen Erkennens ist und zwar dies mit voller Nothwendigkeit. Keine Erfahrung zum Beispiel über einen Menschen, stünde er uns auch noch so nah, kann vollständig sein, so dass wir ein logisches Recht zu einer Gesammtabschätzung desselben hätten; alle Schätzungen sind voreilig und müssen es sein. Endlich ist das Maass, womit wir messen, unser Wesen, keine unabänderliche Grösse, wir haben Stimmungen und Schwankungen, und doch müssten wir uns selbst als ein festes Maass kennen, um das Verhältniss irgend einer Sache zu uns gerecht abzuschätzen. Vielleicht wird aus Alledem folgen, dass man gar nicht urtheilen sollte; wenn man aber nur leben könnte, ohne abzuschätzen, ohne Abneigung und Zuneigung zu haben! — denn alles Abgeneigtsein hängt mit einer Schätzung zusammen, ebenso alles Geneigtsein. Ein Trieb zu Etwas oder von Etwas weg, ohne ein Gefühl davon, dass man das Förderliche wolle, dem Schädlichen ausweiche, ein Trieb ohne eine Art von erkennender Abschätzung über den Werth des Zieles, existirt beim Menschen nicht. Wir sind von vornherein unlogische und daher ungerechte Wesen, und können dies erkennen: dies ist eine der grössten und unauflösbarsten Disharmonien des Daseins.

33.

Der Irrthum über das Leben zum Leben nothwendig. — Jeder Glaube an Werth und Würdigkeit des Lebens beruht auf unreinem Denken; er ist allein dadurch möglich, dass das Mitgefühl für das allgemeine Leben und Leiden der Menschheit sehr schwach im Individuum entwickelt ist. Auch die seltneren Menschen, welche überhaupt über sich hinaus denken, fassen nicht dieses allgemeine Leben, sondern abgegrenzte Theile desselben in's Auge. Versteht man es, sein Augenmerk vornehmlich auf Ausnahmen, ich meine auf die hohen Begabungen und die reichen Seelen zu richten, nimmt man deren Entstehung zum Ziel der ganzen Weltentwickelung und erfreut sich an deren Wirken, so mag man an den Werth des Lebens glauben, weil man nämlich die anderen Menschen dabei übersieht: also unrein denkt. Und ebenso, wenn man zwar alle Menschen in's Auge fasst, aber in ihnen nur eine Gattung von Trieben, die weniger egoistischen, gelten lässt und sie in Betreff der anderen Triebe entschuldigt: dann kann man wiederum von der Menschheit im Ganzen Etwas hoffen und insofern an den Werth des Lebens glauben: also auch in diesem Falle durch Unreinheit des Denkens. Mag man sich aber so oder so verhalten, man ist mit diesem Verhalten eine Ausnahme unter den Menschen. Nun ertragen aber gerade die allermeisten Menschen das Leben, ohne erheblich zu murren, und glauben somit an den Werth des Daseins, aber gerade dadurch, dass sich Jeder allein will und behauptet, und nicht aus sich heraustritt wie jene Ausnahmen: alles Ausserpersönliche ist ihnen gar nicht oder höchstens als ein schwacher Schatten bemerkbar. Also darauf allein beruht der Werth des Lebens für den gewöhnlichen, alltäglichen Menschen, dass er sich wich-

tiger nimmt, als die Welt. Der grosse Mangel an Phantasie, an dem er leidet, macht, dass er sich nicht in andere Wesen hineinfühlen kann und daher so wenig als möglich an ihrem Loos und Leiden theilnimmt. Wer dagegen wirklich daran theilnehmen könnte, müsste am Werthe des Lebens verzweifeln; gelänge es ihm, das Gesammtbewusstsein der Menschheit in sich zu fassen und zu empfinden, er würde mit einem Fluche gegen das Dasein zusammenbrechen, — denn die Menschheit hat im Ganzen keine Ziele, folglich kann der Mensch, in Betrachtung des ganzen Verlaufes, nicht darin seinen Trost und Halt finden, sondern seine Verzweifelung. Sieht er bei Allem, was er thut, auf die letzte Ziellosigkeit der Menschen, so bekommt sein eigenes Wirken in seinen Augen den Charakter der Vergeudung. Sich aber als Menschheit (und nicht nur als Individuum) ebenso vergeudet zu fühlen, wie wir die einzelne Blüthe von der Natur vergeudet sehen, ist ein Gefühl über alle Gefühle. — Wer ist aber desselben fähig? Gewiss nur ein Dichter: und Dichter wissen sich immer zu trösten.

34.

Zur Beruhigung. — Aber wird so unsere Philosophie nicht zur Tragödie? Wird die Wahrheit nicht dem Leben, dem Besseren feindlich? Eine Frage scheint uns die Zunge zu beschweren und doch nicht laut werden zu wollen: ob man bewusst in der Unwahrheit bleiben könne? oder, wenn man dies müsse, ob da nicht der Tod vorzuziehen sei? Denn ein Sollen giebt es nicht mehr; die Moral, insofern sie ein Sollen war, ist ja durch unsere Betrachtungsart ebenso vernichtet wie die Religion. Die Erkenntniss kann als Motive nur Lust und Unlust, Nutzen und Schaden bestehen lassen: wie aber werden

diese Motive sich mit dem Sinne für Wahrheit auseinandersetzen? Auch sie berühren sich ja mit Irrthümern (insofern, wie gesagt, Neigung und Abneigung und ihre sehr ungerechten Messungen unsere Lust und Unlust wesentlich bestimmen). Das ganze menschliche Leben ist tief in die Unwahrheit eingesenkt; der Einzelne kann es nicht aus diesem Brunnen herausziehen, ohne dabei seiner Vergangenheit aus tiefstem Grunde gram zu werden, ohne seine gegenwärtigen Motive, wie die der Ehre, ungereimt zu finden und den Leidenschaften, welche zur Zukunft und zu einem Glück in derselben hindrängen, Hohn und Verachtung entgegenzustellen. Ist es wahr, bliebe einzig noch eine Denkweise übrig, welche als persönliches Ergebniss die Verzweifelung, als theoretisches eine Philosophie der Zerstörung nach sich zöge? — Ich glaube, die Entscheidung über die Nachwirkung der Erkenntniss wird durch das Temperament eines Menschen gegeben: ich könnte mir eben so gut, wie jene geschilderte und bei einzelnen Naturen mögliche Nachwirkung, eine andere denken, vermöge deren ein viel einfacheres, von Affekten reineres Leben entstünde, als das jetzige ist: so dass zuerst zwar die alten Motive des heftigeren Begehrens noch Kraft hätten, aus alter vererbter Gewöhnung her, allmählich aber unter dem Einflusse der reinigenden Erkenntniss schwächer würden. Man lebte zuletzt unter den Menschen und mit sich wie in der Natur, ohne Lob, Vorwürfe, Ereiferung, an Vielem sich wie an einem Schauspiel weidend, vor dem man sich bisher nur zu fürchten hatte. Man wäre die Emphasis los und würde die Anstachelung des Gedankens, dass man nicht nur Natur oder mehr als Natur sei, nicht weiter empfinden. Freilich gehörte hiezu, wie gesagt, ein gutes Temperament, eine gefestete, milde und im Grunde frohsinnige Seele,

eine Stimmung, welche nicht vor Tücken und plötzlichen Ausbrüchen auf der Hut zu sein brauchte und in ihren Aeusserungen Nichts von dem knurrenden Tone und der Verbissenheit an sich trüge, — jenen bekannten lästigen Eigenschaften alter Hunde und Menschen, die lange an der Kette gelegen haben. Vielmehr muss ein Mensch, von dem in solchem Maasse die gewöhnlichen Fesseln des Lebens abgefallen sind, dass er nur deshalb weiter lebt, um immer besser zu erkennen, auf Vieles, ja fast auf Alles, was bei den anderen Menschen Werth hat, ohne Neid und Verdruss verzichten können, ihm muss als der wünschenswertheste Zustand jenes freie, furchtlose Schweben über Menschen, Sitten, Gesetzen und den herkömmlichen Schätzungen der Dinge genügen. Die Freude an diesem Zustande theilt er gerne mit, und er hat vielleicht nichts Anderes mitzutheilen, — worin freilich eine Entbehrung, eine Entsagung mehr liegt. Will man aber trotzdem Mehr von ihm, so wird er mit wohlwollendem Kopfschütteln auf seinen Bruder hinweisen, den freien Menschen der That, und vielleicht ein Wenig Spott nicht verhehlen: denn mit dessen „Freiheit“ hat es eine eigene Bewandtniss.

Zweites Hauptstück.

Zur Geschichte der moralischen Empfindungen.

H

35.

Vortheile der psychologischen Beobachtung. Dass das Nachdenken über Menschliches, Allzumenschliches — oder wie der gelehrtere Ausdruck lautet: die psychologische Beobachtung — zu den Mitteln gehöre, vermöge deren man sich die Last des Lebens erleichtern könne, dass die Uebung in dieser Kunst Geistesgegenwart in schwierigen Lagen und Unterhaltung inmitten einer langweiligen Umgebung verleihe, ja dass man den dornenvollsten und unerfreulichsten Strichen des eigenen Lebens Sentenzen abpflücken und sich dabei ein Wenig wohler fühlen könne: das glaubte man, wusste man — in früheren Jahrhunderten. Warum vergass es dieses Jahrhundert, wo wenigstens in Deutschland, ja in Europa, die Armuth an psychologischer Beobachtung durch viele Zeichen sich zu erkennen giebt? Nicht gerade in Roman, Novelle und philosophischer Betrachtung, — diese sind das Werk von Ausnahmemenschen; schon mehr in der Beurtheilung öffentlicher Ereignisse und Persönlichkeiten: vor Allem aber fehlt die Kunst der psychologischen Zergliederung und Zusammenrechnung in der Gesellschaft aller Stände, in der man wohl viel über Menschen, aber gar nicht über den Menschen spricht. Warum doch lässt man sich den reichsten und harmlosesten Stoff der Unterhaltung

entgehen? Warum liest man nicht einmal die grossen Meister der psychologischen Sentenz mehr? — denn, ohne jede Uebertreibung gesprochen: der Gebildete in Europa, der La Rochefoucauld und seine Geistes- und Kunstverwandten gelesen hat, ist selten zu finden: und noch viel seltener Der, welcher sie kennt und sie nicht schmäht. Wahrscheinlich wird aber auch dieser ungewöhnliche Leser viel weniger Freude an ihnen haben, als die Form jener Künstler ihm geben sollte; denn selbst der feinste Kopf ist nicht vermögend, die Kunst der Sentenzen-Schleiferei gebührend zu würdigen, wenn er nicht selber zu ihr erzogen ist, in ihr gewetteifert hat. Man nimmt, ohne solche praktische Belehrung, dieses Schaffen und Formen für leichter als es ist, man fühlt das Gelungene und Reizvolle nicht scharf genug heraus. Deshalb haben die jetzigen Leser von Sentenzen ein verhältnissmässig unbedeutendes Vergnügen an ihnen, ja kaum einen Mund voll Annehmlichkeit, so dass es ihnen ebenso geht, wie den gewöhnlichen Betrachtern von Kameen: als welche loben, weil sie nicht lieben können und schnell bereit sind zu bewundern, schneller aber noch, fortzulaufen.

36.

Einwand. — Oder sollte es gegen jenen Satz, dass die psychologische Beobachtung zu den Reiz-, Heil- und Erleichterungsmitteln des Daseins gehöre, eine Gegenrechnung geben? Sollte man sich genug von den unangenehmen Folgen dieser Kunst überzeugt haben, um jetzt mit Absichtlichkeit den Blick der sich Bildenden von ihr abzulenken? In der That, ein gewisser blinder Glaube an die Güte der menschlichen Natur, ein eingepflanzter Widerwille vor der Zerlegung menschlicher Handlungen, eine Art Schamhaftigkeit in Hinsicht auf

die Nacktheit der Seele mögen wirklich für das gesammte Glück eines Menschen wünschenswerthere Dinge sein, als jene, in einzelnen Fällen hülfreiche Eigenschaft der psychologischen Scharfsichtigkeit; und vielleicht hat der Glaube an das Gute, an tugendhafte Menschen und Handlungen, an eine Fülle des unpersönlichen Wohlwollens in der Welt die Menschen besser gemacht, insofern er dieselben weniger misstrauisch machte. Wenn man die Helden Plutarch's mit Begeisterung nachahmt, und einen Abscheu davor empfindet, den Motiven ihres Handelns anzweifelnd nachzuspüren, so hat zwar nicht die Wahrheit, aber die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft ihren Nutzen dabei: der psychologische Irrthum und überhaupt die Dumpfheit auf diesem Gebiete hilft der Menschlichkeit vorwärts, während die Erkenntniss der Wahrheit vielleicht durch die anregende Kraft einer Hypothese mehr gewinnt, wie sie La Rochefoucauld der ersten Ausgabe seiner „Sentences et maximes morales" vorangestellt hat: „Ce que le monde nomme vertu n'est d'ordinaire qu 'un fantôme formé par nos passions, à qui on donne un nom honnête pour faire impunément ce qu 'on veut". La Rochefoucauld und jene anderen französischen Meister der Seelenprüfung (denen sich neuerdings auch ein Deutscher, der Verfasser der „Psychologischen Beobachtungen" zugesellt hat) gleichen scharf zielenden Schützen, welche immer und immer wieder in's Schwarze treffen, — aber in's Schwarze der menschlichen Natur. Ihr Geschick erregt Staunen, aber endlich verwünscht ein Zuschauer, der nicht vom Geiste der Wissenschaft, sondern der Menschenfreundlichkeit geleitet wird, eine Kunst, welche den Sinn der Verkleinerung und Verdächtigung in die Seelen der Menschen zu pflanzen scheint.

37.

Trotzdem. — Wie es sich nun mit Rechnung und Gegenrechnung verhalte: in dem gegenwärtigen Zustande einer bestimmten einzelnen Wissenschaft ist die Auferweckung der moralischen Beobachtung nöthig geworden, und der grausame Anblick des psychologischen Secirtisches und seiner Messer und Zangen kann der Menschheit nicht erspart bleiben. Denn hier gebietet jene Wissenschaft, welche nach Ursprung und Geschichte der sogenannten moralischen Empfindungen fragt und welche im Fortschreiten die verwickelten sociologischen Probleme aufzustellen und zu lösen hat: — die ältere Philosophie kennt die letzteren gar nicht und ist der Untersuchung von Ursprung und Geschichte der moralischen Empfindungen unter dürftigen Ausflüchten immer aus dem Wege gegangen. Mit welchen Folgen: das lässt sich jetzt sehr deutlich überschauen, nachdem an vielen Beispielen nachgewiesen ist, wie die Irrthümer der grössten Philosophen gewöhnlich ihren Ausgangspunkt in einer falschen Erklärung bestimmter menschlicher Handlungen und Empfindungen haben, wie auf Grund einer irrthümlichen Analysis, zum Beispiel der sogenannten unegoistischen Handlungen, eine falsche Ethik sich aufbaut, dieser zu Gefallen dann wiederum Religion und mythologisches Unwesen zu Hülfe genommen werden, und endlich die Schatten dieser trüben Geister auch in die Physik und die gesammte Weltbetrachtung hineinfallen. Steht es aber fest, dass die Oberflächlichkeit der psychologischen Beobachtung dem menschlichen Urtheilen und Schliessen die gefährlichsten Fallstricke gelegt hat und fortwährend von Neuem legt, so bedarf es jetzt jener Ausdauer der Arbeit, welche nicht müde wird, Steine auf Steine, Steinchen auf Steinchen zu häufen, so bedarf es der enthaltsamen

Tapferkeit, um sich einer solchen bescheidenen Arbeit nicht zu schämen und jeder Missachtung derselben Trotz zu bieten. Es ist wahr: zahllose einzelne Bemerkungen über Menschliches und Allzumenschliches sind in Kreisen der Gesellschaft zuerst entdeckt und ausgesprochen worden, welche gewohnt waren, nicht der wissenschaftlichen Erkenntniss, sondern einer geistreichen Gefallsucht jede Art von Opfern darzubringen; und fast unlösbar hat sich der Duft jener alten Heimat der moralistischen Sentenz — ein sehr verführerischer Duft — der ganzen Gattung angehängt: so dass seinetwegen der wissenschaftliche Mensch unwillkürlich einiges Misstrauen gegen diese Gattung und ihre Ernsthaftigkeit merken lässt. Aber es genügt, auf die Folgen zu verweisen: denn schon jetzt beginnt sich zu zeigen, welche Ergebnisse ernsthaftester Art auf dem Boden der psychologischen Beobachtung aufwachsen. Welches ist doch der Hauptsatz, zu dem einer der kühnsten und kältesten Denker, der Verfasser des Buches „Ueber den Ursprung der moralischen Empfindungen" vermöge seiner ein- und durchschneidenden Analysen des menschlichen Handelns gelangt? „Der moralische Mensch, sagt er, steht der intelligiblen (metaphysischen) Welt nicht näher, als der physische Mensch". Dieser Satz, hart und schneidig geworden unter dem Hammerschlag der historischen Erkenntniss, kann vielleicht einmal, in irgendwelcher Zukunft, als die Axt dienen, welche dem „metaphysischen Bedürfniss" der Menschen an die Wurzel gelegt wird, — ob mehr zum Segen, als zum Fluche der allgemeinen Wohlfahrt, wer wüsste das zu sagen? — aber jedenfalls als ein Satz der erheblichsten Folgen, fruchtbar und furchtbar zugleich, und mit jenem Doppelgesichte in die Welt sehend, welches alle grossen Erkenntnisse haben.

38.

Inwiefern nützlich. — Also: ob die psychologische Beobachtung mehr Nutzen oder Nachtheil über die Menschen bringe, das bleibe immerhin unentschieden; aber fest steht, dass sie nothwendig ist, weil die Wissenschaft ihrer nicht entrathen kann. Die Wissenschaft aber kennt keine Rücksichten auf letzte Zwecke, ebenso wenig als die Natur sie kennt: sondern wie diese gelegentlich Dinge von der höchsten Zweckmässigkeit zu Stande bringt, ohne sie gewollt zu haben, so wird auch die echte Wissenschaft, als die Nachahmung der Natur in Begriffen, den Nutzen und die Wohlfahrt der Menschen gelegentlich, ja vielfach, fördern und das Zweckmässige erreichen, — aber ebenfalls ohne es gewollt zu haben.

Wem es aber bei dem Anhauche einer solchen Betrachtungsart gar zu winterlich zu Muthe wird, der hat vielleicht nur zu wenig Feuer in sich: er möge sich indessen umsehen und er wird Krankheiten wahrnehmen, in denen Eisumschläge noth thun, und Menschen, welche so aus Gluth und Geist „zusammengeknetet" sind, dass sie kaum irgendwo die Luft kalt und schneidend genug für sich finden können. Ueberdies: wie allzu ernste Einzelne und Völker ein Bedürfniss nach Leichtfertigkeiten haben, wie andere allzu Erregbare und Bewegliche zeitweilig schwere niederdrückende Lasten zu ihrer Gesundheit nöthig haben: sollten wir, die geistigeren Menschen eines Zeitalters, welches ersichtlich immer mehr in Brand geräth, nicht nach allen löschenden und kühlenden Mitteln, die es giebt, greifen müssen, damit wir wenigstens so stetig, harmlos und mässig bleiben, als wir es noch sind, und so vielleicht einmal dazu brauchbar werden, diesem Zeitalter als Spiegel und Selbstbesinnung über sich zu dienen? —

39.

Die Fabel von der intelligibelen Freiheit. — Die Geschichte der Empfindungen, vermöge deren wir Jemanden verantwortlich machen, also der sogenannten moralischen Empfindungen, verläuft in folgenden Hauptphasen. Zuerst nennt man einzelne Handlungen gut oder böse ohne alle Rücksicht auf deren Motive, sondern allein der nützlichen oder schädlichen Folgen wegen. Bald aber vergisst man die Herkunft dieser Bezeichnungen und wähnt, dass den Handlungen an sich, ohne Rücksicht auf deren Folgen, die Eigenschaft „gut" oder „böse" innewohne: mit dem selben Irrthume, nach welchem die Sprache den Stein selber als hart, den Baum selber als grün bezeichnet — also dadurch, dass man, was Wirkung ist, als Ursache fasst. Sodann legt man das Gut- oder Böse-sein in die Motive hinein und betrachtet die Thaten an sich als moralisch zweideutig. Man geht weiter und giebt das Prädikat gut oder böse nicht mehr dem einzelnen Motive, sondern dem ganzen Wesen eines Menschen, aus dem das Motiv, wie die Pflanze aus dem Erdreich, herauswächst. So macht man der Reihe nach den Menschen für seine Wirkungen, dann für seine Handlungen, dann für seine Motive und endlich für sein Wesen verantwortlich. Nun entdeckt man schliesslich, dass auch dieses Wesen nicht verantwortlich sein kann, insofern es ganz und gar nothwendige Folge ist und aus den Elementen und Einflüssen vergangener und gegenwärtiger Dinge concrescirt: also dass der Mensch für Nichts verantwortlich zu machen ist, weder für sein Wesen, noch seine Motive, noch seine Handlungen, noch seine Wirkungen. Damit ist man zur Erkenntniss gelangt, dass die Geschichte der moralischen Empfindungen die Geschichte eines Irr-

thums, des Irrthums von der Verantwortlichkeit ist: als welcher auf dem Irrthum von der Freiheit des Willens ruht. — Schopenhauer schloss dagegen so: weil gewisse Handlungen Unmuth („Schuldbewusstsein") nach sich ziehen, so muss es eine Verantwortlichkeit geben; denn zu diesem Unmuth wäre kein Grund vorhanden, wenn nicht nur alles Handeln des Menschen mit Nothwendigkeit verliefe — wie es thatsächlich, und auch nach der Einsicht dieses Philosophen, verläuft —, sondern der Mensch selber mit der selben Nothwendigkeit sein ganzes Wesen erlangte, — was Schopenhauer leugnet. Aus der Thatsache jenes Unmuthes glaubt Schopenhauer eine Freiheit beweisen zu können, welche der Mensch irgendwie gehabt haben müsse, zwar nicht in Bezug auf die Handlungen, aber in Bezug auf das Wesen: Freiheit also, so oder so zu sein, nicht so oder so zu handeln. Aus dem esse, der Sphäre der Freiheit und Verantwortlichkeit, folgt nach seiner Meinung das operari, die Sphäre der strengen Causalität, Nothwendigkeit und Unverantwortlichkeit. Jener Unmuth beziehe sich zwar scheinbar auf das operari — insofern sei er irrthümlich —, in Wahrheit aber auf das esse, welches die That eines freien Willens, die Grundursache der Existenz eines Individuums, sei; der Mensch werde Das, was er werden wolle; sein Wollen sei früher, als seine Existenz. — Hier wird der Fehlschluss gemacht, dass aus der Thatsache des Unmuthes die Berechtigung, die vernünftige Zulässigkeit dieses Unmuthes geschlossen wird; und von jenem Fehlschluss aus kommt Schopenhauer zu seiner phantastischen Consequenz der sogenannten intelligibelen Freiheit. Aber der Unmuth nach der That braucht gar nicht vernünftig zu sein: ja er ist es gewiss nicht, denn er ruht auf der irrthümlichen Voraussetzung, dass die That eben nicht nothwendig hätte erfolgen

müssen. Also: weil sich der Mensch für frei hält, nicht aber weil er frei ist, empfindet er Reue und Gewissensbisse. — Ueberdies ist dieser Unmuth Etwas, das man sich abgewöhnen kann, bei vielen Menschen ist er in Bezug auf Handlungen gar nicht vorhanden, bei welchen viele andere Menschen ihn empfinden. Er ist eine sehr wandelbare, an die Entwickelung der Sitte und Kultur geknüpfte Sache und vielleicht nur in einer verhältnissmässig kurzen Zeit der Weltgeschichte vorhanden. — Niemand ist für seine Thaten verantwortlich, Niemand für sein Wesen; richten ist soviel als ungerecht sein. Dies gilt auch, wenn das Individuum über sich selbst richtet. Der Satz ist so hell wie Sonnenlicht, und doch geht hier Jedermann lieber in den Schatten und die Unwahrheit zurück: aus Furcht vor den Folgen.

40.

Das Ueber-Thier. — Die Bestie in uns will belogen werden; Moral ist Nothlüge, damit wir von ihr nicht zerrissen werden. Ohne die Irrthümer, welche in den Annahmen der Moral liegen, wäre der Mensch Thier geblieben. So aber hat er sich als etwas Höheres genommen und sich strengere Gesetze auferlegt. Er hat deshalb einen Hass gegen die der Thierheit näher gebliebenen Stufen: woraus die ehemalige Missachtung des Sklaven, als eines Nicht-Menschen, als einer Sache, zu erklären ist.

41.

Der unveränderliche Charakter. — Dass der Charakter unveränderlich sei, ist nicht im strengen Sinne wahr; vielmehr heisst dieser beliebte Satz nur so viel, dass während der kurzen Lebensdauer eines Menschen die einwirkenden Motive gewöhnlich nicht tief genug

ritzen können, um die aufgeprägten Schriftzüge vieler Jahrtausende zu zerstören. Dächte man sich aber einen Menschen von achtzigtausend Jahren, so hätte man an ihm sogar einen absolut veränderlichen Charakter: so dass eine Fülle verschiedener Individuen sich nach und nach aus ihm entwickelte. Die Kürze des menschlichen Lebens verleitet zu manchen irrthümlichen Behauptungen über die Eigenschaften des Menschen.

42.

Die Ordnung der Güter und die Moral. — Die einmal angenommene Rangordnung der Güter, je nachdem ein niedriger, höherer, höchster Egoismus das Eine oder das Andere will, entscheidet jetzt über das Moralisch-sein oder Unmoralisch-sein. Ein niedriges Gut (zum Beispiel Sinnengenuss) einem höher geschätzten (zum Beispiel Gesundheit) vorziehen, gilt als unmoralisch, ebenso Wohlleben der Freiheit vorziehen. Die Rangordnung der Güter ist aber keine zu allen Zeiten feste und gleiche; wenn Jemand Rache der Gerechtigkeit vorzieht, so ist er nach dem Maassstabe einer früheren Kultur moralisch, nach dem der jetzigen unmoralisch. „Unmoralisch" bezeichnet also, dass Einer die höheren, feineren, geistigeren Motive, welche die jeweilen neue Kultur hinzugebracht hat, noch nicht oder noch nicht stark genug empfindet: es bezeichnet einen Zurückgebliebenen, aber immer nur dem Gradunterschied nach. — Die Rangordnung der Güter selber wird nicht nach moralischen Gesichtspunkten auf- und umgestellt; wohl aber wird nach ihrer jedesmaligen Festsetzung darüber entschieden, ob eine Handlung moralisch oder unmoralisch sei.

43.

Grausame Menschen als zurückgeblieben. — Die Menschen, welche jetzt grausam sind, müssen uns als Stufen früherer Kulturen gelten, welche übrig geblieben sind: das Gebirge der Menschheit zeigt hier einmal die tieferen Formationen, welche sonst versteckt liegen, offen. Es sind zurückgebliebene Menschen, deren Gehirn, durch alle möglichen Zufälle im Verlaufe der Vererbung, nicht so zart und vielseitig fortgebildet worden ist. Sie zeigen uns, was wir Alle waren, und machen uns erschrecken: aber sie selber sind so wenig verantwortlich, wie ein Stück Granit dafür, dass es Granit ist. In unserm Gehirne müssen sich auch Rinnen und Windungen finden, welche jener Gesinnung entsprechen, wie sich in der Form einzelner menschlicher Organe Erinnerungen an Fischzustände finden sollen. Aber diese Rinnen und Windungen sind nicht mehr das Bett, in welchem sich jetzt der Strom unserer Empfindung wälzt.

44.

Dankbarkeit und Rache. — Der Grund, weshalb der Mächtige dankbar ist, ist dieser. Sein Wohlthäter hat sich durch seine Wohlthat an der Sphäre des Mächtigen gleichsam vergriffen und sich in sie eingedrängt: nun vergreift er sich zur Vergeltung wieder an der Sphäre des Wohlthäters durch den Akt der Dankbarkeit. Es ist eine mildere Form der Rache. Ohne die Genugthuung der Dankbarkeit zu haben, würde der Mächtige sich unmächtig gezeigt haben und fürderhin dafür gelten. Deshalb stellt jede Gesellschaft der Guten, das heisst ursprünglich der Mächtigen, die Dankbarkeit unter die ersten Pflichten. — Swift hat den Satz hingeworfen, dass Menschen in dem selben Verhältniss dankbar sind, wie sie Rache hegen.

45.

Doppelte Vorgeschichte von Gut und Böse. — Der Begriff gut und böse hat eine doppelte Vorgeschichte: nämlich einmal in der Seele der herrschenden Stämme und Kasten. Wer die Macht zu vergelten hat, Gutes mit Gutem, Böses mit Bösem, und auch wirklich Vergeltung übt, also dankbar und rachsüchtig ist, der wird gut genannt; wer unmächtig ist und nicht vergelten kann, gilt als schlecht. Man gehört als Guter zu den „Guten", einer Gemeinde, welche Gemeingefühl hat, weil alle Einzelnen durch den Sinn der Vergeltuug mit einander verflochten sind. Man gehört als Schlechter zu den „Schlechten", zu einem Haufen unterworfener, ohnmächtiger Menschen, welche kein Gemeingefühl haben. Die Guten sind eine Kaste, die Schlechten eine Masse wie Staub. Gut und schlecht ist eine Zeit lang so viel wie vornehm und niedrig, Herr und Sklave. Dagegen sieht man den Feind nicht als böse an: er kann vergelten. Der Troer und der Grieche sind bei Homer beide gut. Nicht Der, welcher uns Schädliches zufügt, sondern Der, welcher verächtlich ist, gilt als schlecht. In der Gemeinde der Guten vererbt sich das Gute; es ist unmöglich, dass ein Schlechter aus so gutem Erdreiche hervorwachse. Thut trotzdem Einer der Guten Etwas, das der Guten unwürdig ist, so verfällt man auf Ausflüchte; man schiebt zum Beispiel einem Gott die Schuld zu, indem man sagt: er habe den Guten mit Verblendung und Wahnsinn geschlagen. — Sodann in der Seele der Unterdrückten, Machtlosen. Hier gilt jeder andere Mensch als feindlich, rücksichtslos, ausbeutend, grausam, listig, sei er vornehm oder niedrig; böse ist das Charakterwort für Mensch, ja für jedes lebende Wesen, welches man voraussetzt, zum Beispiel für einen Gott; menschlich, göttlich gilt so viel wie teuflisch, böse.

Die Zeichen der Güte, Hülfbereitschaft, Mitleid, werden angstvoll als Tücke, Vorspiel eines schrecklichen Ausgangs, Betäubung und Ueberlistung aufgenommen, kurz als verfeinerte Bosheit. Bei einer solchen Gesinnung des Einzelnen kann kaum ein Gemeinwesen entstehen, höchstens die roheste Form desselben: so dass überall, wo diese Auffassung von gut und böse herrscht, der Untergang der Einzelnen, ihrer Stämme und Rassen nahe ist. — Unsere jetzige Sittlichkeit ist auf dem Boden der herrschenden Stämme und Kasten aufgewachsen.

46.

Mitleiden stärker als Leiden. — Es giebt Fälle, wo das Mitleiden stärker ist, als das eigentliche Leiden. Wir empfinden es zum Beispiel schmerzlicher, wenn einer unserer Freunde sich etwas Schmähliches zu Schulden kommen lässt, als wenn wir selbst es thun. Einmal nämlich glauben wir mehr an die Reinheit seines Charakters, als er; sodann ist unsere Liebe zu ihm, wahrscheinlich eben dieses Glaubens wegen, stärker, als seine Liebe zu sich selbst. Wenn auch wirklich sein Egoismus mehr dabei leidet, als unser Egoismus, insofern er die übelen Folgen seines Vergehens stärker zu tragen hat, so wird das Unegoistische in uns — dieses Wort ist nie streng zu verstehen, sondern nur eine Erleichterung des Ausdrucks — doch stärker durch seine Schuld betroffen, als das Unegoistische in ihm.

47.

Hypochondrie. — Es giebt Menschen, welche aus Mitgefühl und Sorge für eine andere Person hypochondrisch werden; die dabei entstehende Art des Mitleidens

ist nichts Anderes, als eine Krankheit. So giebt es auch eine christliche Hypochondrie, welche jene einsamen, religiös bewegten Leute befällt, die sich das Leiden und Sterben Christi fortwährend vor Augen stellen.

48.

Oekonomie der Güte. — Die Güte und Liebe als die heilsamsten Kräuter und Kräfte im Verkehre der Menschen sind so kostbare Funde, dass man wohl wünschen möchte, es werde in der Verwendung dieser balsamischen Mittel so ökonomisch wie möglich verfahren: doch ist dies unmöglich. Die Oekonomie der Güte ist der Traum der verwegensten Utopisten.

49.

Wohlwollen. — Unter die kleinen, aber zahllos häufigen und deshalb sehr wirkungsvollen Dinge, auf welche die Wissenschaft mehr Acht zu geben hat, als auf die grossen seltenen Dinge, ist auch das Wohlwollen zu rechnen; ich meine jene Aeusserungen freundlicher Gesinnung im Verkehr, jenes Lächeln des Auges, jene Händedrücke, jenes Behagen, von welchem für gewöhnlich fast alles menschliche Thun umsponnen ist. Jeder Lehrer, jeder Beamte bringt diese Zuthat zu dem, was für ihn Pflicht ist, hinzu; es ist die fortwährende Bethätigung der Menschlichkeit, gleichsam die Wellen ihres Lichtes, in denen Alles wächst; namentlich im engsten Kreise, innerhalb der Familie, grünt und blüht das Leben nur durch jenes Wohlwollen. Die Gutmüthigkeit, die Freundlichkeit, die Höflichkeit des Herzens sind immerquellende Ausflüsse des unegoistischen Triebes und haben viel mächtiger an der Kultur gebaut, als jene viel berühmteren Aeusserungen desselben, die man Mitleiden, Barmherzigkeit und Auf-

opferung nennt. Aber man pflegt sie geringzuschätzen, und in der That: es ist nicht gerade viel Unegoistisches daran. Die Summe dieser geringen Dosen ist trotzdem gewaltig, ihre gesammte Kraft gehört zu den stärksten Kräften. — Ebenso findet man viel mehr Glück in der Welt, als trübe Augen sehen: wenn man nämlich richtig rechnet und nur alle jene Momente des Behagens, an welchen jeder Tag in jedem, auch dem bedrängtesten Menschenleben reich ist, nicht vergisst.

50.

Mitleiden erregen wollen. — La Rochefoucauld trifft in der bemerkenswerthesten Stelle seines Selbst-Portraits (zuerst gedruckt 1658) gewiss das Rechte, wenn er alle Die, welche Vernunft haben, vor dem Mitleiden warnt, wenn er räth, dasselbe den Leuten aus dem Volke zu überlassen, die der Leidenschaften bedürfen (weil sie nicht durch Vernunft bestimmt werden), um so weit gebracht zu werden, dem Leidenden zu helfen und bei einem Unglück kräftig einzugreifen; während das Mitleiden, nach seinem (und Plato's) Urtheil, die Seele entkräfte. Freilich solle man Mitleiden bezeugen, aber sich hüten, es zu haben: denn die Unglücklichen seien nun einmal so dumm, dass bei ihnen das Bezeugen von Mitleid das grösste Gut von der Welt ausmache. — Vielleicht kann man noch stärker vor diesem Mitleid-haben warnen, wenn man jenes Bedürfniss der Unglücklichen nicht gerade als Dummheit und intellektuellen Mangel, als eine Art Geistesstörung fasst, welche das Unglück mit sich bringt (und so scheint es ja La Rochefoucauld zu fassen), sondern als etwas ganz Anderes und Bedenklicheres versteht. Vielmehr beobachte man Kinder, welche weinen und schreien, damit sie bemitleidet werden, und

deshalb den Augenblick abwarten, wo ihr Zustand in die Augen fallen kann; man lebe im Verkehr mit Kranken und Geistig-Gedrückten und frage sich, ob nicht das beredte Klagen und Wimmern, das Zur- Schau- tragen des Unglücks im Grunde das Ziel verfolgt, den Anwesenden weh zu thun: das Mitleiden, welches Jene dann äussern, ist insofern eine Tröstung für die Schwachen und Leidenden, als sie daran erkennen, doch wenigstens noch Eine Macht zu haben, trotz aller ihrer Schwäche: die Macht, wehe zu thun. Der Unglückliche gewinnt eine Art von Lust in diesem Gefühl der Ueberlegenheit, welches das Bezeugen des Mitleides ihm zum Bewusstsein bringt; seine Einbildung erhebt sich, er ist immer noch wichtig genug, um der Welt Schmerzen zu machen. Somit ist der Durst nach Bemitleidetwerden ein Durst nach Selbstgenuss, und zwar auf Unkosten der Mitmenschen; es zeigt den Menschen in der ganzen Rücksichtslosigkeit seines eigensten lieben Selbst: nicht aber gerade in seiner „Dummheit", wie La Rochefoucauld meint. — Im Zwiegespräche der Gesellschaft werden Dreiviertel aller Fragen gestellt, aller Antworten gegeben, um dem Unterredner ein klein Wenig weh zu thun; deshalb dürsten viele Menschen so nach Gesellschaft: sie giebt ihnen das Gefühl ihrer Kraft. In solchen unzähligen, aber sehr kleinen Dosen, in welchen die Bosheit sich geltend macht, ist sie ein mächtiges Reizmittel des Lebens: ebenso wie das Wohlwollen, in gleicher Form durch die Menschenwelt hin verbreitet, das allezeit bereite Heilmittel ist. — Aber wird es viele Ehrliche geben, welche zugestehen, dass es Vergnügen macht, wehe zu thun? dass man sich nicht selten damit unterhält — und gut unterhält —, anderen Menschen wenigstens in Gedanken Kränkungen zuzufügen und die Schrotkörner der kleinen Bosheit nach ihnen zu schiessen?

Die Meisten sind zu unehrlich und ein paar Menschen sind zu gut, um von diesem Pudendum Etwas zu wissen; diese mögen somit immerhin leugnen, dass Prosper Mérimée Recht habe, wenn er sagt: „Sachez aussi qu' il n'y a rien de plus commun que de faire le mal pour le plaisir de le faire.“

51.

Wie der Schein zum Sein wird. — Der Schauspieler kann zuletzt auch beim tiefsten Schmerz nicht aufhören, an den Eindruck seiner Person und den gesammten scenischen Effekt zu denken, zum Beispiel selbst beim Begräbniss seines Kindes; er wird über seinen eignen Schmerz und dessen Aeusserungen weinen, als sein eigener Zuschauer. Der Heuchler, welcher immer ein und die selbe Rolle spielt, hört zuletzt auf, Heuchler zu sein; zum Beispiel Priester, welche als junge Männer gewöhnlich bewusst oder unbewusst Heuchler sind, werden zuletzt natürlich und sind dann wirklich, ohne alle Affektation, eben Priester; oder wenn es der Vater nicht so weit bringt, dann vielleicht der Sohn, der des Vaters Vorsprung benutzt, seine Gewöhnung übt. Wenn Einer sehr lange und hartnäckig Etwas scheinen will, so wird es ihm zuletzt schwer, etwas Anderes zu sein. Der Beruf fast jedes Menschen, sogar des Künstlers, beginnt mit Heuchelei, mit einem Nachmachen von Aussen her, mit einem Copiren des Wirkungsvollen. Der, welcher immer die Maske freundlicher Mienen trägt, muss zuletzt eine Gewalt über wohlwollende Stimmungen bekommen, ohne welche der Ausdruck der Freundlichkeit nicht zu erzwingen ist, — und zuletzt wieder bekommen diese über ihn Gewalt, er ist wohlwollend.

52.

Der Punkt der Ehrlichkeit beim Betruge. — Bei allen grossen Betrügern ist ein Vorgang bemerkenswerth, dem sie ihre Macht verdanken. Im eigentlichen Akte des Betruges unter all den Vorbereitungen, dem Schauerlichen in Stimme, Ausdruck, Gebärden, inmitten der wirkungsvollen Scenerie, überkommt sie der Glaube an sich selbst: dieser ist es, der dann so wundergleich und bezwingend zu den Umgebenden spricht. Die Religionsstifter unterscheiden sich dadurch von jenen grossen Betrügern, dass sie aus diesem Zustande der Selbsttäuschung nicht herauskommen: oder sie haben ganz selten einmal jene helleren Momente, wo der Zweifel sie überwältigt; gewöhnlich trösten sie sich aber, diese helleren Momente dem bösen Widersacher zuschiebend. Selbstbetrug muss da sein, damit Diese und Jene grossartig wirken. Denn die Menschen glauben an die Wahrheit dessen, was ersichtlich stark geglaubt wird.

53.

Angebliche Stufen der Wahrheit. — Einer der gewöhnlichen Fehlschlüsse ist der: weil Jemand wahr und aufrichtig gegen uns ist, so sagt er die Wahrheit. So glaubt das Kind an die Urtheile der Eltern, der Christ an die Behauptungen des Stifters der Kirche. Ebenso will man nicht zugeben, dass alles Jenes, was die Menschen mit Opfern an Glück und Leben in früheren Jahrhunderten vertheidigt haben, Nichts als Irrthümer waren: vielleicht sagt man, es seien Stufen der Wahrheit gewesen. Aber im Grunde meint man, wenn Jemand ehrlich an Etwas geglaubt und für seinen Glauben gekämpft hat und gestorben ist, wäre es doch gar zu unbillig, wenn eigentlich nur ein Irrthum ihn beseelt habe. So ein Vor-

gang scheint der ewigen Gerechtigkeit zu widersprechen; deshalb dekretirt das Herz empfindender Menschen immer wieder gegen ihren Kopf den Satz: zwischen moralischen Handlungen und intellektuellen Einsichten muss durchaus ein nothwendiges Band sein. Es ist leider anders; denn es giebt keine ewige Gerechtigkeit.

54.

Die Lüge. — Weshalb sagen zu allermeist die Menschen im alltäglichen Leben die Wahrheit? — Gewiss nicht, weil ein Gott das Lügen verboten hat. Sondern erstens: weil es bequemer ist; denn die Lüge erfordert Erfindung, Verstellung und Gedächtniss. (Weshalb Swift sagt: wer eine Lüge berichtet, merkt selten die schwere Last, die er übernimmt; er muss nämlich, um eine Lüge zu behaupten, zwanzig andere erfinden.) Sodann: weil es in schlichten Verhältnissen vortheilhaft ist, direkt zu sagen: ich will dies, ich habe dies gethan, und dergleichen; also weil der Weg des Zwangs und der Autorität sicherer ist, als der der List. — Ist aber einmal ein Kind in verwickelten häuslichen Verhältnissen aufgezogen worden, so handhabt es ebenso natürlich die Lüge und sagt unwillkürlich immer Das, was seinem Interesse entspricht; ein Sinn für Wahrheit, ein Widerwille gegen die Lüge an sich ist ihm ganz fremd und unzugänglich, und so lügt es in aller Unschuld.

55.

Des Glaubens wegen die Moral verdächtigen. Keine Macht lässt sich behaupten, wenn lauter Heuchler sie vertreten; die katholische Kirche mag noch so viele „weltliche“ Elemente besitzen, ihre Kraft beruht auf jenen auch jetzt noch zahlreichen priesterlichen Naturen, welche

sich das Leben schwer und bedeutungstief machen, und deren Blick und abgehärmter Leib von Nachtwachen, Hungern, glühenden Gebete, vielleicht selbst von Geisselhieben redet; Diese erschüttern die Menschen und machen ihnen Angst: wie, wenn es nöthig wäre, so zu leben? — dies ist die schauderhafte Frage, welche ihr Anblick auf die Zunge legt. Indem sie diesen Zweifel verbreiten, gründen sie immer von Neuem wieder einen Pfeiler ihrer Macht; selbst die Freigesinnten wagen es nicht, dem derartig Selbstlosen mit hartem Wahrheitssinn zu widerstehen und zu sagen: „Betrogner du, betrüge nicht!" — Nur die Differenz der Einsichten trennt sie von ihm, durchaus keine Differenz der Güte oder Schlechtigkeit; aber was man nicht mag, pflegt man gewöhnlich auch ungerecht zu behandeln. So spricht man von der Schlauheit und der verruchten Kunst der Jesuiten, aber übersieht, welche Selbstüberwindung jeder einzelne Jesuit sich auferlegt und wie die erleichterte Lebenspraxis, welche die jesuitischen Lehrbücher predigen, durchaus nicht ihnen, sondern dem Laienstande zu Gute kommen soll. Ja man darf fragen, ob wir Aufgeklärten bei ganz gleicher Taktik und Organisation eben so gute Werkzeuge, ebenso bewundernswürdig durch Selbstbesiegung, Unermüdlichkeit, Hingebung sein würden.

56.

Sieg der Erkenntniss über das radikale Böse. Es trägt Dem, der weise werden will, einen reichlichen Gewinn ein, eine Zeit lang einmal die Vorstellung vom gründlich bösen und verderbten Menschen gehabt zu haben: sie ist falsch, wie die entgegengesetzte; aber ganze Zeitstrecken hindurch besass sie die Herrschaft und ihre Wurzeln haben sich bis in uns und unsere Welt

hinein verästet. Um uns zu begreifen, müssen wir sie begreifen; um aber dann höher zu steigen, müssen wir über sie hinwegsteigen. Wir erkennen dann, dass es keine Sünden im metaphysischen Sinne giebt; aber, im gleichen Sinne, auch keine Tugenden; dass dieses ganze Bereich sittlicher Vorstellungen fortwährend im Schwanken ist, dass es höhere und tiefere Begriffe von gut und böse, sittlich und unsittlich giebt. Wer nicht viel Mehr von den Dingen begehrt, als Erkenntniss derselben, kommt leicht mit seiner Seele zur Ruhe und wird höchstens aus Unwissenheit, aber schwerlich aus Begehrlichkeit fehlgreifen (oder sündigen, wie die Welt es heisst). Er wird die Begierden nicht mehr verketzern und ausrotten wollen; aber sein einziges ihn völlig beherrschendes Ziel, zu aller Zeit so gut wie möglich zu erkennen, wird ihn kühl machen und alle Wildheit in seiner Anlage besänftigen. Ueberdies ist er eine Menge quälender Vorstellungen losgeworden, er empfindet Nichts mehr bei dem Worte Höllenstrafen, Sündhaftigkeit, Unfähigkeit zum Guten: er erkennt darin nur die verschwebenden Schattenbilder falscher Welt- und Lebensbetrachtungen.

57.

Moral als Selbstzertheilung des Menschen. — Ein guter Autor, der wirklich das Herz für seine Sache hat, wünscht, dass Jemand komme und ihn selber dadurch vernichte, dass er die selbe Sache deutlicher darstelle und die in ihr enthaltenen Fragen ohne Rest beantworte. Das liebende Mädchen wünscht, dass sie die hingebende Treue ihrer Liebe an der Untreue des Geliebten bewähren könne. Der Soldat wünscht, dass er für sein siegreiches Vaterland auf dem Schlachtfeld falle: denn in dem Siege seines Vaterlandes siegt sein höchstes Wünschen mit.

Die Mutter giebt dem Kinde, was sie sich selber entzieht, Schlaf, die beste Speise, unter Umständen ihre Gesundheit, ihr Vermögen. — Sind das Alles aber unegoistische Zustände? Sind diese Thaten der Moralität Wunder, weil sie, nach dem Ausdrucke Schopenhauer's, „unmöglich und doch wirklich" sind? Ist es nicht deutlich, dass in all diesen Fällen der Mensch Etwas von sich, einen Gedanken, ein Verlangen, ein Erzeugniss mehr liebt, als etwas Anderes von sich? dass er also sein Wesen zertheilt und dem einen Theil den anderen zum Opfer bringt? Ist es etwas wesentlich Verschiedenes, wenn ein Trotzkopf sagt: „ich will lieber über den Haufen geschossen werden, als diesem Menschen da einen Schritt aus dem Wege gehn"? — Die Neigung zu Etwas (Wunsch, Trieb, Verlangen) ist in allen genannten Fällen vorhanden; ihr nachzugeben, mit allen Folgen, ist jedenfalls nicht „unegoistisch". — In der Moral behandelt sich der Mensch nicht als individuum, sondern als dividuum.

58.

Was man versprechen kann. — Man kann Handlungen versprechen, aber keine Empfindungen; denn diese sind unwillkürlich. Wer Jemandem verspricht, ihn immer zu lieben oder immer zu hassen oder ihm immer treu zu sein, verspricht Etwas, das nicht in seiner Macht steht; wohl aber kann er solche Handlungen versprechen, welche zwar gewöhnlich die Folgen der Liebe, des Hasses, der Treue sind, aber auch aus anderen Motiven entspringen können: denn zu einer Handlung führen mehrere Wege und Motive. Das Versprechen, Jemanden immer zu lieben, heisst also: so lange ich dich liebe, werde ich dir die Handlungen der Liebe erweisen; liebe ich dich nicht mehr, so wirst du doch die selben Handlungen, wenn

auch aus anderen Motiven, immerfort von mir empfangen: so dass der Schein in den Köpfen der Mitmenschen bestehen bleibt, dass die Liebe unverändert und immer noch die selbe sei. — Man verspricht also die Andauer des Anscheines der Liebe, wenn man ohne Selbstverblendung Jemandem immerwährende Liebe gelobt.

59.

Intellekt und Moral. — Man muss ein gutes Gedächtniss haben, um gegebene Versprechen halten zu können. Man muss eine starke Kraft der Einbildung haben, um Mitleid haben zu können. So eng ist die Moral an die Güte des Intellekts gebunden.

60.

Sich rächen wollen und sich rächen. — Einen Rachegedanken haben und ausführen heisst einen heftigen Fieberanfall bekommen, der aber vorübergeht: einen Rachegedanken aber haben, ohne Kraft und Muth, ihn auszuführen, heisst ein chronisches Leiden, eine Vergiftung an Leib und Seele mit sich herumtragen. Die Moral, welche nur auf die Absichten sieht, taxirt beide Fälle gleich; für gewöhnlich taxirt man den ersten Fall als den schlimmeren (wegen der bösen Folgen, welche die That der Rache vielleicht nach sich zieht). Beide Schätzungen sind kurzsichtig.

61.

Warten-können. — Das Warten-können ist so schwer, dass die grössten Dichter es nicht verschmäht haben, das Nicht-warten-können zum Motiv ihrer Dichtungen zu machen. So Shakespeare im Othello, Sophokles

im Ajax: dessen Selbstmord ihm, wenn er nur einen Tag noch seine Empfindung hätte abkühlen lassen, nicht mehr nöthig geschienen hätte, wie der Orakelspruch andeutet; wahrscheinlich würde er den schrecklichen Einflüsterungen der verletzten Eitelkeit ein Schnippchen geschlagen und zu sich gesprochen haben: wer hat denn nicht schon, in meinem Falle, ein Schaf für einen Helden angesehen? ist es denn so etwas Ungeheures? Im Gegentheil, es ist nur etwas allgemein Menschliches: Ajax durfte sich dergestalt Trost zusprechen. Die Leidenschaft will nicht warten; das Tragische im Leben grosser Männer liegt häufig nicht in ihrem Konflikte mit der Zeit und der Niedrigkeit ihrer Mitmenschen, sondern in ihrer Unfähigkeit, ein Jahr, zwei Jahre ihr Werk zu verschieben; sie können nicht warten. — Bei allen Duellen haben die zurathenden Freunde das Eine festzustellen, ob die betheiligten Personen noch warten können: ist dies nicht der Fall, so ist ein Duell vernünftig, insofern Jeder von Beiden sich sagt: „entweder lebe ich weiter, dann muss Jener augenblicklich sterben, oder umgekehrt". Warten hiesse in solchem Falle an jener furchtbaren Marter der verletzten Ehre angesichts ihres Verletzers noch länger leiden; und dies kann eben mehr Leiden sein, als das Leben überhaupt werth ist.

62.

Schwelgerei der Rache. — Grobe Menschen, welche sich beleidigt fühlen, pflegen den Grad der Beleidigung so hoch als möglich zu nehmen und erzählen die Ursache mit stark übertreibenden Worten, um nur in dem einmal erweckten Hass- und Rachegefühl sich recht ausschwelgen zu können.

63.

Werth der Verkleinerung. — Nicht wenige, vielleicht die allermeisten Menschen haben, um ihre Selbstachtung und eine gewisse Tüchtigkeit im Handeln bei sich aufrecht zu erhalten, durchaus nöthig, alle ihnen bekannten Menschen in ihrer Vorstellung herabzusetzen und zu verkleinern. Da aber die geringen Naturen in der Ueberzahl sind und es sehr viel daran liegt, ob sie jene Tüchtigkeit haben oder verlieren, so — [illegible]

64.

Der Aufbrausende. — Vor Einem, der gegen uns aufbraust, soll man sich in Acht nehmen, wie vor Einem, der uns einmal nach dem Leben getrachtet hat: denn dass wir noch leben, das liegt an der Abwesenheit der Macht zu tödten; genügten Blicke, so wäre es längst um uns geschehen. Es ist ein Stück roher Kultur, durch Sichtbarwerdenlassen der physischen Wildheit, durch Furchterregen Jemanden zum Schweigen zu bringen. — Ebenso ist jener kalte Blick, welchen Vornehme gegen ihre Bedienten haben, ein Ueberrest jener kastenmässigen Abgrenzungen zwischen Mensch und Mensch, ein Stück rohen Alterthums; die Frauen, die Bewahrerinnen des Alten, haben auch dieses Survival treuer bewahrt.

65.

Wohin die Ehrlichkeit führen kann. — Jemand hatte die üble Angewohnheit, sich über die Motive, aus denen er handelte und die so gut und so schlecht waren wie die Motive aller Menschen, gelegentlich ganz ehrlich auszusprechen. Er erregte erst Anstoss, dann Verdacht, wurde allmählich geradezu verfehmt und in die Acht der Gesellschaft erklärt, bis endlich die Justiz sich eines so

verworfenen Wesens erinnerte, bei Gelegenheiten, wo sie sonst kein Auge hatte, oder dasselbe zudrückte. Der Mangel an Schweigsamkeit über das allgemeine Geheimniss und der unverantwortliche Hang, zu sehen, was Keiner sehen will — sich selber —, brachten ihn zu Gefängniss und frühzeitigem Tod.

66.

Sträflich, nie gestraft. — Unser Verbrechen gegen Verbrecher besteht darin, dass wir sie wie Schufte behandeln.

67.

Sancta simplicitas der Tugend. — Jede Tugend hat Vorrechte: zum Beispiel dies, zu dem Scheiterhaufen eines Verurtheilten ihr eigenes Bündchen Holz zu liefern.

68.

Moralität und Erfolg. — Nicht nur die Zuschauer einer That bemessen häufig das Moralische oder Unmoralische an derselben nach dem Erfolge: nein, der Thäter selbst thut dies. Denn die Motive und Absichten sind selten deutlich und einfach genug, und mitunter scheint selbst das Gedächtniss durch den Erfolg der That getrübt, so dass man seiner That selber falsche Motive unterschiebt oder die unwesentlichen Motive als wesentliche behandelt. Der Erfolg giebt oft einer That den vollen ehrlichen Glanz des guten Gewissens, ein Misserfolg legt den Schatten von Gewissensbissen über die achtungswürdigste Handlung. Daraus ergiebt sich die bekannte Praxis des Politikers, welcher denkt: „gebt mir nur den Erfolg: mit ihm habe ich auch alle ehrlichen Seelen auf meine Seite gebracht — und mich vor mir selber ehrlich gemacht.“ — Auf ähnliche Weise soll der Erfolg die

bessere Begründung ersetzen. Noch jetzt meinen viele Gebildete, der Sieg des Christenthums über die griechische Philosophie sei ein Beweis für die grössere Wahrheit des ersteren, — obwohl in diesem Falle nur das Gröbere und Gewaltsamere über das Geistigere und Zarte gesiegt hat. Wie es mit der grösseren Wahrheit steht, ist daraus zu ersehen, dass die erwachenden Wissenschaften Punkt um Punkt an Epikur's Philosophie angeknüpft, das Christenthum aber Punkt um Punkt zurückgewiesen haben.

69.

Liebe und Gerechtigkeit. — Warum überschätzt man die Liebe zu Ungunsten der Gerechtigkeit und sagt die schönsten Dinge von ihr, als ob sie ein viel höheres Wesen als jene sei? Ist sie denn nicht ersichtlich dümmer als jene? — Gewiss, aber gerade deshalb um so viel angenehmer für Alle. Sie ist dumm und besitzt ein reiches Füllhorn; aus ihm theilt sie ihre Gaben aus, an Jedermann, auch wenn er sie nicht verdient, ja ihr nicht einmal dafür dankt. Sie ist unparteiisch wie der Regen, welcher, nach der Bibel und der Erfahrung, nicht nur den Ungerechten, sondern unter Umständen auch den Gerechten bis auf die Haut nass macht.

70.

Hinrichtung. — Wie kommt es, dass jede Hinrichtung uns mehr beleidigt, als ein Mord? Es ist die Kälte der Richter, die peinliche Vorbereitung, die Einsicht, dass hier ein Mensch als Mittel benutzt wird, um Andere abzuschrecken. Denn die Schuld wird nicht bestraft, selbst wenn es eine gäbe: diese liegt in Erziehern, Eltern, Umgebungen, in uns, nicht im Mörder, — ich meine die veranlassenden Umstände.

71.

Die Hoffnung. — Pandora brachte das Fass mit den Uebeln und öffnete es. Es war das Geschenk der Götter an die Menschen, von Aussen ein schönes verführerisches Geschenk und „Glücksfass" zubenannt. Da flogen all die Uebel, lebendige beschwingte Wesen heraus: von da an schweifen sie nun herum und thun den Menschen Schaden bei Tag und Nacht. Ein einziges Uebel war noch nicht aus dem Fass herausgeschlüpft: da schlug Pandora nach Zeus' Willen den Deckel zu, und so blieb es darin. Für immer hat der Mensch nun das Glücksfass im Hause und meint Wunder was für einen Schatz er in ihm habe; es steht ihm zu Diensten, er greift darnach: wenn es ihn gelüstet; denn er weiss nicht, dass jenes Fass, welches Pandora brachte, das Fass der Uebel war, und hält das zurückgebliebene Uebel für das grösste Glücksgut, — es ist die Hoffnung. — Zeus wollte nämlich, dass der Mensch, auch noch so sehr durch die anderen Uebel gequält, doch das Leben nicht wegwerfe, sondern fortfahre, sich immer von Neuem quälen zu lassen. Dazu giebt er dem Menschen die Hoffnung: sie ist in Wahrheit das übelste der Uebel, weil sie die Qual der Menschen verlängert.

72.

Grad der moralischen Erhitzbarkeit unbekannt. — Daran, dass man gewisse erschütternde Anblicke und Eindrücke gehabt oder nicht gehabt hat, zum Beispiel eines unrecht gerichteten, getödteten oder gemarterten Vaters, einer untreuen Frau, eines grausamen feindlichen Ueberfalls, hängt es ab, ob unsere Leidenschaften zur Glühhitze kommen und das ganze Leben lenken

oder nicht. Keiner weiss, wozu ihn die Umstände, das Mitleid, die Entrüstung treiben können, er kennt den Grad seiner Erhitzbarkeit nicht. Erbärmliche kleine Verhältnisse machen erbärmlich; es ist gewöhnlich nicht die Quantität der Erlebnisse, sondern ihre Qualität, von welcher der niedere und höhere Mensch abhängt, im Guten und Bösen.

73.

Der Märtyrer wider Willen. — In einer Partei gab es einen Menschen, der zu ängstlich und feige war, um je seinen Kameraden zu widersprechen: man brauchte ihn zu jedem Dienst, man erlangte von ihm Alles, weil er sich vor der schlechten Meinung bei seinen Gesellen mehr als vor dem Tode fürchtete; es war eine erbärmliche schwache Seele. Sie erkannten dies und machten auf Grund der erwähnten Eigenschaften aus ihm einen Heros und zuletzt gar einen Märtyrer. Obwohl der feige Mensch innerlich immer Nein sagte, sprach er mit den Lippen immer Ja, selbst noch auf dem Schaffot, als er für die Ansichten seiner Partei starb: neben ihm nämlich stand einer seiner alten Genossen, der ihn durch Wort und Blick so tyrannisirte, dass er wirklich auf die anständigste Weise den Tod erlitt und seitdem als Märtyrer und grosser Charakter gefeiert wird.

74.

Alltags-Maassstab. — Man wird selten irren, wenn man extreme Handlungen auf Eitelkeit, mittelmässige auf Gewöhnung und kleinliche auf Furcht zurückführt.

75.

Missverständniss über die Tugend. — Wer die Untugend in Verbindung mit der Lust kennen gelernt

hat, wie Der, welcher eine genusssüchtige Jugend hinter sich hat, bildet sich ein, dass die Tugend mit der Unlust verbunden sein müsse. Wer dagegen von seinen Leidenschaften und Lastern sehr geplagt worden ist, ersehnt in der Tugend die Ruhe und das Glück der Seele. Daher ist es möglich, dass zwei Tugendhafte einander gar nicht verstehen.

76.

Der Asket. — Der Asket macht aus der Tugend eine Noth.

77.

Die Ehre von der Person auf die Sache übertragen. — Man ehrt allgemein die Handlungen der Liebe und Aufopferung zu Gunsten des Nächsten, wo sie sich auch immer zeigen. Dadurch vermehrt man die Schätzung der Dinge, welche in jener Art geliebt werden oder für welche man sich aufopfert: obwohl sie vielleicht an sich nicht viel werth sind. Ein tapferes Heer überzeugt von der Sache, für welche es kämpft.

78.

Ehrgeiz ein Surrogat des moralischen Gefühls. — Das moralische Gefühl darf in solchen Naturen nicht fehlen, welche keinen Ehrgeiz haben. Die Ehrgeizigen behelfen sich auch ohne dasselbe, mit fast gleichem Erfolge. — Deshalb werden Söhne aus bescheidenen, dem Ehrgeiz abgewandten Familien, wenn sie einmal das moralische Gefühl verlieren, gewöhnlich in schneller Steigerung zu vollkommenen Lumpen.

79.

Eitelkeit bereichert. — Wie arm wäre der menschliche Geist ohne die Eitelkeit! So aber gleicht er einem

wohlgefüllten und immer neu sich füllenden Waarenmagazin, welches Käufer jeder Art anlockt: Alles fast können sie finden, Alles haben, vorausgesetzt, dass sie die gültige Münzsorte (Bewunderung) mit sich bringen.

80.

Greis und Tod. — Abgesehen von den Forderungen, welche die Religion stellt, darf man wohl fragen: warum sollte es für einen alt gewordenen Mann, welcher die Abnahme seiner Kräfte spürt, rühmlicher sein, seine langsame Erschöpfung und Auflösung abzuwarten, als sich mit vollem Bewusstsein ein Ziel zu setzen? Die Selbsttödtung ist in diesem Falle eine ganz natürliche naheliegende Handlung, welche als ein Sieg der Vernunft billigerweise Ehrfurcht erwecken sollte: und auch erweckt hat, in jenen Zeiten als die Häupter der griechischen Philosophie und die wackersten römischen Patrioten durch Selbsttödtung zu sterben pflegten. Die Sucht dagegen, sich mit ängstlicher Berathung von Aerzten und peinlichster Lebensart von Tag zu Tage fortzufristen, ohne Kraft, dem eigentlichen Lebensziel noch näher zu kommen, ist viel weniger achtbar. — Die Religionen sind reich an Ausflüchten vor der Forderung der Selbsttödtung: dadurch schmeicheln sie sich bei Denen ein, welche in das Leben verliebt sind.

81.

Irrthümer des Leidenden und des Thäters. — Wenn der Reiche dem Armen ein Besitzthum nimmt (zum Beispiel ein Fürst dem Plebejer die Geliebte), so entsteht in dem Armen ein Irrthum; er meint, Jener müsse ganz verrucht sein, um ihm das Wenige, was er habe, zu nehmen. Aber Jener empfindet den Werth eines

einzelnen Besitzthums gar nicht so tief, weil er gewöhnt ist, viele zu haben: so kann er sich nicht in die Seele des Armen versetzen und thut lange nicht so sehr Unrecht, als dieser glaubt. Beide haben von einander eine falsche Vorstellung. Das Unrecht des Mächtigen, welches am meisten in der Geschichte empört, ist lange nicht so gross, wie es scheint. Schon die angeerbte Empfindung, ein höheres Wesen mit höheren Ansprüchen zu sein, macht ziemlich kalt und lässt das Gewissen ruhig: wir Alle sogar empfinden, wenn der Unterschied zwischen uns und einem andern Wesen sehr gross ist, gar Nichts mehr von Unrecht und tödten eine Mücke zum Beispiel ohne jeden Gewissensbiss. So ist es kein Zeichen von Schlechtigkeit bei Xerxes (den selbst alle Griechen als hervorragend edel schildern), wenn er dem Vater seinen Sohn nimmt und ihn zerstückeln lässt, weil dieser ein ängstliches, ominöses Misstrauen gegen den ganzen Heerzug geäussert hatte*): der Einzelne wird in diesem Falle wie ein unangenehmes Insekt beseitigt, er steht zu niedrig, um länger quälende Empfindungen bei einem Weltherrscher erregen zu dürfen. Ja, jeder Grausame ist nicht in dem Maasse grausam, als es der Misshandelte glaubt; die Vorstellung des Schmerzes ist nicht das Selbe wie das Erleiden desselben. Ebenso steht es mit dem ungerechten Richter, mit dem Journalisten, welcher mit kleinen Unredlichkeiten die öffentliche Meinung irre führt. Ursache und Wirkung sind in allen diesen Fällen von ganz verschiedenen Empfindungs- und Gedankengruppen umgeben; während man unwillkürlich voraussetzt, dass Thäter und Leidender gleich denken und empfinden, und gemäss dieser Voraussetzung die Schuld des Einen nach dem Schmerz des Andern misst.

*) Herodot VII. 39.

82.

Haut der Seele. — Wie die Knochen, Fleischstücke, Eingeweide und Blutgefässe mit einer Haut umschlossen sind, die den Anblick des Menschen erträglich macht, so werden die Regungen und Leidenschaften der Seele durch die Eitelkeit umhüllt: sie ist die Haut der Seele.

83.

Schlaf der Tugend. — Wenn die Tugend geschlafen hat, wird sie frischer aufstehen.

84.

Feinheit der Scham. — Die Menschen schämen sich nicht, etwas Schmutziges zu denken, aber wohl, wenn sie sich vorstellen, dass man ihnen diese schmutzigen Gedanken zutraue.

85.

Bosheit ist selten. — Die meisten Menschen sind viel zu sehr mit sich beschäftigt, um boshaft zu sein.

86.

Das Zünglein an der Wage. — Man liebt oder tadelt, je nachdem das Eine oder das Andere mehr Gelegenheit giebt, unsere Urtheilskraft leuchten zu lassen.

87.

Lucas 18,14 verbessert. — Wer sich selbst erniedrigt, will erhöhet werden.

88.

Verhinderung des Selbstmordes. — Es giebt ein Recht, wonach wir einem Menschen das Leben nehmen, aber keines, wonach wir ihm das Sterben nehmen: dies ist nur Grausamkeit.

89.

Eitelkeit. — Uns liegt an der guten Meinung der Menschen, einmal weil sie uns nützlich ist, sodann weil wir ihnen Freude machen wollen (Kinder den Eltern, Schüler den Lehrern und wohlwollende Menschen überhaupt allen übrigen Menschen). Nur wo Jemandem die gute Meinung der Menschen wichtig ist, abgesehen vom Vortheil oder von seinem Wunsche, Freude zu machen, reden wir von Eitelkeit. In diesem Falle will sich der Mensch selber eine Freude machen, aber auf Unkosten seiner Mitmenschen, indem er diese entweder zu einer falschen Meinung über sich verführt oder es gar auf einen Grad der „guten Meinung“ absieht, wo diese allen Anderen peinlich werden muss (durch Erregung von Neid). Der Einzelne will gewöhnlich durch die Meinung Anderer die Meinung, die er von sich hat, beglaubigen und vor sich selber bekräftigen; aber die mächtige Gewöhnung an Autorität — eine Gewöhnung, die so alt als der Mensch ist — bringt Viele auch dazu, ihren eigenen Glauben an sich auf Autorität zu stützen, also erst aus der Hand Anderer anzunehmen: sie trauen der Urtheilskraft Anderer mehr, als der eigenen. — Das Interesse an sich selbst, der Wunsch, sich zu vergnügen, erreicht bei dem Eitelen eine solche Höhe, dass er die Anderen zu einer falschen, allzu hohen Taxation seiner selbst verführt und dann doch sich an die Autorität der Anderen hält: also den Irrthum herbeiführt und doch ihm Glauben schenkt. — Man muss sich also eingestehen, dass die eitelen Menschen nicht sowohl Anderen gefallen wollen, als sich selbst, und dass sie so weit gehen, ihren Vortheil dabei zu vernachlässigen; denn es liegt ihnen oft daran, ihre Mitmenschen ungünstig, feindlich, neidisch, also schädlich gegen sich zu stimmen, nur um die Freude an sich selber, den Selbstgenuss, zu haben.

90.

Grenze der Menschenliebe. — Jeder, welcher sich dafür erklärt hat, dass der Andere ein Dummkopf, ein schlechter Geselle sei, ärgert sich, wenn Jener schliesslich zeigt, dass er es nicht ist.

91.

Moralité larmoyante. — Wie viel Vergnügen macht die Moralität! Man denke nur, was für ein Meer angenehmer Thränen schon bei Erzählungen edler, grossmüthiger Handlungen geflossen ist! — Dieser Reiz des Lebens würde schwinden, wenn der Glaube an die völlige Unverantwortlichkeit überhand nähme.

92.

Ursprung der Gerechtigkeit. — Die Gerechtigkeit (Billigkeit) nimmt ihren Ursprung unter ungefähr gleich Mächtigen, wie dies Thukydides (in dem furchtbaren Gespräche der athenischen und melischen Gesandten) richtig begriffen hat. Wo es keine deutlich erkennbare Uebergewalt giebt und ein Kampf zum erfolglosen, gegenseitigen Schädigen würde, da entsteht der Gedanke, sich zu verständigen und über die beiderseitigen Ansprüche zu verhandeln: der Charakter des Tausches ist der anfängliche Charakter der Gerechtigkeit. Jeder stellt den Andern zufrieden, indem Jeder bekennt, was er mehr schätzt als der Andere. Man giebt Jedem, was er haben will, als das nunmehr Seinige, und empfängt dagegen das Gewünschte. Gerechtigkeit ist also Vergeltung und Austausch unter der Voraussetzung einer ungefähr gleichen Machtstellung: so gehört ursprünglich die Rache in den Bereich der Gerechtigkeit, sie ist ein Austausch. Ebenso die Dankbarkeit. — Gerechtigkeit geht natürlich auf den

Gesichtspunkt einer einsichtigen Selbsterhaltung zurück, also auf den Egoismus jener Ueberlegung: „wozu sollte ich mich nutzlos schädigen und mein Ziel vielleicht doch nicht erreichen?“ — Soviel vom Ursprung der Gerechtigkeit. Dadurch, dass die Menschen, ihrer intellektuellen Gewohnheit gemäss, den ursprünglichen Zweck sogenannter gerechter, billiger Handlungen vergessen haben und namentlich weil durch Jahrtausende hindurch die Kinder angelernt worden sind, solche Handlungen zu bewundern und nachzuahmen, ist allmählich der Anschein entstanden, als sei eine gerechte Handlung eine unegoistische: auf diesem Anschein aber beruht die hohe Schätzung derselben, welche überdies, wie alle Schätzungen, fortwährend noch im Wachsen ist: denn etwas Hochgeschätztes wird mit Aufopferung erstrebt, nachgeahmt, vervielfältigt und wächst dadurch, dass der Werth der aufgewandten Mühe und Beeiferung von jedem Einzelnen noch zum Werthe des geschätzten Dinges hinzugeschlagen wird. — Wie wenig moralisch sähe die Welt ohne die Vergesslichkeit aus! Ein Dichter könnte sagen, dass Gott die Vergesslichkeit als Thürhüterin an die Tempelschwelle der Menschenwürde hingelagert habe.

93.

Vom Rechte des Schwächeren. — Wenn sich Jemand unter Bedingungen einem Mächtigeren unterwirft, zum Beispiel eine belagerte Stadt, so ist die Gegenbedingung die, dass man sich vernichten, die Stadt verbrennen und so dem Mächtigen eine grosse Einbusse machen kann. Deshalb entsteht hier eine Art Gleichstellung, auf Grund welcher Rechte festgesetzt werden können. Der Feind hat seinen Vortheil an der Erhaltung. — Insofern giebt es auch Rechte zwischen Sklaven und Herren,

das heisst genau in dem Maasse, in welchem der Besitz des Sklaven seinem Herrn nützlich und wichtig ist. Das Recht geht ursprünglich so weit, als Einer dem Andern werthvoll, wesentlich, unverlierbar, unbesiegbar und dergleichen erscheint. In dieser Hinsicht hat auch der Schwächere noch Rechte, aber geringere. Daher das berühmte unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet[1]) (oder genauer: quantum potentia valere creditur).

94.

Die drei Phasen der bisherigen Moralität. — Es ist das erste Zeichen, dass das Thier Mensch geworden ist, wenn sein Handeln nicht mehr auf das augenblickliche Wohlbefinden, sondern auf das dauernde sich bezieht, dass der Mensch also nützlich, zweckmässig wird: da bricht zuerst die freie Herrschaft der Vernunft heraus. Eine noch höhere Stufe ist erreicht, wenn er nach dem Prinzip der Ehre handelt; vermöge desselben ordnet er sich ein, unterwirft sich gemeinsamen Empfindungen, und das erhebt ihn hoch über die Phase, in der nur die persönlich verstandene Nützlichkeit ihn leitete: er achtet und will geachtet werden, das heisst: er begreift den Nutzen als abhängig von dem, was er über Andere, was Andere über ihn meinen. Endlich handelt er, auf der höchsten Stufe der bisherigen Moralität, nach seinem Maassstab über die Dinge und Menschen: er selber bestimmt für sich und Andere, was ehrenvoll, was nützlich ist; er ist zum Gesetzgeber der Meinungen geworden, gemäss dem immer höher entwickelten Begriff des Nützlichen und Ehrenhaften. Die Erkenntniss befähigt ihn, das Nützlichste, das heisst den allgemeinen dauernden

[1]) Spinoza, Tract. pol. II § 8.

Nutzen dem persönlichen, die ehrende Anerkennung von allgemeiner, dauernder Geltung der momentanen voranzustellen; er lebt und handelt als Collectiv-Individuum.

95.

Moral des reifen Individuums. — Man hat bisher als das eigentliche Kennzeichen der moralischen Handlung das Unpersönliche angesehen; und es ist nachgewiesen, dass zu Anfang die Rücksicht auf den allgemeinen Nutzen es war, derentwegen man alle unpersönlichen Handlungen lobte und auszeichnete. Sollte nicht eine bedeutende Umwandelung dieser Ansichten bevorstehen, jetzt wo immer besser eingesehen wird, dass gerade in der möglichst persönlichen Rücksicht auch der Nutzen für das Allgemeine am grössten ist: so dass gerade das streng persönliche Handeln dem jetzigen Begriff der Moralität (als einer allgemeinen Nützlichkeit) entspricht? Aus sich eine ganze Person machen und in Allem, was man thut, deren höchstes Wohl in's Auge zu fassen — das bringt weiter, als jene mitleidigen Regungen und Handlungen zu Gunsten Anderer. Wir Alle leiden freilich noch immer an der allzugeringen Beachtung des Persönlichen an uns, es ist schlecht ausgebildet, — gestehen wir es uns ein: man hat vielmehr unsern Sinn gewaltsam von ihm abgezogen und dem Staate, der Wissenschaft, dem Hülfebedürftigen zum Opfer angeboten: wie als ob es das Schlechte wäre, das geopfert werden müsste. Auch jetzt wollen wir für unsere Mitmenschen arbeiten, aber nur so weit, als wir unsern eigenen höchsten Vortheil in dieser Arbeit finden, nicht mehr, nicht weniger. Es kommt nur darauf an, was man als seinen Vortheil versteht; gerade das unreife, unentwickelte, rohe Individuum wird ihn auch am rohesten verstehen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

96.

Sitte und sittlich. — Moralisch, sittlich, ethisch sein heisst Gehorsam gegen ein altbegründetes Gesetz oder Herkommen haben. Ob man mit Mühe oder gern sich ihm unterwirft, ist dabei gleichgültig: genug, dass man es thut. „Gut“ nennt man Den, welcher wie von Natur, nach langer Vererbung, also leicht und gern das Sittliche thut, je nachdem dies ist (zum Beispiel Rache übt, wenn Rache-üben, wie bei den älteren Griechen, zur guten Sitte gehört). Er wird gut genannt, weil er „wozu“ gut ist; da aber Wohlwollen, Mitleiden und dergleichen in dem Wechsel der Sitten immer als „gut wozu“, als nützlich empfunden wurde, so nennt man jetzt vornehmlich den Wohlwollenden, Hülfreichen „gut“. Böse ist „nicht sittlich“ (unsittlich) sein, Unsitte üben, dem Herkommen widerstreben, wie vernünftig oder dumm dasselbe auch sei; das Schädigen des Nächsten ist aber in allen den Sittengesetzen der verschiedenen Zeiten vornehmlich als schädlich empfunden worden, so dass wir jetzt namentlich bei dem Wort „böse“ an die freiwillige Schädigung des Nächsten denken. Nicht das „Egoistische“ und das „Unegoistische“ ist der Grundgegensatz, welcher die Menschen zur Unterscheidung von sittlich und unsittlich, gut und böse gebracht hat, sondern: Gebundensein an ein Herkommen, Gesetz, und Lösung davon. Wie das Herkommen entstanden ist, das ist dabei gleichgültig: jedenfalls ohne Rücksicht auf gut und böse oder irgend einen immanenten kategorischen Imperativ, sondern vor Allem zum Zweck der Erhaltung einer Gemeinde, eines Volkes; jeder abergläubische Brauch, der auf Grund eines falsch gedeuteten Zufalls entstanden ist, erzwingt ein Herkommen, welchem zu folgen sittlich ist;

sich von ihm lösen ist nämlich gefährlich, für die Gemeinschaft noch mehr schädlich als für den Einzelnen (weil die Gottheit den Frevel und jede Verletzung ihrer Vorrechte an der Gemeinde und nur insofern auch am Individuum straft). Nun wird jedes Herkommen fortwährend ehrwürdiger, je weiter der Ursprung abliegt, je mehr dieser vergessen ist; die ihm gezollte Verehrung häuft sich von Generation zu Generation auf, das Herkommen wird zuletzt heilig und erweckt Ehrfurcht; und so ist jedenfalls die Moral der Pietät eine viel ältere Moral, als die, welche unegoistische Handlungen verlangt.

97.

Die Lust in der Sitte. — Eine wichtige Gattung der Lust und damit der Quelle der Moralität entsteht aus der Gewohnheit. Man thut das Gewohnte leichter, besser, also lieber, man empfindet dabei eine Lust, und weiss aus der Erfahrung, dass das Gewohnte sich bewährt hat, also nützlich ist; eine Sitte, mit der sich leben lässt, ist als heilsam, förderlich bewiesen, im Gegensatz zu allen neuen, noch nicht bewährten Versuchen. Die Sitte ist demnach die Vereinigung des Angenehmen und des Nützlichen, überdies macht sie kein Nachdenken nöthig. Sobald der Mensch Zwang ausüben kann, übt er ihn aus, um seine Sitten durchzusetzen und einzuführen: denn für ihn sind sie die bewährte Lebensweisheit. Ebenso zwingt eine Gemeinschaft von Individuen jedes einzelne zur selben Sitte. Hier ist der Fehlschluss: weil man sich mit einer Sitte wohl fühlt oder wenigstens weil man vermittelst derselben seine Existenz durchsetzt, so ist diese Sitte nothwendig, denn sie gilt als die einzige Möglichkeit, unter der man sich wohl fühlen kann; das Wohlgefühl des Lebens scheint allein aus ihr hervor-

zuwachsen. Diese Auffassung des Gewohnten als einer Bedingung des Daseins wird bis auf die kleinsten Einzelheiten der Sitte durchgeführt: da die Einsicht in die wirkliche Causalität bei den niedrig stehenden Völkern und Kulturen sehr gering ist, so sieht man mit abergläubischer Furcht darauf, dass Alles seinen gleichen Gang gehe; selbst wo die Sitte schwer, hart, lästig ist, wird sie ihrer scheinbar höchsten Nützlichkeit wegen bewahrt. Man weiss nicht, dass der selbe Grad von Wohlbefinden auch bei anderen Sitten bestehen kann und dass selbst höhere Grade sich erreichen lassen. Wohl aber nimmt man wahr, dass alle Sitten, auch die härtesten, mit der Zeit angenehmer und milder werden und dass auch die strengste Lebensweise zur Gewohnheit und damit zur Lust werden kann.

98.

Lust und socialer Instinkt. — Aus seinen Beziehungen zu andern Menschen gewinnt der Mensch eine neue Gattung von Lust zu jenen Lustempfindungen hinzu, welche er aus sich selber nimmt; wodurch er das Reich der Lustempfindung überhaupt bedeutend umfänglicher macht. Vielleicht hat er Mancherlei, das hieher gehört, schon von den Thieren her überkommen, welche ersichtlich Lust empfinden, wenn sie mit einander spielen, namentlich die Mütter mit den Jungen. Sodann gedenke man der geschlechtlichen Beziehungen, welche jedem Männchen ungefähr jedes Weibchen interessant in Ansehung der Lust erscheinen lassen, und umgekehrt. Die Lustempfindung auf Grund menschlicher Beziehungen macht im Allgemeinen den Menschen besser; die gemeinsame Freude, die Lust mitsammen genossen, erhöht dieselbe, sie giebt dem Einzelnen Sicherheit, macht ihn

gutmüthiger, löst das Misstrauen, den Neid: denn man fühlt sich selber wohl und sieht den Andern in gleicher Weise sich wohl fühlen. Die gleichartigen Aeusserungen der Lust erwecken die Phantasie der Mitempfindung, das Gefühl etwas Gleiches zu sein: das Selbe thun auch die gemeinsamen Leiden, die selben Unwetter, Gefahren, Feinde. Darauf baut sich dann wohl das älteste Bündniss auf: dessen Sinn die gemeinsame Beseitigung und Abwehr einer drohenden Unlust zum Nutzen jedes Einzelnen ist. Und so wächst der sociale Instinkt aus der Lust heraus.

99.

Das Unschuldige an den sogenannten bösen Handlungen. — Alle „bösen" Handlungen sind motivirt durch den Trieb der Erhaltung oder, noch genauer, durch die Absicht auf Lust und Vermeidung der Unlust des Individuums; als solchermaassen motivirt, aber nicht böse. „Schmerz bereiten an sich" existirt nicht, ausser im Gehirn der Philosophen, ebensowenig „Lust bereiten an sich" (Mitleid im Schopenhauerischen Sinne). In dem Zustand vor dem Staate tödten wir das Wesen, sei es Affe oder Mensch, welches uns eine Frucht des Baumes vorwegnehmen will, wenn wir gerade Hunger haben und auf den Baum zulaufen: wie wir es noch jetzt bei Wanderungen in unwirthlichen Gegenden mit dem Thiere thun würden. — Die bösen Handlungen, welche uns jetzt am meisten empören, beruhen auf dem Irrthume, dass der Andere, welcher sie uns zufügt, freien Willen habe: also dass es in seinem Belieben gelegen habe, uns dies Schlimme nicht anzuthun. Dieser Glaube an das Belieben erregt den Hass, die Rachlust, die Tücke, die ganze Verschlechterung der Phantasie, während wir einem Thiere viel weniger zürnen, weil wir dies als un-

verantwortlich betrachten. Leid thun nicht aus Erhaltungstrieb, sondern zur Vergeltung — ist Folge eines falschen Urtheils und deshalb ebenfalls unschuldig. Der Einzelne kann im Zustande, welcher vor dem Staate liegt, zur Abschreckung andere Wesen hart und grausam behandeln: um seine Existenz durch solche abschreckende Proben seiner Macht sicher zu stellen. So handelt der Gewaltthätige, Mächtige, der ursprüngliche Staatengründer, welcher sich die Schwächeren unterwirft. Er hat dazu das Recht, wie es jetzt noch der Staat sich nimmt; oder vielmehr: es giebt kein Recht, welches dies hindern kann. Es kann erst dann der Boden für alle Moralität zurecht gemacht werden, wenn ein grösseres Individuum oder ein Collectiv-Individuum, zum Beispiel die Gesellschaft, der Staat, die Einzelnen unterwirft, also aus ihrer Vereinzelung herauszieht und in einen Verband einordnet. Der Moralität geht der Zwang voraus, ja sie selber ist noch eine Zeit lang Zwang, dem man sich, zur Vermeidung der Unlust, fügt. Später wird sie Sitte, noch später freier Gehorsam, endlich beinahe Instinkt: dann ist sie, wie alles lang Gewöhnte und Natürliche, mit Lust verknüpft — und heisst nun Tugend.

100.

Scham. — Die Scham existirt überall, wo es ein „Mysterium" giebt; dies aber ist ein religiöser Begriff, welcher in der älteren Zeit der menschlichen Kultur einen grossen Umfang hatte. Ueberall gab es umgrenzte Gebiete, zu welchen das göttliche Recht den Zutritt versagte, ausser unter bestimmten Bedingungen: zu allererst ganz räumlich, insofern gewisse Stätten vom Fusse der Uneingeweihten nicht zu betreten waren und in deren Nähe Diese Schauder und Angst empfanden. Dies Gefühl

wurde vielfach auf andere Verhältnisse übertragen, zum Beispiel auf die geschlechtlichen Verhältnisse, welche als ein Vorrecht und Adyton des reiferen Alters den Blicken der Jugend, zu deren Vortheil, entzogen werden sollten: Verhältnisse, zu deren Schutz und Heilighaltung viele Götter thätig und im ehelichen Gemache als Wächter aufgestellt gedacht wurden. (Im Türkischen heisst deshalb dies Gemach Harem, „Heiligthum", wird also mit dem selben Worte bezeichnet, welches für die Vorhöfe der Moscheen üblich ist.) So ist das Königthum als ein Centrum, von wo Macht und Glanz ausstrahlt, dem Unterworfenen ein Mysterium voller Heimlichkeit und Scham: wovon viele Nachwirkungen noch jetzt, unter Völkern, die sonst keineswegs zu den verschämten gehören, zu fühlen sind. Ebenso ist die ganze Welt innerer Zustände, die sogenannte „Seele", auch jetzt noch für alle Nicht-Philosophen ein Mysterium, nachdem diese, endlose Zeit hindurch, als göttlichen Ursprungs, als göttlichen Verkehrs würdig geglaubt wurde: sie ist demnach ein Adyton und erweckt Scham.

101.

Richtet nicht! — Man muss sich hüten, bei der Betrachtung früherer Perioden nicht in ein ungerechtes Schimpfen zu gerathen. Die Ungerechtigkeit in der Sklaverei, die Grausamkeit in der Unterwerfung von Personen und Völkern ist nicht mit unserem Maasse zu messen. Denn damals war der Instinkt der Gerechtigkeit noch nicht so weit gebildet. Wer darf dem Genfer Calvin die Verbrennung des Arztes Servet vorwerfen? Es war eine consequente, aus seinen Ueberzeugungen fliessende Handlung, und ebenso hatte die Inquisition ein gutes Recht; nur waren die herrschenden Ansichten falsch und ergaben eine Consequenz, welche uns hart erscheint, weil uns jene

Ansichten fremd geworden sind. Was ist übrigens Verbrennen eines Einzelnen im Vergleich mit ewigen Höllenstrafen für fast Alle! Und doch beherrschte diese Vorstellung damals alle Welt, ohne mit ihrer viel grösseren Schrecklichkeit der Vorstellung von einem Gotte wesentlich Schaden zu thun. Auch bei uns werden politische Sektirer hart und grausam behandelt: aber weil man an die Nothwendigkeit des Staates zu glauben gelernt hat, so empfindet man hier die Grausamkeit nicht so sehr wie dort, wo wir die Anschauungen verwerfen. Die Grausamkeit gegen Thiere bei Kindern und Italienern geht auf Unverständniss zurück; das Thier ist namentlich durch die Interessen der kirchlichen Lehre zu weit hinter den Menschen zurückgesetzt worden. — Auch mildert sich vieles Schreckliche und Unmenschliche in der Geschichte, an welches man kaum glauben möchte, durch die Betrachtung, dass der Befehlende und der Ausführende andere Personen sind: ersterer hat den Anblick nicht und daher nicht den starken Phantasie-Eindruck, letzterer gehorcht einem Vorgesetzten und fühlt sich unverantwortlich. Die meisten Fürsten und Militärchefs erscheinen, aus Mangel an Phantasie, leicht grausam und hart, ohne es zu sein. — Der Egoismus ist nicht böse, weil die Vorstellung vom „Nächsten" — das Wort ist christlichen Ursprungs und entspricht der Wahrheit nicht — in uns sehr schwach ist, und wir uns gegen ihn beinahe wie gegen Pflanze und Stein frei und unverantwortlich fühlen. Dass der Andere leidet, ist zu lernen: und völlig kann es nie gelernt werden.

102.

„Der Mensch handelt immer gut." — Wir klagen die Natur nicht als unmoralisch an, wenn sie uns ein Donnerwetter schickt und uns nass macht: warum nennen

wir den schädigenden Menschen unmoralisch? Weil wir hier einen willkürlich waltenden, freien Willen, dort Nothwendigkeit annehmen. Aber diese Unterscheidung ist ein Irrthum. Sodann: selbst das absichtliche Schädigen nennen wir nicht unter allen Umständen unmoralisch; man tödtet z. B. eine Mücke unbedenklich mit Absicht, bloss weil uns ihr Singen missfällt; man straft den Verbrecher absichtlich und thut ihm Leid an, um uns und die Gesellschaft zu schützen. Im ersten Falle ist es das Individuum, welches, um sich zu erhalten oder selbst um sich keine Unlust zu machen, absichtlich Leid thut; im zweiten der Staat. Alle Moral lässt absichtliches Schadenthun gelten bei Nothwehr: das heisst wenn es sich um die Selbsterhaltung handelt! Aber diese beiden Gesichtspunkte genügen, um alle bösen Handlungen gegen Menschen, von Menschen ausgeübt, zu erklären: man will für sich Lust oder will Unlust abwehren; in irgend einem Sinne handelt es sich immer um Selbsterhaltung. Sokrates und Plato haben Recht: was auch der Mensch thue, er thut immer das Gute, das heisst: Das, was ihm gut (nützlich) scheint, je nach dem Grade seines Intellektes, dem jedesmaligen Maasse seiner Vernünftigkeit.

103.

Das Harmlose an der Bosheit. — Die Bosheit hat nicht das Leid des Andern an sich zum Ziele, sondern unsern eigenen Genuss, zum Beispiel als Rachegefühl oder als stärkere Nervenaufregung. Schon jede Neckerei zeigt, wie es Vergnügen macht, am Andern unsere Macht auszulassen und es zum lustvollen Gefühle des Uebergewichts zu bringen. Ist nun das Unmoralische daran, Lust auf Grund der Unlust Anderer zu haben? Ist Schadenfreude teuflisch, wie Schopen-

hauer sagt? Nun machen wir uns in der Natur Lust durch Zerbrechen von Zweigen, Ablösen von Steinen, Kampf mit wilden Thieren und zwar, um unserer Kraft dabei bewusst zu werden. Das Wissen darum, dass ein Anderer durch uns leidet, soll also hier die selbe Sache, in Bezug auf welche wir uns sonst unverantwortlich fühlen, unmoralisch machen? Aber wüsste man dies nicht, so hätte man die Lust an seiner eigenen Ueberlegenheit auch nicht dabei, diese kann eben sich nur im Leide des Anderen zu erkennen geben, zum Beispiel bei der Neckerei. Alle Lust an sich selber ist weder gut noch böse; woher sollte die Bestimmung kommen, dass man, um Lust an sich selber zu haben, keine Unlust Anderer erregen dürfe? Allein vom Gesichtspunkte des Nutzens her, das heisst aus Rücksicht auf die Folgen, auf eventuelle Unlust, wenn der Geschädigte oder der stellvertretende Staat Ahndung und Rache erwarten lässt: nur Dies kann ursprünglich den Grund abgegeben haben, solche Handlungen sich zu versagen. — Das Mitleid hat ebensowenig die Lust des Andern zum Ziele, als, wie gesagt, die Bosheit den Schmerz des Andern an sich. Denn es birgt mindestens zwei (vielleicht viel mehr) Elemente einer persönlichen Lust in sich und ist dergestalt Selbstgenuss: einmal als Lust der Emotion, welcher Art das Mitleid in der Tragödie ist, und dann, wenn es zur That treibt, als Lust der Befriedigung in der Ausübung der Macht. Steht uns überdies eine leidende Person sehr nahe, so nehmen wir durch Ausübung mitleidvoller Handlungen uns selbst ein Leid ab. — Abgesehen von einigen Philosophen, so haben die Menschen das Mitleid, in der Rangfolge moralischer Empfindungen, immer ziemlich tief gestellt: mit Recht.

104.

Nothwehr. — Wenn man überhaupt die Nothwehr als moralisch gelten lässt, so muss man fast alle Aeusserungen des sogenannten unmoralischen Egoismus' auch gelten lassen: man thut Leid an, raubt oder tödtet, um sich zu erhalten oder um sich zu schützen, dem persönlichen Unheil vorzubeugen; man lügt, wo List und Verstellung das richtige Mittel der Selbsterhaltung sind. Absichtlich schädigen, wenn es sich um unsere Existenz oder Sicherheit (Erhaltung unseres Wohlbefindens) handelt, wird als moralisch concedirt; der Staat schädigt selber unter diesem Gesichtspunkt, wenn er Strafen verhängt. Im unabsichtlichen Schädigen kann natürlich das Unmoralische nicht liegen, da regiert der Zufall. Giebt es denn eine Art des absichtlichen Schädigens, wo es sich nicht um unsere Existenz, um die Erhaltung unseres Wohlbefindens handelt? Giebt es ein Schädigen aus reiner Bosheit, zum Beispiel bei der Grausamkeit? Wenn man nicht weiss, wie weh eine Handlung thut, so ist sie keine Handlung der Bosheit; so ist das Kind gegen das Thier nicht boshaft, nicht böse: es untersucht und zerstört dasselbe wie sein Spielzeug. Weiss man aber je völlig, wie weh eine Handlung einem Andern thut? So weit unser Nervensystem reicht, hüten wir uns vor Schmerz: reichte es weiter, nämlich bis in die Mitmenschen hinein, so würden wir Niemandem ein Leides thun (ausser in solchen Fällen, wo wir es uns selbst thun, also wo wir uns der Heilung halber schneiden, der Gesundheit halber uns mühen und anstrengen). Wir schliessen aus Analogie, dass Etwas Jemandem weh thut, und durch die Erinnerung und die Stärke der Phantasie kann es uns dabei selber übel werden. Aber welcher Unterschied bleibt immer zwischen dem Zahn-

schmerz und dem Schmerze (Mitleiden), welchen der Anblick des Zahnschmerzes hervorruft? Also: bei dem Schädigen aus sogenannter Bosheit ist der Grad des erzeugten Schmerzes uns jedenfalls unbekannt; insofern aber eine Lust bei der Handlung ist (Gefühl der eignen Macht, der eignen starken Erregung), geschieht die Handlung, um das Wohlbefinden des Individuums zu erhalten, und fällt somit unter einen ähnlichen Gesichtspunkt wie die Nothwehr, die Nothlüge. Ohne Lust kein Leben; der Kampf um die Lust ist der Kampf um das Leben. Ob der Einzelne diesen Kampf so kämpft, dass die Menschen ihn gut, oder so, dass sie ihn böse nennen, darüber entscheidet das Maass und die Beschaffenheit seines Intellekts.

105.

Die belohnende Gerechtigkeit. — Wer vollständig die Lehre von der völligen Unverantwortlichkeit begriffen hat, der kann die sogenannte strafende und belohnende Gerechtigkeit gar nicht mehr unter den Begriff der Gerechtigkeit unterbringen: falls diese darin besteht, dass man Jedem das Seine giebt. Denn Der, welcher gestraft wird, verdient die Strafe nicht: er wird nur als Mittel benutzt, um fürderhin von gewissen Handlungen abzuschrecken; ebenso verdient Der, welchen man belohnt, diesen Lohn nicht: er konnte ja nicht anders handeln, als er gehandelt hat. Also hat der Lohn nur den Sinn einer Aufmunterung für ihn und Andere, um also zu späteren Handlungen ein Motiv abzugeben; das Lob wird dem Laufenden in der Rennbahn zugerufen, nicht Dem, welcher am Ziele ist. Weder Strafe noch Lohn sind Etwas, das Einem als das Seine zukommt; sie werden ihm aus Nützlichkeitsgründen gegeben, ohne dass er mit Gerechtigkeit Anspruch auf sie zu erheben hätte. Man

muss ebenso sagen „der Weise belohnt nicht, weil gut gehandelt worden ist“, als man gesagt hat „der Weise straft nicht, weil schlecht gehandelt worden ist, sondern damit nicht schlecht gehandelt werde“. Wenn Strafe und Lohn fortfielen, so fielen die kräftigsten Motive, welche von gewissen Handlungen weg, zu gewissen Handlungen hin treiben, fort; der Nutzen der Menschen erheischt ihre Fortdauer; und insofern Strafe und Lohn, Tadel und Lob am empfindlichsten auf die Eitelkeit wirken, so erheischt der selbe Nutzen auch die Fortdauer der Eitelkeit.

106.

Am Wasserfall. — Beim Anblick eines Wasserfalles meinen wir in den zahllosen Biegungen, Schlängelungen, Brechungen der Wellen Freiheit des Willens und Belieben zu sehen; aber Alles ist nothwendig, jede Bewegung mathematisch auszurechnen. So ist es auch bei den menschlichen Handlungen; man müsste jede einzelne Handlung vorher ausrechnen können, wenn man allwissend wäre, ebenso jeden Fortschritt der Erkenntniss, jeden Irrthum, jede Bosheit. Der Handelnde selbst steckt freilich in der Illusion der Willkür; wenn in einem Augenblick das Rad der Welt still stände und ein allwissender, rechnender Verstand da wäre, um diese Pausen zu benützen, so könnte er bis in die fernsten Zeiten die Zukunft jedes Wesens weitererzählen und jede Spur bezeichnen, auf der jenes Rad noch rollen wird. Die Täuschung des Handelnden über sich, die Annahme des freien Willens, gehört mit hinein in diesen auszurechnenden Mechanismus.

107.

Unverantwortlichkeit und Unschuld. — Die völlige Unverantwortlichkeit des Menschen für sein Han-

deln und sein Wesen ist der bitterste Tropfen, welchen der Erkennende schlucken muss, wenn er gewohnt war, in der Verantwortlichkeit und der Pflicht den Adelsbrief seines Menschenthums zu sehen. Alle seine Schätzungen, Auszeichnungen, Abneigungen sind dadurch entwerthet und falsch geworden: sein tiefstes Gefühl, das er dem Dulder, dem Helden entgegenbrachte, hat einem Irrthume gegolten; er darf nicht mehr loben, nicht tadeln, denn es ist ungereimt, die Natur und die Nothwendigkeit zu loben und zu tadeln. So wie er das gute Kunstwerk liebt, aber nicht lobt, weil es Nichts für sich selber kann, wie er vor der Pflanze steht, so muss er vor den Handlungen der Menschen, vor seinen eignen stehen. Er kann Kraft, Schönheit, Fülle an ihnen bewundern, aber darf keine Verdienste darin finden: der chemische Prozess und der Streit der Elemente, die Qual des Kranken, der nach Genesung lechzt, sind ebensowenig Verdienste, als jene Seelenkämpfe und Nothzustände, bei denen man durch verschiedene Motive hin- und hergerissen wird, bis man sich endlich für das mächtigste entscheidet — wie man sagt (in Wahrheit aber, bis das mächtigste Motiv über uns entscheidet). Alle diese Motive aber, so hohe Namen wir ihnen geben, sind aus den selben Wurzeln gewachsen, in denen wir die bösen Gifte wohnend glauben; zwischen guten und bösen Handlungen giebt es keinen Unterschied der Gattung, sondern höchstens des Grades. Gute Handlungen sind sublimirte böse; böse Handlungen sind vergröberte, verdummte gute. Das einzige Verlangen des Individuums nach Selbstgenuss (sammt der Furcht, desselben verlustig zu gehen) befriedigt sich unter allen Umständen, der Mensch mag handeln, wie er kann, das heisst wie er muss: sei es in Thaten der Eitelkeit, Rache, Lust, Nützlichkeit, Bosheit, List, sei es in Thaten der

Aufopferung, des Mitleids, der Erkenntniss. Die Grade der Urtheilsfähigkeit entscheiden, wohin Jemand sich durch dies Verlangen hinziehen lässt; fortwährend ist jeder Gesellschaft, jedem Einzelnen eine Rangordnung der Güter gegenwärtig, wonach er seine Handlungen bestimmt und die der Anderen beurtheilt. Aber dieser Maassstab wandelt sich fortwährend, viele Handlungen werden böse genannt und sind nur dumm, weil der Grad der Intelligenz, welcher sich für sie entschied, sehr niedrig war. Ja, in einem bestimmten Sinne sind auch jetzt noch alle Handlungen dumm, denn der höchste Grad von menschlicher Intelligenz, der jetzt erreicht werden kann, wird sicherlich noch überboten werden: und dann wird, bei einem Rückblick, all unser Handeln und Urtheilen so beschränkt und übereilt erscheinen, wie uns jetzt das Handeln und Urtheilen zurückgebliebener wilder Völkerschaften beschränkt und übereilt vorkommt. — Dies Alles einzusehen, kann tiefe Schmerzen machen, aber darnach giebt es einen Trost: solche Schmerzen sind Geburtswehen. Der Schmetterling will seine Hülle durchbrechen, er zerrt an ihr, er zerreisst sie: da blendet und verwirrt ihn das unbekannte Licht, das Reich der Freiheit. In solchen Menschen, welche jener Traurigkeit fähig sind — wie wenige werden es sein! — wird der erste Versuch gemacht, ob die Menschheit aus einer moralischen sich in eine weise Menschheit umwandeln könne. Die Sonne eines neuen Evangeliums wirft ihren ersten Strahl auf die höchsten Gipfel in der Seele jener Einzelnen: da ballen sich die Nebel dichter, als je, und neben einander lagert der hellste Schein und die trübste Dämmerung. Alles ist Nothwendigkeit, — so sagt die neue Erkenntniss: und diese Erkenntniss selber ist Nothwendigkeit. Alles ist Unschuld: und die Erkenntniss ist der Weg zur

Einsicht in diese Unschuld. Sind Lust, Egoismus, Eitelkeit nothwendig zur Erzeugung der moralischen Phänomene und ihrer höchsten Blüthe, des Sinnes für Wahrheit und Gerechtigkeit der Erkenntniss, war der Irrthum und die Verirrung der Phantasie das einzige Mittel, durch welches die Menschheit sich allmählich zu diesem Grade von Selbsterleuchtung und Selbsterlösung zu erheben vermochte — wer dürfte jene Mittel geringschätzen? Wer dürfte traurig sein, wenn er das Ziel, zu dem jene Wege führen, gewahr wird? Alles auf dem Gebiete der Moral ist geworden, wandelbar, schwankend, Alles ist im Flusse, es ist wahr: — aber Alles ist auch im Strome: nach Einem Ziele hin. Mag in uns die vererbte Gewohnheit des irrthümlichen Schätzens, Liebens, Hassens immerhin fortwalten, aber unter dem Einfluss der wachsenden Erkenntniss wird sie schwächer werden: eine neue Gewohnheit, die des Begreifens, Nicht-Liebens, Nicht-Hassens, Ueberschauens, pflanzt sich allmählich in uns auf dem selben Boden an und wird in Tausenden von Jahren vielleicht mächtig genug sein, um der Menschheit die Kraft zu geben, den weisen, unschuldigen (unschuld-bewussten) Menschen ebenso regelmässig hervorzubringen, wie sie jetzt den unweisen, unbilligen, schuldbewussten Menschen — das heisst die nothwendige Vorstufe, nicht den Gegensatz von jenem — hervorbringt.

Drittes Hauptstück.

Das religiöse Leben.

108.

Der doppelte Kampf gegen das Uebel. — Wenn uns ein Uebel trifft, so kann man entweder so über dasselbe hinwegkommen, dass man seine Ursache hebt, oder so, dass man die Wirkung, welche es auf unsere Empfindung macht, verändert: also durch ein Umdeuten des Uebels in ein Gut, dessen Nutzen vielleicht erst später ersichtlich sein wird. Religion und Kunst (auch die metaphysische Philosophie) bemühen sich, auf die Aenderung der Empfindung zu wirken, theils durch Aenderung unseres Urtheils über die Erlebnisse (zum Beispiel mit Hülfe des Satzes: „wen Gott lieb hat, den züchtigt er"), theils durch Erweckung einer Lust am Schmerz, an der Emotion überhaupt (woher die Kunst des Tragischen ihren Ausgangspunkt nimmt). Je mehr Einer dazu neigt, umzudeuten und zurechtzulegen, um so weniger wird er die Ursachen des Uebels in's Auge fassen und beseitigen; die augenblickliche Milderung und Narkotisirung, wie sie zum Beispiel bei Zahnschmerz gebräuchlich ist, genügt ihm auch in ernsteren Leiden. Je mehr die Herrschaft der Religionen und aller Kunst der Narkose abnimmt, um so strenger fassen die Menschen die wirkliche Beseitigung der Uebel in's Auge, was freilich schlimm für die Tragödiendichter ausfällt —

denn zur Tragödie findet sich immer weniger Stoff, weil das Reich des unerbittlichen, unbezwinglichen Schicksals immer enger wird —, noch schlimmer aber für die Priester: denn diese lebten bisher von der Narkotisirung menschlicher Uebel.

109.

Gram ist Erkenntniss. — Wie gern möchte man die falschen Behauptungen der Priester, es gebe einen Gott, der das Gute von uns verlange, Wächter und Zeuge jeder Handlung, jedes Augenblickes, jedes Gedankens sei, der uns liebe, in allem Unglück unser Bestes wolle, — wie gern möchte man diese mit Wahrheiten vertauschen, welche ebenso heilsam, beruhigend und wohlthuend wären, wie jene Irrthümer! Doch solche Wahrheiten giebt es nicht; die Philosophie kann ihnen höchstens wiederum metaphysische Scheinbarkeiten (im Grunde ebenfalls Unwahrheiten) entgegensetzen. Nun ist aber die Tragödie die, dass man jene Dogmen der Religion und Metaphysik nicht glauben kann, wenn man die strenge Methode der Wahrheit im Herzen und Kopfe hat, andererseits durch die Entwickelung der Menschheit so zart, reizbar, leidend geworden ist, um Heil- und Trostmittel der höchsten Art nöthig zu haben; woraus also die Gefahr entsteht, dass der Mensch sich an der erkannten Wahrheit verblute. Dies drückt Byron in unsterblichen Versen aus:

Sorrow is knowledge: they who know the most
must mourn the deepst o'er the fatal truth,
the tree of knowledge is not that of life.*)

Gegen solche Sorgen hilft kein Mittel besser, als den feierlichen Leichtsinn Horazens, wenigstens für die schlimm-

*) Manfred I, 1.

sten Stunden und Sonnenfinsternisse der Seele, heraufzubeschwören und mit ihm zu sich selber zu sagen:

> quid aeternis minorem
> consiliis animum fatigas?
> cur non sub alta vel platano vel hac
> pinu jacentes —

Sicherlich aber ist Leichtsinn oder Schwermuth jeden Grades besser, als eine romantische Rückkehr und Fahnenflucht, eine Annäherung an das Christenthum in irgend einer Form: denn mit ihm kann man sich, nach dem gegenwärtigen Stande der Erkenntniss, schlechterdings nicht mehr einlassen, ohne sein *intellektuales Gewissen* heillos zu beschmutzen und vor sich und Anderen preiszugeben. Jene Schmerzen mögen peinlich genug sein: aber man kann ohne Schmerzen nicht zu einem Führer und Erzieher der Menschheit werden; und wehe Dem, welcher dies versuchen möchte und jenes reine Gewissen nicht mehr hätte!

110.

Die Wahrheit in der Religion. — In der Periode der Aufklärung war man der Bedeutung der Religion nicht gerecht geworden, daran ist nicht zu zweifeln. Aber ebenso steht fest, dass man, in dem darauffolgenden Widerspiel der Aufklärung, wiederum um ein gutes Stück über die Gerechtigkeit hinausgieng, indem man die Religionen mit Liebe, selbst mit Verliebtheit behandelte und ihnen zum Beispiel ein tieferes, ja das allertiefste Verständniss der Welt zuerkannte: welches die Wissenschaft des dogmatischen Gewandes zu entkleiden habe, um dann in unmythischer Form die „Wahrheit" zu besitzen. Religionen sollen also — dies war die Behauptung aller Gegner der Aufklärung — sensu allegorico, mit Rücksicht

auf das Verstehen der Menge, jene uralte Weisheit aussprechen, welche die Weisheit an sich sei, insofern alle wahre Wissenschaft der neueren Zeit immer zu ihr hin, anstatt von ihr weg, geführt habe: so dass zwischen den ältesten Weisen der Menschheit und allen späteren Harmonie, ja Gleichheit der Einsichten walte und ein Fortschritt der Erkenntnisse — falls man von einem solchen reden wolle — sich nicht auf das Wesen, sondern die Mittheilung desselben beziehe. Diese ganze Auffassung von Religion und Wissenschaft ist durch und durch irrthümlich; und Niemand würde jetzt noch zu ihr sich zu bekennen wagen, wenn nicht Schopenhauer's Beredtsamkeit sie in Schutz genommen hätte: diese laut tönende und doch erst nach einem Menschenalter ihre Hörer erreichende Beredtsamkeit. So gewiss man aus Schopenhauer's religiös-moralischer Menschen- und Weltdeutung sehr Viel für das Verständniss des Christenthums und anderer Religionen gewinnen kann, so gewiss ist es auch, dass er über den Werth der Religion für die Erkenntniss sich geirrt hat. Er selbst war darin ein nur zu folgsamer Schüler der wissenschaftlichen Lehrer seiner Zeit, welche allesammt der Romantik huldigten und dem Geiste der Aufklärung abgeschworen hatten; in unsere jetzige Zeit hineingeboren, würde er unmöglich vom sensus allegoricus der Religion haben reden können; er würde vielmehr der Wahrheit die Ehre gegeben haben, wie er es pflegte, mit den Worten: noch nie hat eine Religion, weder mittelbar, noch unmittelbar, weder als Dogma, noch als Gleichniss, eine Wahrheit enthalten. Denn aus der Angst und dem Bedürfniss ist eine jede geboren, auf Irrgängen der Vernunft hat sie sich in's Dasein geschlichen; sie hat vielleicht einmal, im Zustande der Gefährdung durch die Wissenschaft, irgend

eine philosophische Lehre in ihr System hineingelogen, damit man sie später darin vorfinde: aber dies ist ein Theologenkunststück, aus der Zeit, in welcher eine Religion schon an sich selber zweifelt. Diese Kunststücke der Theologie, welche freilich im Christenthum, als der Religion eines gelehrten, mit Philosophie durchtränkten Zeitalters, sehr früh schon geübt wurden, haben auf jenen Aberglauben vom sensus allegoricus hingeleitet, noch mehr aber die Gewohnheit der Philosophen (namentlich der Halbwesen: der dichterischen Philosophen und der philosophirenden Künstler), alle die Empfindungen, welche sie in sich vorfanden, als Grundwesen des Menschen überhaupt zu behandeln und somit auch ihren eigenen religiösen Empfindungen einen bedeutenden Einfluss auf den Gedankenbau ihrer Systeme zu gestatten. Weil die Philosophen vielfach unter dem Herkommen religiöser Gewohnheiten, oder mindestens unter der altvererbten Macht jenes „metaphysischen Bedürfnisses", philosophirten, so gelangten sie zu Lehrmeinungen, welche in der That den jüdischen oder christlichen oder indischen Religionsmeinungen sehr ähnlich sahen, — ähnlich nämlich, wie Kinder den Müttern zu sehen pflegen: nur dass in diesem Falle die Väter sich nicht über jene Mutterschaft klar waren, wie dies wohl vorkommt —, sondern in der Unschuld ihrer Verwunderung von einer Familien-Aehnlichkeit aller Religion und Wissenschaft fabelten. In der That besteht zwischen der Religion und der wirklichen Wissenschaft nicht Verwandtschaft, noch Freundschaft, noch selbst Feindschaft: sie leben auf verschiedenen Sternen. Jede Philosophie, welche einen religiösen Kometenschweif in die Dunkelheit ihrer letzten Aussichten hinaus erglänzen lässt, macht Alles an sich verdächtig, was sie als Wissenschaft vorträgt: es ist dies Alles vermuthlich ebenfalls

Religion, wenngleich unter dem Aufputz der Wissenschaft. — Uebrigens: wenn alle Völker über gewisse religiöse Dinge, zum Beispiel die Existenz eines Gottes, übereinstimmten (was, beiläufig gesagt, in Betreff dieses Punktes nicht der Fall ist), so würde dies doch eben nur ein Gegenargument gegen jene behaupteten Dinge, zum Beispiel die Existenz eines Gottes, sein: der consensus gentium und überhaupt hominum kann billigerweise nur einer Narrheit gelten. Dagegen giebt es einen consensus omnium sapientium gar nicht, in Bezug auf kein einziges Ding, mit jener Ausnahme, von welcher der Goethe'sche Vers spricht:

Alle die Weisesten aller der Zeiten
lächeln und winken und stimmen mit ein:
Thöricht, auf Bess'rung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Ohne Vers und Reim gesprochen und auf unseren Fall angewendet: der consensus sapientium besteht darin, dass der consensus gentium einer Narrheit gilt.

111.

Ursprung des religiösen Kultus'. — Versetzen wir uns in die Zeiten zurück, in welchen das religiöse Leben am kräftigsten aufblühte, so finden wir eine Grundüberzeugung vor, welche wir jetzt nicht mehr theilen und derentwegen wir ein für alle Mal die Thore zum religiösen Leben uns verschlossen sehen: sie betrifft die Natur und den Verkehr mit ihr. Man weiss in jenen Zeiten noch Nichts von Naturgesetzen; weder für die Erde noch für den Himmel giebt es ein Müssen; eine Jahreszeit, der Sonnenschein, der Regen kann kommen oder auch ausbleiben. Es fehlt überhaupt jeder Begriff

der *natürlichen* Causalität. Wenn man rudert, ist es nicht das Rudern, was das Schiff bewegt, sondern Rudern ist nur eine magische Ceremonie, durch welche man einen Dämon zwingt, das Schiff zu bewegen. Alle Erkrankungen, der Tod selbst ist Resultat magischer Einwirkungen. Es geht bei Krankwerden und Sterben nie natürlich zu; die ganze Vorstellung vom „natürlichen Hergang“ fehlt, — sie dämmert erst bei den älteren Griechen, das heisst in einer sehr späten Phase der Menschheit, in der Conception der über den Göttern thronenden Moira. Wenn Einer mit dem Bogen schiesst, so ist immer noch eine irrationelle Hand und Kraft dabei; versiegen plötzlich die Quellen, so denkt man zuerst an unterirdische Dämonen und deren Tücken; der Pfeil eines Gottes muss es sein, unter dessen unsichtbarer Wirkung ein Mensch auf einmal niedersinkt. In Indien pflegt (nach Lubbock) ein Tischler seinem Hammer, seinem Beil und den übrigen Werkzeugen Opfer darzubringen; ein Brahmane behandelt den Stift, mit dem er schreibt, ein Soldat die Waffen, die er im Felde braucht, ein Maurer seine Kelle, ein Arbeiter seinen Pflug in gleicher Weise. Die ganze Natur ist in der Vorstellung religiöser Menschen eine Summe von Handlungen bewusster und wollender Wesen, ein ungeheurer Complex von *Willkürlichkeiten*. Es ist in Bezug auf Alles, was ausser uns ist, kein Schluss gestattet, dass irgend Etwas so und so sein *werde*, so und so kommen *müsse*; das ungefähr Sichere, Berechenbare sind *wir*: der Mensch ist die *Regel*, die Natur die *Regellosigkeit*, — dieser Satz enthält die Grundüberzeugung, welche rohe, religiös produktive Urkulturen beherrscht. Wir jetzigen Menschen empfinden gerade völlig umgekehrt: je reicher jetzt der Mensch sich innerlich fühlt, je polyphoner sein Subjekt

ist, um so gewaltiger wirkt auf ihn das Gleichmaass der Natur; wir Alle erkennen mit Goethe in der Natur das grosse Mittel der Beschwichtigung für die moderne Seele, wir hören den Pendelschlag der grössten Uhr mit einer Sehnsucht nach Ruhe, nach Heimisch- und Stillewerden an, als ob wir dieses Gleichmaass in uns hineintrinken und dadurch zum Genuss unser selbst erst kommen könnten. Ehemals war es umgekehrt: denken wir an rohe, frühe Zustände von Völkern zurück oder sehen wir die jetzigen Wilden in der Nähe, so finden wir sie auf das stärkste durch das Gesetz, das Herkommen bestimmt: das Individuum ist fast automatisch an dasselbe gebunden und bewegt sich mit der Gleichförmigkeit eines Pendels. Ihm muss die Natur — die unbegriffene, schreckliche, geheimnissvolle Natur — als das Reich der Freiheit, der Willkür, der höheren Macht erscheinen, ja gleichsam als eine übermenschliche Stufe des Daseins, als Gott. Nun aber fühlt jeder Einzelne solcher Zeiten und Zustände, wie von jenen Willkürlichkeiten der Natur seine Existenz, sein Glück, das der Familie, des Staates, das Gelingen aller Unternehmungen abhängen: einige Naturvorgänge müssen zur rechten Zeit eintreten, andere zur rechten Zeit ausbleiben. Wie kann man einen Einfluss auf diese furchtbaren Unbekannten ausüben, wie kann man das Reich der Freiheit binden? so fragt er sich, so forscht er ängstlich: giebt es denn keine Mittel, jene Mächte ebenso durch ein Herkommen und Gesetz regelmässig zu machen, wie du selber regelmässig bist? — Das Nachdenken der magie- und wundergläubigen Menschen geht dahin, der Natur ein Gesetz aufzulegen —: und kurz gesagt, der religiöse Kultus ist das Ergebniss dieses Nachdenkens. Das Problem, welches jene Menschen sich vorlegen, ist auf das engste verwandt

mit diesem: wie kann der schwächere Stamm dem stärkeren doch Gesetze diktiren, ihn bestimmen, seine Handlungen (im Verhalten zum schwächeren) leiten? Man wird zuerst sich der harmlosesten Art eines Zwanges erinnern, jenes Zwanges, den man ausübt, wenn man Jemandes Neigung erworben hat. Durch Flehen und Gebete, durch Unterwerfung, durch die Verpflichtung zu regelmässigen Abgaben und Geschenken, durch schmeichelhafte Verherrlichungen ist es also auch möglich, auf die Mächte der Natur einen Zwang auszuüben, insofern man sie sich geneigt macht: Liebe bindet und wird gebunden. Dann kann man Verträge schliessen, wobei man sich zu bestimmtem Verhalten gegenseitig verpflichtet, Pfänder stellt und Schwüre wechselt. Aber viel wichtiger ist eine Gattung gewaltsameren Zwanges, durch Magie und Zauberei. Wie der Mensch mit Hülfe des Zauberers einem stärkeren Feind doch zu schaden weiss und ihn vor sich in Angst erhält, wie der Liebeszauber in die Ferne wirkt, so glaubt der schwächere Mensch auch die mächtigeren Geister der Natur bestimmen zu können. Das Hauptmittel aller Zauberei ist, dass man Etwas in Gewalt bekommt, das Jemandem zu eigen ist, Haare, Nägel, etwas Speise von seinem Tisch, ja selbst sein Bild, seinen Namen. Mit solchem Apparate kann man dann zaubern; denn die Grundvoraussetzung lautet: zu allem Geistigen gehört etwas Körperliches; mit dessen Hülfe vermag man den Geist zu binden, zu schädigen, zu vernichten; das Körperliche giebt die Handhabe ab, mit der man das Geistige fassen kann. So wie nun der Mensch den Menschen bestimmt, so bestimmt er auch irgend einen Naturgeist; denn dieser hat auch sein Körperliches, an dem er zu fassen ist. Der Baum und, verglichen mit ihm, der Keim, aus dem er entstand,

— dieses räthselhafte Nebeneinander scheint zu beweisen, dass in beiden Formen sich ein und der selbe Geist eingekörpert habe, bald klein, bald gross. Ein Stein, der plötzlich rollt, ist der Leib, in welchem ein Geist wirkt; liegt auf einsamer Haide ein Block, erscheint es unmöglich, an Menschenkraft zu denken, die ihn hieher gebracht habe, so muss also der Stein sich selbst hinbewegt haben, das heisst: er muss einen Geist beherbergen. Alles, was einen Leib hat, ist der Zauberei zugänglich, also auch die Naturgeister. Ist ein Gott geradezu an sein Bild gebunden, so kann man auch ganz direkten Zwang (durch Verweigerung der Opfernahrung, Geisseln, in-Fesseln-Legen und Aehnliches) gegen ihn ausüben. Die geringen Leute in China umwinden, um die fehlende Gunst ihres Gottes zu ertrotzen, das Bild desselben, der sie in Stich gelassen hat, mit Stricken, reissen es nieder, schleifen es über die Strassen durch Lehm- und Düngerhaufen; „du Hund von einem Geiste, sagen sie, wir liessen dich in einem prächtigen Tempel wohnen, wir vergoldeten dich hübsch, wir fütterten dich gut, wir brachten dir Opfer und doch bist du so undankbar." Aehnliche Gewaltmaassregeln gegen Heiligen- und Muttergottesbilder, wenn sie etwa bei Pestilenzen oder Regenmangel ihre Schuldigkeit nicht thun wollten, sind noch während dieses Jahrhunderts in katholischen Ländern vorgekommen.

Durch alle diese zauberischen Beziehungen zur Natur sind unzählige Ceremonien in's Leben gerufen: und endlich, wenn der Wirrwarr derselben zu gross geworden ist, bemüht man sich, sie zu ordnen, zu systematisiren, so dass man den günstigen Verlauf des gesammten Ganges der Natur, namentlich des grossen Jahreskreislaufs, sich durch einen entsprechenden Verlauf eines Proceduren-Systems zu verbürgen meint. Der Sinnn des religiösen

Kultus' ist, die Natur zu menschlichem Vortheil zu bestimmen und zu bannen, also ihr eine Gesetzlichkeit einzuprägen, die sie von vornherein nicht hat; während in der jetzigen Zeit man die Gesetzlichkeit der Natur erkennen will, um sich in sie zu schicken. Kurz, der religiöse Kultus ruht auf den Vorstellungen der Zauberei zwischen Mensch und Mensch; und der Zauberer ist älter, als der Priester. Aber ebenso ruht er auf anderen und edleren Vorstellungen; er setzt das sympathische Verhältniss von Mensch zu Mensch, das Dasein von Wohlwollen, Dankbarkeit, Erhörung Bittender, von Verträgen zwischen Feinden, von Verleihung der Unterpfänder, von Anspruch auf Schutz des Eigenthums voraus. Der Mensch steht auch in sehr niederen Kulturstufen nicht der Natur als ohnmächtiger Sklave gegenüber, er ist nicht nothwendig der willenlose Knecht derselben: auf der griechischen Stufe der Religion, besonders im Verhalten zu den olympischen Göttern, ist sogar an ein Zusammenleben von zwei Kasten, einer vornehmeren, mächtigeren und einer weniger vornehmen zu denken; aber beide gehören, ihrer Herkunft nach, irgendwie zusammen und sind Einer Art, sie brauchen sich vor einander nicht zu schämen. Das ist das Vornehme in der griechischen Religiosität.

112.

Beim Anblick gewisser antiker Opfergeräthschaften. — Wie manche Empfindungen uns verloren gehen, ist zum Beispiel an der Vereinigung des Possenhaften, selbst des Obscönen, mit dem religiösen Gefühl zu sehen: die Empfindung für die Möglichkeit dieser Mischung schwindet, wir begreifen es nur noch historisch, dass sie existirte, bei den Demeter- und Dionysosfesten,

bei den christlichen Osterspielen und Mysterien: aber auch wir kennen noch das Erhabene im Bunde mit dem Burlesken und dergleichen, das Rührende mit dem Lächerlichen verschmolzen: was vielleicht eine spätere Zeit auch nicht mehr verstehen wird.

113.

Christenthum als Alterthum. — Wenn wir eines Sonntag Morgens die alten Glocken brummen hören, da fragen wir uns: ist es nur möglich! dies gilt einem vor zwei Jahrtausenden gekreuzigten Juden, welcher sagte, er sei Gottes Sohn. Der Beweis für eine solche Behauptung fehlt. — Sicherlich ist innerhalb unserer Zeiten die christliche Religion ein aus ferner Vorzeit hereinragendes Alterthum, und dass man jene Behauptung glaubt — während man sonst so streng in der Prüfung von Ansprüchen ist — ist vielleicht das älteste Stück dieses Erbes. Ein Gott, der mit einem sterblichen Weibe Kinder erzeugt; ein Weiser, der auffordert, nicht mehr zu arbeiten, nicht mehr Gericht zu halten, aber auf die Zeichen des bevorstehenden Weltunterganges zu achten; eine Gerechtigkeit, die den Unschuldigen als stellvertretendes Opfer annimmt; Jemand, der seine Jünger sein Blut trinken heisst; Gebete um Wundereingriffe; Sünden an einem Gott verübt, durch einen Gott gebüsst; Furcht vor einem Jenseits, zu welchem der Tod die Pforte ist; die Gestalt des Kreuzes als Symbol inmitten einer Zeit, welche die Bestimmung und die Schmach des Kreuzes nicht mehr kennt, — wie schauerlich weht uns dies Alles, wie aus dem Grabe uralter Vergangenheit, an! Sollte man glauben, dass so Etwas noch geglaubt wird?

114.

Das Ungriechische im Christenthum. — Die Griechen sahen über sich die homerischen Götter nicht als Herren und sich unter ihnen nicht als Knechte, wie die Juden. Sie sahen gleichsam nur das Spiegelbild der gelungensten Exemplare ihrer eigenen Kaste, also ein Ideal, keinen Gegensatz des eigenen Wesens. Man fühlt sich mit einander verwandt, es besteht ein gegenseitiges Interesse, eine Art Symmachie. Der Mensch denkt vornehm von sich, wenn er sich solche Götter giebt, und stellt sich in ein Verhältniss, wie das des niedrigeren Adels zum höheren ist; während die italischen Völker eine rechte Bauern-Religion haben, mit fortwährender Aengstlichkeit gegen böse und launische Machtinhaber und Quälgeister. Wo die olympischen Götter zurücktraten, da war auch das griechische Leben düsterer und ängstlicher. — Das Christenthum dagegen zerdrückte und zerbrach den Menschen vollständig und versenkte ihn wie in tiefen Schlamm: in das Gefühl völliger Verworfenheit liess es dann mit Einem Male den Glanz eines göttlichen Erbarmens hineinleuchten, so dass der Ueberraschte, durch Gnade Betäubte, einen Schrei des Entzückens ausstiess und für einen Augenblick den ganzen Himmel in sich zu tragen glaubte. Auf diesen krankhaften Excess des Gefühls, auf die dazu nöthige tiefe Kopf- und Herz-Corruption wirken alle psychologischen Erfindungen des Christenthums hin: es will vernichten, zerbrechen, betäuben, berauschen, es will nur Eins nicht: das Maass, — und deshalb ist es im tiefsten Verstande barbarisch, asiatisch, unvornehm, ungriechisch.

115.

Mit Vortheil religiös sein. — Es giebt nüchterne und gewerbstüchtige Leute, denen die Religion wie ein Saum höheren Menschenthums angestickt ist: diese thun sehr wohl, religiös zu bleiben, es verschönert sie. — Alle Menschen, welche sich nicht auf irgend ein Waffenhandwerk verstehen — Mund und Feder als Waffen eingerechnet — werden servil: für Solche ist die christliche Religion sehr nützlich, denn die Servilität nimmt darin den Anschein einer christlichen Tugend an und wird erstaunlich verschönert. — Leute, welchen ihr tägliches Leben zu leer und eintönig vorkommt, werden leicht religiös: dies ist begreiflich und verzeihlich, nur haben sie kein Recht, Religiosität von Denen zu fordern, denen das tägliche Leben nicht leer und eintönig verfliesst.

116.

Der Alltags-Christ. — Wenn das Christenthum mit seinen Sätzen vom rächenden Gotte, der allgemeinen Sündhaftigkeit, der Gnadenwahl und der Gefahr einer ewigen Verdammniss, Recht hätte' so wäre es ein Zeichen von Schwachsinn und Charakterlosigkeit, nicht Priester, Apostel oder Einsiedler zu werden und mit Furcht und Zittern einzig am eigenen Heile zu arbeiten; es wäre unsinnig, den ewigen Vortheil gegen die zeitliche Bequemlichkeit so aus dem Auge zu lassen. Vorausgesetzt, dass überhaupt geglaubt wird, so ist der Alltags-Christ eine erbärmliche Figur, ein Mensch, der wirklich nicht bis Drei zählen kann, und der übrigens, gerade wegen seiner geistigen Unzurechnungsfähigkeit, es nicht verdiente, so hart bestraft zu werden, wie das Christenthum ihm verheisst.

117.

Von der Klugheit des Christenthums. — Es ist ein Kunstgriff des Christenthums, die völlige Unwürdigkeit, Sündhaftigkeit und Verächtlichkeit des Menschen überhaupt so laut zu lehren, dass die Verachtung der Mitmenschen dabei nicht mehr möglich ist. „Er mag sündigen, wie er wolle, er unterscheidet sich doch nicht wesentlich von mir: ich bin es, der in jedem Grade unwürdig und verächtlich ist“ — so sagt sich der Christ. Aber auch dieses Gefühl hat seinen spitzigsten Stachel verloren, weil der Christ nicht an seine individuelle Verächtlichkeit glaubt: er ist böse als Mensch überhaupt und beruhigt sich ein Wenig bei dem Satze: Wir Alle sind Einer Art.

118.

Personenwechsel. — Sobald eine Religion herrscht, hat sie alle Die zu ihren Gegnern, welche ihre ersten Jünger gewesen wären.

119.

Schicksal des Christenthums. — Das Christenthum entstand, um das Herz zu erleichtern; aber jetzt müsste es das Herz erst beschweren, um es nachher erleichtern zu können. Folglich wird es zu Grunde gehen.

120.

Der Beweis der Lust. — Die angenehme Meinung wird als wahr angenommen: dies ist der Beweis der Lust (oder, wie die Kirche sagt, der Beweis der Kraft), auf welchen alle Religionen so stolz sind, während sie sich dessen doch schämen sollten. Wenn der Glaube nicht selig machte, so würde er nicht geglaubt werden: wie wenig wird er also werth sein!

121.

Gefährliches Spiel. — Wer jetzt der religiösen Empfindung wieder in sich Raum giebt, der muss sie dann auch wachsen lassen, er kann nicht anders. Da verändert sich allmählich sein Wesen, es bevorzugt das dem religiösen Element Anhängende, Benachbarte, der ganze Umkreis des Urtheilens und Empfindens wird umwölkt, mit religiösen Schatten überflogen. Die Empfindung kann nicht still stehen; man nehme sich also in Acht.

122.

Die blinden Schüler. — So lange Einer sehr gut die Stärke und Schwäche seiner Lehre, seiner Kunstart, seiner Religion kennt, ist deren Kraft noch gering. Der Schüler und Apostel, welcher für die Schwäche der Lehre, der Religion und so weiter, kein Auge hat, geblendet durch das Ansehen des Meisters und durch seine Pietät gegen ihn, hat deshalb gewöhnlich mehr Macht, als der Meister. Ohne die blinden Schüler ist noch nie der Einfluss eines Mannes und seines Werkes gross geworden. Einer Erkenntniss zum Siege verhelfen heisst oft nur: sie so mit der Dummheit verschwistern, dass das Schwergewicht der letzteren auch den Sieg für die erste erzwingt.

123.

Abbruch der Kirchen. — Es ist nicht genug an Religion in der Welt, um die Religionen auch nur zu vernichten.

124.

Sündlosigkeit des Menschen. — Hat man begriffen, „wie die Sünde in die Welt gekommen" ist, nämlich durch Irrthümer der Vernunft, vermöge deren

die Menschen unter einander, ja der einzelne Mensch sich selbst für viel schwärzer und böser nimmt, als es thatsächlich der Fall ist, so wird die ganze Empfindung sehr erleichtert, und Menschen und Welt erscheinen mitunter in einer Glorie von Harmlosigkeit, dass es Einem von Grund aus wohl dabei wird. Der Mensch ist inmitten der Natur immer das Kind an sich. Dies Kind träumt wohl einmal einen schweren beängstigenden Traum, wenn es aber die Augen aufschlägt, so sieht es sich immer wieder im Paradiese.

125.

Irreligiosität der Künstler. — Homer ist unter seinen Göttern so zu Hause und hat als Dichter ein solches Behagen an ihnen, dass er jedenfalls tief unreligiös gewesen sein muss. Mit dem, was der Volksglaube ihm entgegenbrachte — einen dürftigen, rohen, zum Theil schauerlichen Aberglauben —, verkehrte er so frei, wie der Bildhauer mit seinem Thon, also mit der selben Unbefangenheit, welche Aeschylus und Aristophanes besassen und durch welche sich in neuerer Zeit die grossen Künstler der Renaissance, sowie Shakespeare und Goethe auszeichneten.

126.

Kunst und Kraft der falschen Interpretation. Alle die Visionen, Schrecken, Ermattungen, Entzückungen des Heiligen sind bekannte Krankheits-Zustände, welche von ihm, auf Grund eingewurzelter religiöser und psychologischer Irrthümer, nur ganz anders, nämlich nicht als Krankheiten, gedeutet werden. — So ist vielleicht auch das Dämonion des Sokrates ein Ohrenleiden, das er sich, gemäss seiner herrschenden moralischen Denkungsart, nur anders, als es jetzt geschehen würde, auslegt. Nicht

anders steht es mit dem Wahnsinn und Wahnreden der Propheten und Orakelpriester; es ist immer der Grad von Wissen, Phantasie, Bestrebung, Moralität in Kopf und Herz der *Interpreten*, welcher daraus so viel *gemacht* hat. Zu den grössten Wirkungen *der* Menschen, welche man Genie's und Heilige nennt, gehört es, dass sie sich Interpreten erzwingen, welche sie zum Heile der Menschheit *missverstehen*.

127.

Verehrung des Wahnsinns. — Weil man bemerkte, dass eine Erregung häufig den Kopf heller machte und glückliche Einfälle hervorrief, so meinte man, durch die höchsten Erregungen werde man der glücklichsten Einfälle und Eingebungen theilhaftig: und so verehrte man den Wahnsinnigen als den Weisen und Orakelgebenden. Hier liegt ein falscher Schluss zu Grunde.

128.

Verheissungen der Wissenschaft. — Die moderne Wissenschaft hat als Ziel: so wenig Schmerz wie möglich, so lange leben wie möglich, — also eine Art von ewiger Seligkeit, freilich eine sehr bescheidene im Vergleich mit den Verheissungen der Religionen.

129.

Verbotene Freigebigkeit. — Es ist nicht genug Liebe und Güte in der Welt, um noch davon an eingebildete Wesen wegschenken zu dürfen.

130.

Fortleben des religiösen Kultus' im Gemüth. Die katholische Kirche, und vor ihr aller antike Kultus,

beherrschte das ganze Bereich von Mitteln, durch welche der Mensch in ungewöhnliche Stimmungen versetzt wird und der kalten Berechnung des Vortheils oder dem reinen Vernunft-Denken entrissen wird. Eine durch tiefe Töne erzitternde Kirche, dumpfe, regelmässige, zurückhaltende Anrufe einer priesterlichen Schaar, welche ihre Spannung unwillkürlich auf die Gemeinde überträgt und sie fast angstvoll lauschen lässt, wie als wenn eben ein Wunder sich vorbereitete, der Anhauch der Architektur, welche als Wohnung einer Gottheit sich in's Unbestimmte ausreckt und in allen dunklen Räumen das Sich-Regen derselben fürchten lässt, — wer wollte solche Vorgänge den Menschen zurückbringen, wenn die Voraussetzungen dazu nicht mehr geglaubt werden? Aber die Resultate von dem Allen sind trotzdem nicht verloren: die innere Welt der erhabenen, gerührten, ahnungsvollen, tiefzerknirschten, hoffnungsseligen Stimmungen ist den Menschen vornehmlich durch den Kultus eingeboren worden; was jetzt davon in der Seele existirt, wurde damals, als er keimte, wuchs und blühte, gross gezüchtet.

131.

Religiöse Nachwehen. — Glaubt man sich noch so sehr der Religion entwöhnt zu haben, so ist es doch nicht in dem Grade geschehen, dass man nicht Freude hätte, religiösen Empfindungen und Stimmungen ohne begrifflichen Inhalt zu begegnen, zum Beispiel in der Musik; und wenn eine Philosophie uns die Berechtigung von metaphysischen Hoffnungen, von dem dorther zu erlangenden tiefen Frieden der Seele aufzeigt und zum Beispiel von „dem ganzen sichern Evangelium im Blick der Madonnen bei Rafael" spricht, so kommen wir solchen Aussprüchen und Darlegungen mit besonders herzlicher

Stimmung entgegen: der Philosoph hat es hier leichter, zu beweisen; er entspricht mit dem, was er geben will, einem Herzen, welches gern nehmen will. Daran bemerkt man, wie die weniger bedachtsamen Freigeister eigentlich nur an den Dogmen Anstoss nehmen, aber recht wohl den Zauber der religiösen Empfindung kennen; es thut ihnen wehe, letztere fahren zu lassen, um der ersteren willen. — Die wissenschaftliche Philosophie muss sehr auf der Hut sein, nicht auf Grund jenes Bedürfnisses — eines gewordenen und folglich auch vergänglichen Bedürfnisses — Irrthümer einzuschmuggeln: selbst Logiker sprechen von „Ahnungen“ der Wahrheit in Moral und Kunst (zum Beispiel von der Ahnung, „dass das Wesen der Dinge Eins ist“): was ihnen doch verboten sein sollte. Zwischen den sorgsam erschlossenen Wahrheiten und solchen „geahnten“ Dingen bleibt unüberbrückbar die Kluft, dass jene dem Intellekt, diese dem Bedürfniss verdankt werden. Der Hunger beweist nicht, dass es zu seiner Sättigung eine Speise giebt, aber er wünscht die Speise. „Ahnen“ bedeutet nicht das Dasein einer Sache in irgend einem Grade erkennen, sondern dasselbe für möglich halten, insofern man sie wünscht oder fürchtet; die „Ahnung“ trägt keinen Schritt weit in's Land der Gewissheit. — Man glaubt unwillkürlich, die religiös gefärbten Abschnitte einer Philosophie seien besser bewiesen, als die anderen; aber es ist im Grunde umgekehrt, man hat nur den inneren Wunsch, dass es so sein möge, — also dass das Beseligende auch das Wahre sei. Dieser Wunsch verleitet uns, schlechte Gründe als gute einzukaufen.

*

Von dem christlichen Erlösungsbedürfniss.

132.

Bei sorgsamer Ueberlegung muss es möglich sein, dem Vorgange in der Seele eines Christen, welchen man Erlösungsbedürfniss nennt, eine Erklärung abzugewinnen, die frei von Mythologie ist: also eine rein psychologische. Bis jetzt sind freilich die psychologischen Erklärungen religiöser Zustände und Vorgänge in einigem Verrufe gewesen, insoweit eine sich frei nennende Theologie auf diesem Gebiete ihr unerspriessliches Wesen trieb: denn bei ihr war es von vornherein, sowie es der Geist ihres Stifters, Schleiermacher's, vermuthen lässt, auf die Erhaltung der christlichen Religion und das Fortbestehen der christlichen Theologen abgesehen; als welche in der psychologischen Analysis der religiösen „Thatsachen“ einen neuen Ankergrund und vor Allem eine neue Beschäftigung gewinnen sollten. Unbeirrt von solchen Vorgängern, wagen wir folgende Auslegung des bezeichneten Phänomens. — Der Mensch ist sich gewisser Handlungen bewusst, welche in der gebräuchlichen Rangordnung der Handlungen tief stehen, ja er entdeckt in sich einen Hang zu dergleichen Handlungen, der ihm fast so unveränderlich wie sein ganzes Wesen erscheint. Wie gerne versuchte er sich in jener anderen Gattung von Handlungen, welche in der allgemeinen Schätzung als die obersten und höchsten anerkannt sind, wie gerne fühlte er sich voll des guten Bewusstseins, welches einer selbstlosen Denkweise folgen soll! Leider aber bleibt es eben bei diesem Wunsche: die Unzufriedenheit darüber, demselben nicht genügen zu können, kommt zu allen übrigen Arten von Unzufriedenheit hinzu, welche sein Lebensloos überhaupt oder die Folgen jener böse genannten

Handlungen in ihm erregt haben; so dass eine tiefe Verstimmung entsteht, mit dem Ausblicke nach einem Arzte, der diese, und alle ihre Ursachen, zu heben vermöchte. — Dieser Zustand würde nicht so bitter empfunden werden, wenn der Mensch sich nur mit anderen Menschen unbefangen vergliche: dann nämlich hätte er keinen Grund, mit sich in einem besonderen Maasse unzufrieden zu sein, er trüge eben nur an der allgemeinen Last der menschlichen Unbefriedigung und Unvollkommenheit. Aber er vergleicht sich mit einem Wesen, welches allein jener Handlungen fähig ist, die unegoistisch genannt werden, und im fortwährenden Bewusstsein einer selbstlosen Denkweise lebt, mit Gott; dadurch, dass er in diesen hellen Spiegel schaut, erscheint ihm sein Wesen so trübe, so ungewöhnlich verzerrt. Sodann ängstigt ihn der Gedanke an das selbe Wesen, insofern dieses als strafende Gerechtigkeit vor seiner Phantasie schwebt: in allen möglichen kleinen und grossen Erlebnissen glaubt er seinen Zorn, seine Drohung zu erkennen, ja die Geisselschläge seines Richter- und Henkerthums schon vorzuempfinden. Wer hilft ihm in dieser Gefahr, welche durch den Hinblick auf eine unermessliche Zeitdauer der Strafe an Grässlichkeit alle anderen Schrecknisse der Vorstellung überbietet?

133.

Bevor wir diesen Zustand in seinen weiteren Folgen uns vorlegen, wollen wir es doch uns eingestehen, dass der Mensch in diesen Zustand nicht durch seine „Schuld“ und „Sünde“, sondern durch eine Reihe von Irrthümern der Vernunft gerathen ist, dass es der Fehler des Spiegels war, wenn ihm sein Wesen in jenem Grade dunkel und hassenswerth vorkam, und dass jener Spiegel sein Werk, das sehr unvollkommene Werk der menschlichen Phan-

tasie und Urtheilskraft war. Erstens ist ein Wesen, welches einzig rein unegoistischer Handlungen fähig wäre, noch fabelhafter als der Vogel Phönix; es ist deutlich nicht einmal vorzustellen, schon deshalb, weil der ganze Begriff „unegoistische Handlung" bei strenger Untersuchung in die Luft verstiebt. Nie hat ein Mensch Etwas gethan, das allein für Andere und ohne jeden persönlichen Beweggrund gethan wäre; ja wie sollte er Etwas thun können, das ohne Bezug zu ihm wäre, also ohne innere Nöthigung (welche ihren Grund doch in einem persönlichen Bedürfniss haben müsste)? Wie vermöchte das ego ohne ego zu handeln? — Ein Gott, der dagegen ganz Liebe ist, wie gelegentlich angenommen wird, wäre keiner einzigen unegoistischen Handlung fähig: wobei man sich an einen Gedanken Lichtenberg's, der freilich einer niedrigeren Sphäre entnommen ist, erinnern sollte: „Wir können unmöglich für Andere fühlen, wie man zu sagen pflegt; wir fühlen nur für uns. Der Satz klingt hart, er ist es aber nicht, wenn er nur recht verstanden wird. Man liebt weder Vater, noch Mutter, noch Frau, noch Kind, sondern die angenehmen Empfindungen, die sie uns machen", oder wie La Rochefoucauld sagt: „si on croit aimer sa maîtresse pour l'amour d'elle, on est bien trompé." Weshalb Handlungen der Liebe höher geschätzt werden, als andere, nämlich nicht ihres Wesens, sondern ihrer Nützlichkeit halber, darüber vergleiche man die schon vorher erwähnten Untersuchungen „über den Ursprung der moralischen Empfindungen". Sollte aber ein Mensch wünschen, ganz wie jener Gott, Liebe zu sein, Alles für Andere, Nichts für sich zu thun, zu wollen, so ist letzteres schon deshalb unmöglich, weil er sehr Viel für sich thun muss, um überhaupt Anderen Etwas zu Liebe thun zu können. Sodann setzt es voraus,

dass der Andere Egoist genug ist, um jene Opfer, jenes Leben für ihn, immer und immer wieder anzunehmen: so dass die Menschen der Liebe und Aufopferung ein Interesse an dem Fortbestehen der liebelosen und aufopferungsunfähigen Egoisten haben, und die höchste Moralität, um bestehen zu können, förmlich die Existenz der Unmoralität erzwingen müsste (wodurch sie sich freilich selber aufheben würde). — Weiter: die Vorstellung eines Gottes beunruhigt und demüthigt so lange, als sie geglaubt wird; aber wie sie entstanden ist, darüber kann bei dem jetzigen Stande der völkervergleichenden Wissenschaft kein Zweifel mehr sein; und mit der Einsicht in jene Entstehung fällt jener Glaube dahin. Es geht dem Christen, welcher sein Wesen mit dem Gotte vergleicht, so, wie dem Don Quixote, der seine eigne Tapferkeit unterschätzt, weil er die Wunderthaten der Helden aus den Ritterromanen im Kopfe hat; der Maassstab, mit welchem in beiden Fällen gemessen wird, gehört in's Reich der Fabel. Fällt aber die Vorstellung des Gottes weg, so auch das Gefühl der „Sünde" als eines Vergehens gegen göttliche Vorschriften, als eines Fleckens an einem gottgeweihten Geschöpfe. Dann bleibt wahrscheinlich noch jener Unmuth übrig, welcher mit der Furcht vor Strafen der weltlichen Gerechtigkeit, oder vor der Missachtung der Menschen, sehr verwachsen und verwandt ist; der Unmuth der Gewissensbisse, der schärfste Stachel im Gefühl der Schuld, ist immerhin abgebrochen, wenn man einsieht, dass man sich durch seine Handlungen wohl gegen menschliches Herkommen, menschliche Satzungen und Ordnungen vergangen habe, aber damit noch nicht das „ewige Heil der Seele" und ihre Beziehung zur Gottheit gefährdet habe. Gelingt es dem Menschen zuletzt noch, die philosophische Ueber-

zeugung von der unbedingten Nothwendigkeit aller Handlungen und ihrer völligen Unverantwortlichkeit zu gewinnen und in Fleisch und Blut aufzunehmen, so verschwindet auch jener Rest von Gewissensbissen.

134.

Ist nun der Christ, wie gesagt, durch einige Irrthümer in das Gefühl der Selbstverachtung gerathen, also durch eine falsche unwissenschaftliche Auslegung seiner Handlungen und Empfindungen, so muss er mit höchstem Erstaunen bemerken, wie jener Zustand der Verachtung, der Gewissensbisse, der Unlust überhaupt, nicht anhält, wie gelegentlich Stunden kommen, wo ihm dies Alles von der Seele weggeweht ist und er sich wieder frei und muthig fühlt. In Wahrheit hat die Lust an sich selber das Wohlbehagen an der eigenen Kraft, im Bunde mit der nothwendigen Abschwächung jeder tiefen Erregung, den Sieg davongetragen; der Mensch liebt sich wieder, er fühlt es, — aber gerade diese Liebe, diese neue Selbstschätzung, kommt ihm unglaublich vor, er kann in ihr allein das gänzlich unverdiente Herabströmen eines Gnadenglanzes von Oben, sehen. Wenn er früher in allen Begebnissen Warnungen, Drohungen, Strafen und jede Art von Anzeichen des göttlichen Zornes zu erblicken glaubte, so deutet er jetzt in seine Erfahrungen die göttliche Güte hinein: dies Ereigniss kommt ihm liebevoll, jenes wie ein hülfreicher Fingerzeig, ein drittes und namentlich seine ganze freudige Stimmung als Beweis vor, dass Gott gnädig sei. Wie er früher im Zustande des Unmuthes namentlich seine Handlungen falsch ausdeutete, so jetzt namentlich seine Erlebnisse; die getröstete Stimmung fasst er als Wirkung einer ausser ihm waltenden Macht auf, die Liebe, mit der er sich im

Grunde selbst liebt, erscheint als göttliche Liebe; Das, was er Gnade und Vorspiel der Erlösung nennt, ist in Wahrheit Selbstbegnadigung, Selbsterlösung.

135.

Also: eine bestimmte falsche Psychologie, eine gewisse Art von Phantastik in der Ausdeutung der Motive und Erlebnisse ist die nothwendige Voraussetzung davon, dass Einer zum Christen werde und das Bedürfniss der Erlösung empfinde. Mit der Einsicht in diese Verirrung der Vernunft und Phantasie hört man auf, Christ zu sein.

*

Von der christlichen Askese und Heiligkeit.

136.

So sehr einzelne Denker sich bemüht haben, in den seltenen Erscheinungen der Moralität, welche man Askese und Heiligkeit zu nennen pflegt, ein Wunderding hinzustellen, dem die Leuchte einer vernünftigen Erklärung in's Gesicht zu halten, beinahe schon Frevel und Entweihung sei: so stark ist hinwiederum die Verführung zu diesem Frevel. Ein mächtiger Antrieb der Natur hat zu allen Zeiten dazu geführt, gegen jene Erscheinungen überhaupt zu protestiren; die Wissenschaft, insofern sie, wie früher gesagt, eine Nachahmung der Natur ist, erlaubt sich wenigstens gegen die behauptete Unerklärbarkeit, ja Unnahbarkeit derselben Einsprache zu erheben. Freilich gelang es ihr bis jetzt nicht: jene Erscheinungen sind immer noch unerklärt, zum grossen Vergnügen der erwähnten Verehrer des moralisch-Wunderbaren. Denn, allgemein gesprochen: das Unerklärte soll durchaus unerklärlich, das Unerklärliche durchaus unnatürlich, übernatürlich, wunderhaft sein, — so lautet die Forderung

in den Seelen aller Religiösen und Metaphysiker (auch der Künstler, falls sie zugleich Denker sind); während der wissenschaftliche Mensch in dieser Forderung das „böse Prinzip“ sieht. — Die allgemeine erste Wahrscheinlichkeit, auf welche man bei Betrachtung der Askese und Heiligkeit zuerst geräth, ist diese, dass ihre Natur eine *complicirte* ist: denn fast überall, innerhalb der physischen Welt sowohl wie in der moralischen, hat man mit Glück das angeblich Wunderbare auf das Complicirte und mehrfach Bedingte zurückgeführt. Wagen wir es also, einzelne Antriebe in der Seele der Heiligen und Asketen zunächst zu isoliren und zum Schluss sie in einander uns verwachsen zu denken.

137.

Es giebt einen *Trotz gegen sich selbst*, zu dessen sublimirtesten Aeusserungen manche Formen der Askese gehören. Gewisse Menschen haben nämlich ein so hohes Bedürfniss, ihre Gewalt und Herrschsucht auszuüben, dass sie, in Ermangelung anderer Objekte, oder, weil es ihnen sonst immer misslungen ist, endlich darauf verfallen, gewisse Theile ihres eigenen Wesens, gleichsam Ausschnitte oder Stufen ihrer selbst, zu tyrannisiren. So bekennt sich mancher Denker zu Ansichten, welche ersichtlich nicht dazu dienen, seinen Ruf zu vermehren oder zu verbessern; mancher beschwört förmlich die Missachtung Anderer auf sich herab, während er es leicht hätte, durch Stillschweigen ein geachteter Mann zu bleiben; andere widerrufen frühere Meinungen und scheuen es nicht, fürderhin inconsequent genannt zu werden: im Gegentheil, sie bemühen sich darum und benehmen sich wie übermüthige Reiter, welche das Pferd, erst wenn es wild geworden, mit Schweiss bedeckt, scheu

gemacht ist, am liebsten mögen. So steigt der Mensch auf gefährlichen Wegen in die höchsten Gebirge, um über seine Aengstlichkeit und seine schlotternden Kniee Hohn zu lachen; so bekennt sich der Philosoph zu Ansichten der Askese, Demuth und Heiligkeit, in deren Glanze sein eigenes Bild auf das ärgste verhässlicht wird. Dieses Zerbrechen seiner selbst, dieser Spott über die eigene Natur, dieses spernere se sperni, aus dem die Religionen so Viel gemacht haben, ist eigentlich ein sehr hoher Grad der Eitelkeit. Die ganze Moral der Bergpredigt gehört hieher: der Mensch hat eine wahre Wollust darin, sich durch übertriebene Ansprüche zu vergewaltigen und dieses tyrannisch fordernde Etwas in seiner Seele nachher zu vergöttern. In jeder asketischen Moral betet der Mensch einen Theil von sich als Gott an und hat dazu nöthig, den übrigen Theil zu diabolisiren. —

138.

Der Mensch ist nicht zu allen Stunden gleich moralisch, dies ist bekannt: beurtheilt man seine Moralität nach der Fähigkeit zu grosser aufopfernder Entschliessung und Selbstverleugnung (welche, dauernd und zur Gewohnheit geworden, Heiligkeit ist), so ist er im Affekt am moralischsten; die höhere Erregung reicht ihm ganz neue Motive dar, welcher er, nüchtern und kalt wie sonst, vielleicht nicht einmal fähig zu sein glaubte. Wie kommt dies? Wahrscheinlich aus der Nachbarschaft alles Grossen und hoch Erregenden; ist der Mensch einmal in eine ausserordentliche Spannung gebracht, so kann er ebensowohl zu einer furchtbaren Rache, als zu einer furchtbaren Brechung seines Rachebedürfnisses sich entschliessen. Er will, unter dem Einflusse der gewaltigen Emotion, jedenfalls das Grosse, Gewaltige, Ungeheure, und wenn er

zufällig merkt, dass ihm die Aufopferung seiner selbst ebenso oder noch mehr genugthut, als die Opferung des Anderen, so wählt er sie. Eigentlich liegt ihm also nur an der Entladung seiner Emotion; da fasst er wohl, um seine Spannung zu erleichtern, die Speere der Feinde zusammen und begräbt sie in seine Brust. Dass in der Selbstverleugnung, und nicht nur in der Rache, etwas Grosses liege, musste der Menschheit erst in langer Gewöhnung anerzogen werden; eine Gottheit, welche sich selbst opfert, war das stärkste und wirkungsvollste Symbol dieser Art von Grösse. Als die Besiegung des schwerst zu besiegenden Feindes, die plötzliche Bemeisterung eines Affektes, — als Dies *erscheint* diese Verleugnung; und insofern gilt sie als der Gipfel des Moralischen. In Wahrheit handelt es sich bei ihr um die Vertauschung der einen Vorstellung mit der andern, während das Gemüth seine gleiche Höhe, seinen gleichen Fluthstand, behält. Ernüchterte, vom Affekt ausruhende Menschen verstehen die Moralität jener Augenblicke nicht mehr, aber die Bewunderung Aller, die jene miterlebten, hält sie aufrecht; der Stolz ist ihr Trost, wenn der Affekt und das Verständniss ihrer That weicht. Also: im Grunde sind auch jene Handlungen der Selbstverleugnung nicht moralisch, insofern sie nicht streng in Hinsicht auf Andere gethan sind; vielmehr giebt der Andere dem hochgespannten Gemüthe nur eine Gelegenheit, sich zu erleichtern, durch jene Verleugnung.

139.

In mancher Hinsicht sucht sich auch der Asket das Leben leicht zu machen, und zwar gewöhnlich durch die vollkommene Unterordnung unter einen fremden Willen oder unter ein umfängliches Gesetz und Ritual; etwa in

der Art, wie der Brahmane durchaus Nichts seiner eigenen Bestimmung überlässt und sich in jeder Minute durch eine heilige Vorschrift bestimmt. Diese Unterordnung ist ein mächtiges Mittel, um über sich Herr zu werden; man ist beschäftigt, also ohne Langeweile, und hat doch keine Anregung des Eigenwillens und der Leidenschaft dabei; nach vollbrachter That fehlt das Gefühl der Verantwortung und damit die Qual der Reue. Man hat ein für alle Mal auf eigenen Willen verzichtet, und dies ist leichter, als nur gelegentlich einmal zu verzichten; sowie es auch leichter ist, einer Begierde ganz zu entsagen, als in ihr Maass zu halten. Wenn wir uns der jetzigen Stellung des Mannes zum Staate erinnern, so finden wir auch da, dass der unbedingte Gehorsam bequemer ist, als der bedingte. Der Heilige also erleichtert sich durch jenes völlige Aufgeben der Persönlichkeit sein Leben, und man täuscht sich, wenn man in jenem Phänomen das höchste Heldenstück der Moralität bewundert. Es ist in jedem Falle schwerer, seine Persönlichkeit ohne Schwanken und Unklarheit durchzusetzen, als sich von ihr in der erwähnten Weise zu lösen; überdies verlangt es viel mehr Geist und Nachdenken.

140.

Nachdem ich, in vielen der schwerer erklärbaren Handlungen, Aeusserungen jener Lust an der Emotion an sich gefunden habe, möchte ich auch in Betreff der Selbstverachtung, welche zu den Merkmalen der Heiligkeit gehört, und ebenso in den Handlungen der Selbstquälerei (durch Hunger und Geisselschläge, Verrenkungen der Glieder, Erheuchelung des Wahnsinns) ein Mittel erkennen, durch welches jene Naturen gegen die allgemeine Ermüdung ihres Lebenswillens (ihrer Nerven) ankämpfen:

sie bedienen sich der schmerzhaftesten Reizmittel und Grausamkeiten, um für Zeiten wenigstens aus jener Dumpfheit und Langenweile aufzutauchen, in welche ihre grosse geistige Indolenz und jene geschilderte Unterordnung unter einen fremden Willen sie so häufig verfallen lässt.

141.

Das gewöhnlichste Mittel, welches der Asket und Heilige anwendet, um sich das Leben doch noch erträglich und unterhaltend zu machen, besteht in gelegentlichem Kriegführen und in dem Wechsel von Sieg und Niederlage. Dazu braucht er einen Gegner und findet ihn in dem sogenannten „inneren Feide". Namentlich nützt er seinen Hang zur Eitelkeit, Ehr- und Herrschsucht, sodann seine sinnlichen Begierden aus, um sein Leben wie eine fortgesetzte Schlacht und sich wie ein Schlachtfeld ansehen zu dürfen, auf dem gute und böse Geister mit wechselndem Erfolge ringen. Bekanntlich wird die sinnliche Phantasie durch die Regelmässigkeit des geschlechtlichen Verkehrs gemässigt, ja fast unterdrückt, umgekehrt, durch Enthaltsamkeit oder Unordnung im Verkehre entfesselt und wüst. Die Phantasie vieler christlichen Heiligen war in ungewöhnlichem Maasse schmutzig; vermöge jener Theorie, dass diese Begierden wirkliche Dämonen seien, die in ihnen wütheten, fühlten sie sich nicht allzusehr verantwortlich dabei; diesem Gefühle verdanken wir die so belehrende Aufrichtigkeit ihrer Selbstzeugnisse. Es war in ihrem Interesse, dass dieser Kampf in irgend einem Grade immer unterhalten wurde, weil durch ihn, wie gesagt, ihr ödes Leben unterhaltend wurde. Damit der Kampf aber wichtig genug erscheine, um andauernde Theilnahme und Bewunderung bei den Nicht-Heiligen zu erregen, musste die Sinnlichkeit immer mehr verketzert

und gebrandmarkt werden, ja die Gefahr ewiger Verdammniss wurde so eng an diese Dinge geknüpft, dass höchstwahrscheinlich durch ganze Zeitalter hindurch die Christen mit bösem Gewissen Kinder zeugten; wodurch gewiss der Menschheit ein grosser Schade angethan worden ist. Und doch steht hier die Wahrheit ganz auf dem Kopfe: was für die Wahrheit besonders unschicklich ist. Zwar hatte das Christenthum gesagt: jeder Mensch sei in Sünden empfangen und geboren, und im unausstehlichen Superlativ-Christenthume des Calderon hatte sich dieser Gedanke noch einmal zusammengeknotet und verschlungen, so dass er die verdrehteste Paradoxie wagte, die es giebt, in dem bekannten Verse:

die grösste Schuld des Menschen
ist, dass er geboren ward.

In allen pessimistischen Religionen wird der Zeugungsakt als schlecht an sich empfunden, aber keineswegs ist diese Empfindung eine allgemein-menschliche; selbst nicht einmal das Urtheil aller Pessimisten ist sich hierin gleich. Empedokles zum Beispiel weiss gar Nichts vom Beschämenden, Teuflischen, Sündhaften in allen erotischen Dingen; er sieht vielmehr auf der grossen Wiese des Unheils eine einzige heil- und hoffnungsvolle Erscheinung: die Aphrodite; sie gilt ihm als Bürgschaft, dass der Streit nicht ewig herrschen, sondern einem milderen Dämon einmal das Scepter überreichen werde. Die christlichen Pessimisten der Praxis hatten, wie gesagt, ein Interesse daran, dass eine andere Meinung in der Herrschaft blieb; sie brauchten für die Einsamkeit und die geistige Wüstenei ihres Lebens einen immer lebendigen Feind: und einen allgemein anerkannten Feind, durch dessen Bekämpfung und Ueberwältigung sie dem Nicht-Heiligen sich immer von Neuem wieder als halb unbegreifliche, übernatürliche

Wesen darstellen. Wenn dieser Feind endlich, in Folge ihrer Lebensweise und ihrer zerstörten Gesundheit, die Flucht für immer ergriff, so verstanden sie es sofort, ihr Inneres mit neuen Dämonen bevölkert zu sehen. Das Auf- und Niederschwanken der Wagschalen Hochmuth und Demuth unterhielt ihre grübelnden Köpfe so gut, wie der Wechsel von Begierde und Seelenruhe. Damals diente die Psychologie dazu, alles Menschliche nicht nur zu verdächtigen, sondern zu lästern, zu geisseln, zu kreuzigen; man wollte sich möglichst schlecht und böse finden, man suchte die Angst um das Heil der Seele, die Verzweiflung an der eignen Kraft. Alles Natürliche, an welches der Mensch die Vorstellung des Schlechten, Sündhaften anhängt (wie er es zum Beispiel noch jetzt in Betreff des Erotischen gewöhnt ist), belästigt, verdüstert die Phantasie, giebt einen scheuen Blick, lässt den Menschen mit sich selber hadern und macht ihn unsicher und vertrauenslos; selbst seine Träume bekommen einen Beigeschmack des gequälten Gewissens. Und doch ist dieses Leiden am Natürlichen in der Realität der Dinge völlig unbegründet: es ist nur die Folge von Meinungen über die Dinge. Man erkennt leicht, wie die Menschen dadurch schlechter werden, dass sie das unvermeidlich-Natürliche als schlecht bezeichnen und später immer als so beschaffen empfinden. Es ist der Kunstgriff der Religion und jener Metaphysiker, welche den Menschen als böse und sündhaft von Natur wollen, ihm die Natur zu verdächtigen und so ihn selber schlecht zu machen: denn so lernt er sich als schlecht empfinden, da er das Kleid der Natur nicht ausziehen kann. Allmählich fühlt er sich, bei einem langen Leben im Natürlichen, von einer solchen Last von Sünden bedrückt, dass übernatürliche Mächte nöthig werden, um diese Last heben zu können; und

damit ist das schon besprochene Erlösungsbedürfniss auf den Schauplatz getreten, welches gar keiner wirklichen, sondern nur einer eingebildeten Sündhaftigkeit entspricht. Man gehe die einzelnen moralischen Aufstellungen der Urkunden des Christenthums durch und man wird überall finden, dass die Anforderungen überspannt sind, damit der Mensch ihnen nicht genügen könne; die Absicht ist nicht, dass er moralischer werde, sondern dass er sich möglichst sündhaft fühle. Wenn dem Menschen dies Gefühl nicht angenehm gewesen wäre, — wozu hätte er eine solche Vorstellung erzeugt und sich so lange an sie gehängt? Wie in der antiken Welt eine unermessliche Kraft von Geist und Erfindungsgabe verwendet worden ist, um die Freude am Leben durch festliche Kulte zu mehren: so ist in der Zeit des Christenthums ebenfalls unermesslich viel Geist einem andern Streben geopfert worden: der Mensch sollte auf alle Weise sich sündhaft fühlen und dadurch überhaupt erregt, belebt, beseelt werden. Erregen, beleben, beseelen, um jeden Preis, — ist das nicht das Losungswort einer erschlafften, überreifen, überkultivirten Zeit? Der Kreis aller natürlichen Empfindungen war hundertmal durchlaufen, die Seele war ihrer müde geworden: da erfanden der Heilige und der Asket eine neue Gattung von Lebensreizen. Sie stellten sich vor Aller Augen hin, nicht eigentlich zur Nachahmung für Viele, sondern als schauderhaftes und doch entzückendes Schauspiel, welches an jenen Grenzen zwischen Welt und Ueberwelt aufgeführt werde, wo Jedermann damals bald himmlische Lichtblicke, bald unheimliche, aus der Tiefe lodernde Flammenzungen zu erblicken glaubte. Das Auge des Heiligen, hingerichtet auf die in jedem Betracht furchtbare Bedeutung des kurzen Erdenlebens, auf die Nähe der letzten Entscheidung

über endlose neue Lebensstrecken, dies verkohlende Auge, in einem halb vernichteten Leibe, machte die Menschen der alten Welt bis in alle Tiefen erzittern; hinblicken, schaudernd wegblicken, von Neuem den Reiz des Schauspiels spüren, ihm nachgeben, sich an ihm ersättigen, bis die Seele in Gluth und Fieberfrost erbebt, — das war die letzte Lust, welche das Alterthum erfand, nachdem es selbst gegen den Anblick von Thier- und Menschenkämpfen stumpf geworden war.

142.

Um das Gesagte zusammenzufassen: jener Seelenzustand, dessen sich der Heilige oder Heiligwerdende erfreut, setzt sich aus Elementen zusammen, welche wir Alle recht wohl kennen, nur dass sie sich unter dem Einfluss anderer als religiöser Vorstellungen anders gefärbt zeigen und dann den Tadel der Menschen ebenso stark zu erfahren pflegen, wie sie, in jener Verbrämung mit Religion und letzter Bedeutsamkeit des Daseins, auf Bewunderung, ja Anbetung rechnen dürfen, — mindestens in früheren Zeiten rechnen durften. Bald übt der Heilige jenen Trotz gegen sich selbst, der ein naher Verwandter der Herrschsucht ist und auch dem Einsamsten noch das Gefühl der Macht giebt; bald springt seine angeschwellte Empfindung aus dem Verlangen, seine Leidenschaften dahinschiessen zu lassen, über in das Verlangen, sie wie wilde Rosse zusammenstürzen zu machen, unter dem mächtigen Druck einer stolzen Seele; bald will er ein völliges Aufhören aller störenden, quälenden, reizenden Empfindungen, einen wachen Schlaf, ein dauerndes Ausruhen im Schoosse einer dumpfen, thier- und pflanzenhaften Indolenz; bald sucht er den Kampf und entzündet ihn in sich, weil ihm die Lange-

weile ihr gähnendes Gesicht entgegenhält: er geisselt seine Selbstvergötterung mit Selbstverachtung und Grausamkeit, er freut sich an dem wilden Aufruhre seiner Begierden, an dem scharfen Schmerz der Sünde, ja an der Vorstellung des Verlorenseins, er versteht es, seinem Affekt, zum Beispiel dem der äussersten Herrschsucht, einen Fallstrick zu legen, so dass er in den der äussersten Erniedrigung übergeht und seine aufgehetzte Seele durch diesen Kontrast aus allen Fugen gerissen wird; und zuletzt wenn es ihn gar nach Visionen, Gesprächen mit Todten oder göttlichen Wesen gelüstet, so ist es im Grunde eine seltene Art von Wollust, welche er begehrt, aber vielleicht jene Wollust, in der alle anderen in einen Knoten zusammengeschlungen sind. Novalis, eine der Autoritäten in Fragen der Heiligkeit durch Erfahrung und Instinkt, spricht das ganze Geheimniss einmal mit naiver Freude aus: „Es ist wunderbar genug, dass nicht längst die Association von Wollust, Religion und Grausamkeit die Menschen aufmerksam auf ihre innige Verwandtschaft und gemeinschaftliche Tendenz gemacht hat.“

143.

Nicht Das, was der Heilige *ist*, sondern Das, was er in den Augen der Nicht-Heiligen *bedeutet*, giebt ihm seinen welthistorischen Werth. Dadurch, dass man sich über ihn irrte, dass man seine Seelenzustände falsch auslegte und ihn von sich so stark als möglich abtrennte, als etwas durchaus Unvergleichliches und fremdartig-Uebermenschliches: dadurch gewann er die ausserordentliche Kraft, mit welcher er die Phantasie ganzer Völker, ganzer Zeiten beherrschen konnte. Er selbst kannte sich nicht; er selbst verstand die Schriftzüge seiner Stimmungen, Neigungen, Handlungen nach einer Kunst der Inter-

pretation, welche ebenso überspannt und künstlich war, wie die pneumatische Interpretation der Bibel. Das Verschrobene und Kranke in seiner Natur, mit ihrer Zusammenkoppelung von geistiger Armuth, schlechtem Wissen, verdorbener Gesundheit, überreizten Nerven, blieb seinem Blick ebenso wie dem seiner Beschauer verborgen. Er war kein besonders guter Mensch, noch weniger ein besonders weiser Mensch: aber er bedeutete Etwas, das über menschliches Maass in Güte und Weisheit hinausreiche. Der Glaube an ihn unterstützte den Glauben an Göttliches und Wunderhaftes, an einen religiösen Sinn alles Daseins, an einen bevorstehenden letzten Tag des Gerichtes. In dem abendlichen Glanze einer Weltuntergangs-Sonne, welche über die christlichen Völker hinleuchtete, wuchs die Schattengestalt des Heiligen in's Ungeheure: ja bis zu einer solchen Höhe, dass selbst in unserer Zeit, die nicht mehr an Gott glaubt, es noch genug Denker giebt, welche an den Heiligen glauben.

144.

Es versteht sich von selbst, dass dieser Zeichnung des Heiligen, welche nach dem Durchschnitt der ganzen Gattung entworfen ist, manche Zeichnung entgegengestellt werden kann, welche eine angenehmere Empfindung hervorbringen möchte. Einzelne Ausnahmen jener Gattung heben sich heraus, sei es durch grosse Milde und Menschenfreundlichkeit, sei es durch den Zauber ungewöhnlicher Thatkraft; andere sind im höchsten Grade anziehend, weil bestimmte Wahnvorstellungen über ihr ganzes Wesen Lichtströme ausgiessen: wie es zum Beispiel mit dem berühmten Stifter des Christenthums der Fall ist, der sich für den eingeborenen Sohn Gottes hielt und deshalb sich sündlos fühlte; so dass er durch eine

Einbildung — die man nicht zu hart beurtheilen möge, weil das ganze Alterthum von Göttersöhnen wimmelt — das selbe Ziel erreichte, das Gefühl völliger Sündlosigkeit, völliger Unverantwortlichkeit, welches jetzt durch die Wissenschaft Jedermann sich erwerben kann. — Ebenfalls habe ich abgesehen von den indischen Heiligen, welche auf einer Zwischenstufe zwischen dem christlichen Heiligen und dem griechischen Philosophen stehen und insofern keinen reinen Typus darstellen: die Erkenntniss, die Wissenschaft — soweit es eine solche gab —, die Erhebung über die anderen Menschen durch die logische Zucht und Schulung des Denkens wurde bei den Buddhaisten als ein Kennzeichen der Heiligkeit ebenso gefordert, wie die selben Eigenschaften in der christlichen Welt, als Kennzeichen der Unheiligkeit, abgelehnt und verketzert werden.

Viertes Hauptstück.

Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller.

145.

Das Vollkommene soll nicht geworden sein. Wir sind gewöhnt, bei allem Vollkommenen die Frage nach dem Werden zu unterlassen: sondern uns des Gegenwärtigen zu freuen, wie als ob es auf einen Zauberschlag aus dem Boden aufgestiegen sei. Wahrscheinlich stehen wir hier noch unter der Nachwirkung einer uralten mythologischen Empfindung. Es ist uns *beinahe* noch so zu Muthe (zum Beispiel in einem griechischen Tempel wie der von Pästum), als ob eines Morgens ein Gott spielend aus solchen ungeheuren Lasten sein Wohnhaus gebaut habe: anderemale als ob eine Seele urplötzlich in einen Stein hineingezaubert sei und nun durch ihn reden wolle. Der Künstler weiss, dass sein Werk nur voll wirkt, wenn es den Glauben an eine Improvisation, an eine wundergleiche Plötzlichkeit der Entstehung erregt; und so hilft er wohl dieser Illusion nach und führt jene Elemente der begeisterten Unruhe, der blind greifenden Unordnung, des aufhorchenden Träumens beim Beginn der Schöpfung in die Kunst ein, als Trugmittel, um die Seele des Schauers oder Hörers so zu stimmen, dass sie an das plötzliche Hervorspringen des Vollkommenen glaubt. — Die Wissenschaft der Kunst hat dieser Illusion,

wie es sich von selbst versteht, auf das bestimmteste zu widersprechen und die Fehlschlüsse und Verwöhnungen des Intellekts aufzuzeigen, vermöge welcher er dem Künstler in das Netz läuft.

146.

Der Wahrheitssinn des Künstlers. — Der Künstler hat in Hinsicht auf das Erkennen der Wahrheiten eine schwächere Moralität, als der Denker; er will sich die glänzenden, tiefsinnigen Deutungen des Lebens durchaus nicht nehmen lassen und wehrt sich gegen nüchterne, schlichte Methoden und Resultate. Scheinbar kämpft er für die höhere Würde und Bedeutung des Menschen; in Wahrheit will er die für seine Kunst wirkungsvollsten Voraussetzungen nicht aufgeben, also das Phantastische, Mythische, Unsichere, Extreme, den Sinn für das Symbolische, die Ueberschätzung der Person, den Glauben an etwas Wunderartiges im Genius: er hält also die Fortdauer seiner Art des Schaffens für wichtiger, als die wissenschaftliche Hingebung an das Wahre in jeder Gestalt, erscheine diese auch noch so schlicht.

147.

Die Kunst als Todtenbeschwörerin. — Die Kunst versieht nebenbei die Aufgabe, zu conserviren, auch wohl erloschene, verblichene Vorstellungen ein Wenig wieder aufzufärben; sie flicht, wenn sie diese Aufgabe löst, ein Band um verschiedene Zeitalter und macht deren Geister wiederkehren. Zwar ist es nur ein Scheinleben wie über Gräbern, welches hierdurch entsteht, oder wie die Wiederkehr geliebter Todten im Traume; aber wenigstens auf Augenblicke wird die alte Empfindung noch einmal rege und das Herz klopft nach einem sonst

vergessenen Takte. Nun muss man wegen dieses allgemeinen Nutzens der Kunst dem Künstler selber es nachsehen, wenn er nicht in den vordersten Reihen der Aufklärung und der fortschreitenden Vermännlichung der Menschheit steht: er ist zeitlebens ein Kind oder ein Jüngling geblieben und auf dem Standpunkt zurückgehalten, auf welchem er von seinem Kunsttriebe überfallen wurde; Empfindungen der ersten Lebensstufen stehen aber zugestandenermaassen denen früherer Zeitläufte näher, als denen des gegenwärtigen Jahrhunderts. Unwillkürlich wird es zu seiner Aufgabe, die Menschheit zu verkindlichen; dies ist sein Ruhm und seine Begrenztheit.

148.

Dichter als Erleichterer des Lebens. — Die Dichter, insofern auch sie das Leben der Menschen erleichtern wollen, wenden den Blick entweder von der mühseligen Gegenwart ab oder verhelfen der Gegenwart durch ein Licht, das sie von der Vergangenheit herstrahlen machen, zu neuen Farben. Um dies zu können, müssen sie selbst in manchen Hinsichten rückwärts gewendete Wesen sein: so dass man sie als Brücken zu ganz fernen Zeiten und Vorstellungen, zu absterbenden oder abgestorbenen Religionen und Kulturen gebrauchen kann. Sie sind eigentlich immer und nothwendig Epigonen. Es ist freilich von ihren Mitteln zur Erleichterung des Lebens einiges Ungünstige zu sagen: sie beschwichtigen und heilen nur vorläufig, nur für den Augenblick; sie halten sogar die Menschen ab, an einer wirklichen Verbesserung ihrer Zustände zu arbeiten, indem sie gerade die Leidenschaft der Unbefriedigten, welche zur That drängen, aufheben und palliativisch entladen.

149.

Der langsame Pfeil der Schönheit. — Die edelste Art der Schönheit ist die, welche nicht auf einmal hinreisst, welche nicht stürmische und berauschende Angriffe macht (eine solche erweckt leicht Ekel), sondern jene langsam einsickernde, welche man fast unbemerkt mit sich fortträgt und die Einem im Traum einmal wiederbegegnet, endlich aber, nachdem sie lange mit Bescheidenheit an unserm Herzen gelegen, von uns ganz Besitz nimmt, unser Auge mit Thränen, unser Herz mit Sehnsucht füllt. — Wonach sehnen wir uns beim Anblick der Schönheit? Darnach, schön zu sein: wir wähnen, es müsse viel Glück damit verbunden sein. — Aber das ist ein Irrthum.

150.

Beseelung der Kunst. — Die Kunst erhebt ihr Haupt, wo die Religionen nachlassen. Sie übernimmt eine Menge durch die Religion erzeugter Gefühle und Stimmungen, legt sie an ihr Herz und wird jetzt selber tiefer, seelenvoller, so dass sie Erhebung und Begeisterung mitzutheilen vermag, was sie vordem noch nicht konnte. Der zum Strome angewachsene Reichthum des religiösen Gefühls bricht immer wieder aus und will sich neue Reiche erobern: aber die wachsende Aufklärung hat die Dogmen der Religion erschüttert und ein gründliches Misstrauen eingeflösst: so wirft sich das Gefühl, durch die Aufklärung aus der religiösen Sphäre hinausgedrängt, in die Kunst; in einzelnen Fällen auch auf das politische Leben, ja selbst direkt auf die Wissenschaft. Ueberall, wo man an menschlichen Bestrebungen eine höhere düstere Färbung wahrnimmt, darf man vermuthen, dass Geistergrauen, Weihrauchduft und Kirchenschatten daran hängen geblieben sind.

151.

Wodurch das Metrum verschönert. — Das Metrum legt Flor über die Realität; es veranlasst einige Künstlichkeit des Geredes und Unreinheit des Denkens; durch den Schatten, den es auf den Gedanken wirft, verdeckt es bald, bald hebt es hervor. Wie Schatten nöthig ist, um zu verschönern, so ist das „Dumpfe" nöthig, um zu verdeutlichen. — Die Kunst macht den Anblick des Lebens erträglich, dadurch dass sie den Flor des unreinen Denkens über dasselbe legt.

152.

Kunst der hässlichen Seele. — Man zieht der Kunst viel zu enge Schranken, wenn man verlangt, dass nur die geordnete, sittlich im Gleichgewicht schwebende Seele sich in ihr aussprechen dürfe. Wie in den bildenden Künsten, so auch giebt es in der Musik und Dichtung eine Kunst der hässlichen Seele, neben der Kunst der schönen Seele; und die mächtigsten Wirkungen der Kunst, das Seelenbrechen, Steinebewegen und Thierevermenschlichen ist vielleicht gerade jener Kunst am meisten gelungen.

153.

Die Kunst macht dem Denker das Herz schwer. — Wie stark das metaphysische Bedürfniss ist und wie sich noch zuletzt die Natur den Abschied von ihm schwer macht, kann man daraus entnehmen, dass noch im Freigeiste, wenn er sich alles Metaphysischen entschlagen hat, die höchsten Wirkungen der Kunst leicht ein Miterklingen der lange verstummten, ja zerrissenen metaphysischen Saite hervorbringen, sei es zum Beispiel, dass er bei einer Stelle der neunten Symphonie Beethoven's sich über der Erde in einem Sternendome schweben fühlt, mit

dem Traume der *Unsterblichkeit* im Herzen: alle Sterne scheinen um ihn zu flimmern und die Erde immer tiefer hinabzusinken. — Wird er sich dieses Zustandes bewusst, so fühlt er wohl einen tiefen Stich im Herzen und seufzt nach dem Menschen, welcher ihm die verlorene Geliebte, nenne man sie nun Religion oder Metaphysik, zurückführe. In solchen Augenblicken wird sein intellektualer Charakter auf die Probe gestellt.

154.

Mit dem Leben spielen. — Die Leichtigkeit und Leichtfertigkeit der homerischen Phantasie war nöthig, um das übermässig leidenschaftliche Gemüth und den überscharfen Verstand des Griechen zu beschwichtigen und zeitweilig aufzuheben. Spricht bei ihnen der Verstand: wie herbe und grausam erscheint dann das Leben! Sie täuschen sich nicht, aber sie umspielen absichtlich das Leben mit Lügen. Simonides rieth seinen Landsleuten, das Leben wie ein Spiel zu nehmen; der Ernst war ihnen als Schmerz allzubekannt (das Elend der Menschen ist ja das Thema, über welches die Götter so gern singen hören) und sie wussten, dass einzig durch die Kunst selbst das Elend zum Genusse werden könne. Zur Strafe für diese Einsicht waren sie aber von der Lust, zu fabuliren, so geplagt, dass es ihnen im Alltagsleben schwer wurde, sich von Lug und Trug frei zu halten, wie alles Poetenvolk eine solche Lust an der Lüge hat und obendrein noch die Unschuld dabei. Die benachbarten Völker fanden das wohl mitunter zum Verzweifeln.

155.

Glaube an Inspiration. — Die Künstler haben ein Interesse daran, dass man an die plötzlichen Ein-

gebungen, die sogenannten Inspirationen glaubt; als ob die Idee des Kunstwerks, der Dichtung, der Grundgedanke einer Philosophie, wie ein Gnadenschein vom Himmel herableuchte. In Wahrheit producirt die Phantasie des guten Künstlers oder Denkers fortwährend, Gutes, Mittelmässiges und Schlechtes, aber seine Urtheilskraft, höchst geschärft und geübt, verwirft, wählt aus, knüpft zusammen; wie man jetzt aus den Notizbüchern Beethoven's ersieht, dass er die herrlichsten Melodien allmählich zusammengetragen und aus vielfachen Ansätzen gewissermaassen ausgelesen hat. Wer weniger streng scheidet und sich der nachbildenden Erinnerung gern überlässt, der wird unter Umständen ein grosser Improvisator werden können; aber die künstlerische Improvisation steht tief im Verhältniss zum ernst und mühevoll erlesenen Kunstgedanken. Alle Grossen waren grosse Arbeiter, unermüdlich nicht nur im Erfinden, sondern auch im Verwerfen, Sichten, Umgestalten, Ordnen.

156.

Nochmals die Inspiration. — Wenn sich die Produktionskraft eine Zeit lang angestaut hat und am Ausfliessen durch ein Hemmniss gehindert worden ist, dann giebt es endlich einen so plötzlichen Erguss, als ob eine unmittelbare Inspiration, ohne vorhergegangenes inneres Arbeiten, also ein Wunder sich vollziehe. Dies macht die bekannte Täuschung aus, an deren Fortbestehen, wie gesagt, das Interesse aller Künstler ein Wenig zu sehr hängt. Das Kapital hat sich eben nur angehäuft, es ist nicht auf einmal vom Himmel gefallen. Es giebt übrigens auch anderwärts solche scheinbare Inspiration, zum Beispiel im Bereiche der Güte, der Tugend, des Lasters.

157.

Die Leiden des Genius' und ihr Werth. — Der künstlerische Genius will Freude machen, aber wenn er auf einer sehr hohen Stufe steht, so fehlen ihm leicht die Geniessenden; er bietet Speisen, aber man will sie nicht. Das giebt ihm ein unter Umständen lächerlich-rührendes Pathos; denn im Grunde hat er kein Recht, die Menschen zum Vergnügen zu zwingen. Seine Pfeife tönt, aber Niemand will tanzen: kann das tragisch sein? — Vielleicht doch. Zuletzt hat er als Compensation für diese Entbehrung mehr Vergnügen beim Schaffen, als die übrigen Menschen bei allen anderen Gattungen der Thätigkeit haben. Man empfindet seine Leiden übertrieben, weil der Ton seiner Klage lauter, sein Mund beredter ist; und mitunter sind seine Leiden wirklich sehr gross, aber nur deshalb, weil sein Ehrgeiz, sein Neid so gross ist. Der wissende Genius, wie Kepler und Spinoza, ist für gewöhnlich nicht so begehrlich und macht von seinen wirklich grösseren Leiden und Entbehrungen kein solches Aufheben. Er darf mit grösserer Sicherheit auf die Nachwelt rechnen und sich der Gegenwart entschlagen; während ein Künstler, der dies thut, immer ein verzweifeltes Spiel spielt, bei dem ihm wehe um's Herz werden muss. In ganz seltenen Fällen, — dann, wenn im selben Individuum der Genius des Könnens und des Erkennens und der moralische Genius sich verschmelzen — kommt zu den erwähnten Schmerzen noch die Gattung von Schmerzen hinzu, welche als die absonderlichsten Ausnahmen in der Welt zu nehmen sind: die ausser- und überpersönlichen, einem Volke, der Menschheit, der gesammten Kultur, allem leidenden Dasein zugewandten Empfindungen: welche ihren Werth durch die Verbindung mit besonders schwierigen und entlegenen

Erkenntnissen erlangen (Mitleid an sich ist Wenig werth). — Aber welchen Maassstab, welche Goldwage giebt es für deren Echtheit? Ist es nicht fast geboten, misstrauisch gegen Alle zu sein, welche von Empfindungen dieser Art bei sich reden?

158.

Verhängniss der Grösse. — Jeder grossen Erscheinung folgt die Entartung nach, namentlich im Bereiche der Kunst. Das Vorbild des Grossen reizt die eitleren Naturen zum äusserlichen Nachmachen oder zum Ueberbieten; dazu haben alle grossen Begabungen das Verhängnissvolle an sich, viele schwächere Kräfte und Keime zu erdrücken und um sich herum gleichsam die Natur zu veröden. Der glücklichste Fall in der Entwickelung einer Kunst ist der, dass mehrere Genie's sich gegenseitig in Schranken halten; bei diesem Kampfe wird gewöhnlich den schwächeren und zarteren Naturen auch Luft und Licht gegönnt.

159.

Die Kunst dem Künstler gefährlich. — Wenn die Kunst ein Individuum gewaltig ergreift, dann zieht es dasselbe zu Anschauungen solcher Zeiten zurück, wo die Kunst am kräftigsten blühte: sie wirkt dann zurückbildend. Der Künstler kommt immer mehr in eine Verehrung der plötzlichen Erregungen, glaubt an Götter und Dämonen, durchseelt die Natur, hasst die Wissenschaft, wird wechselnd in seinen Stimmungen, wie die Menschen des Alterthums, und begehrt einen Umsturz aller Verhältnisse, welche der Kunst nicht günstig sind, und zwar dies mit der Heftigkeit und Unbilligkeit eines Kindes. An sich ist nun der Künstler schon ein zurück-

bleibendes Wesen, weil er beim Spiel stehen bleibt, welches zur Jugend und Kindheit gehört: dazu kommt noch, dass er allmählich in andere Zeiten zurückgebildet wird. So entsteht zuletzt ein heftiger Antagonismus zwischen ihm und den gleichalterigen Menschen seiner Periode und ein trübes Ende; so wie, nach den Erzählungen der Alten, Homer und Aeschylus in Melancholie zuletzt lebten und starben.

160.

Geschaffene Menschen. — Wenn man sagt, der Dramatiker (und der Künstler überhaupt) schaffe wirklich Charaktere, so ist dies eine schöne Täuschung und Uebertreibung, in deren Dasein und Verbreitung die Kunst einen ihrer ungewollten, gleichsam überschüssigen Triumphe feiert. In der That verstehen wir von einem wirklichen lebendigen Menschen nicht viel und generalisiren sehr oberflächlich, wenn wir ihm diesen und jenen Charakter zuschreiben: dieser unserer sehr unvollkommenen Stellung zum Menschen entspricht nun der Dichter, indem er ebenso oberflächliche Entwürfe zu Menschen macht (in diesem Sinne „schafft"), als unsere Erkenntniss der Menschen oberflächlich ist. Es ist viel Blendwerk bei diesen geschaffenen Charakteren der Künstler; es sind durchaus keine leibhaftigen Naturprodukte, sondern ähnlich wie die gemalten Menschen ein Wenig allzu dünn, sie vertragen den Anblick aus der Nähe nicht. Gar wenn man sagt, der Charakter des gewöhnlichen lebendigen Menschen widerspreche sich häufig, der vom Dramatiker geschaffene sei das Urbild, welches der Natur vorgeschwebt habe, so ist dies ganz falsch. Ein wirklicher Mensch ist etwas ganz und gar Nothwendiges (selbst in jenen sogenannten Widersprüchen), aber wir erkennen

diese Nothwendigkeit nicht immer. Der erdichtete Mensch, das Phantasma, will etwas Nothwendiges bedeuten, doch nur vor Solchen, welche auch einen wirklichen Menschen nur in einer rohen, unnatürlichen Simplifikation verstehen: so dass ein paar starke, oft wiederholte Züge, mit sehr viel Licht darauf und sehr viel Schatten und Halbdunkel herum, ihren Ansprüchen vollständig genügen. Sie sind also leicht bereit, das Phantasma als wirklichen, nothwendigen Menschen zu behandeln, weil sie gewöhnt sind, beim wirklichen Menschen ein Phantasma, einen Schattenriss, eine willkürliche Abbreviatur für das Ganze zu nehmen. — Dass gar der Maler und der Bildhauer die „Idee" des Menschen ausdrücke, ist eitel Phantasterei und Sinnentrug: man wird vom Auge tyrannisirt, wenn man so Etwas sagt, da dieses vom menschlichen Leibe selbst nur die Oberfläche, die Haut sieht; der innere Leib gehört aber eben so sehr zur Idee. Die bildende Kunst will Charaktere auf der Haut sichtbar werden lassen; die redende Kunst nimmt das Wort zu dem selben Zwecke: sie bildet den Charakter im Laute ab. Die Kunst geht von der natürlichen Unwissenheit des Menschen über sein Inneres (in Leib und Charakter) aus: sie ist nicht für Physiker und Philosophen da.

161.

Selbstüberschätzung im Glauben an Künstler und Philosophen. — Wir Alle meinen, es sei die Güte eines Kunstwerks, eines Künstlers bewiesen, wenn er uns ergreift, erschüttert. Aber da müsste doch erst unsere eigene Güte in Urtheil und Empfindung bewiesen sein: was nicht der Fall ist. Wer hat mehr im Reiche der bildenden Kunst ergriffen und entzückt, als Bernini, wer mächtiger gewirkt, als jener nachdemosthe-

nische Rhetor[1]), welcher den asianischen Stil einführte und durch zwei Jahrhunderte zur Herrschaft brachte? Diese Herrschaft über ganze Jahrhunderte beweist Nichts für die Güte und dauernde Gültigkeit eines Stils; deshalb soll man nicht zu sicher in seinem guten Glauben an irgend einen Künstler sein: ein solcher ist ja nicht nur der Glaube an die Wahrhaftigkeit unserer Empfindung, sondern auch an die Unfehlbarkeit unseres Urtheils, während Urtheil oder Empfindung oder beides selber zu grob oder zu fein geartet, überspannt oder roh sein können. Auch die Segnungen und Beseligungen einer Philosophie, einer Religion beweisen für ihre Wahrheit Nichts: ebensowenig als das Glück, welches der Irrsinnige von seiner fixen Idee her geniesst, Etwas für die Vernünftigkeit dieser Idee beweist.

162.

Kultus des Genius' aus Eitelkeit. — Weil wir gut von uns denken, aber doch durchaus nicht von uns erwarten, dass wir je den Entwurf eines Rafaelischen Gemäldes oder eine solche Scene wie die eines Shakespeare'schen Drama's machen könnten, reden wir uns ein, das Vermögen dazu sei ganz übermässig wunderbar, ein ganz seltener Zufall, oder, wenn wir noch religiös empfinden, eine Begnadigung von Oben. So fördert unsere Eitelkeit, unsere Selbstliebe, den Kultus des Genius': denn nur, wenn dieser ganz fern von uns gedacht ist, als ein miraculum, verletzt er nicht (selbst Goethe, der Neidlose, nannte Shakespeare seinen Stern der fernsten Höhe; wobei man sich jenes Verses erinnern mag: „die Sterne, die begehrt man nicht"). Aber von jenen Einflüsterungen unserer Eitelkeit abgesehen, so erscheint die

[1]) Hegesias.

Thätigkeit des Genie's durchaus nicht als etwas Grundverschiedenes von der Thätigkeit des mechanischen Erfinders, des astronomischen oder historischen Gelehrten, des Meisters der Taktik. Alle diese Thätigkeiten erklären sich, wenn man sich Menschen vergegenwärtigt, deren Denken in Einer Richtung thätig ist, die Alles als Stoff benützen, die immer ihrem innern Leben und dem Anderer mit Eifer zusehen, die überall Vorbilder, Anreizungen erblicken, die in der Combination ihrer Mittel nicht müde werden. Das Genie thut auch Nichts, als dass es erst Steine setzen, dann bauen lernt, dass es immer nach Stoff sucht und immer an ihm herumformt. Jede Thätigkeit des Menschen ist zum Verwundern complicirt, nicht nur die des Genie's: aber keine ist ein „Wunder". — Woher nun der Glaube, dass es allein beim Künstler, Redner und Philosophen Genie gebe? dass nur sie „Intuition" haben? (womit man ihnen eine Art von Wunder-Augenglas zuschreibt, mit dem sie direkt in's „Wesen" sehen!) Die Menschen sprechen ersichtlich dort allein von Genius, wo ihnen die Wirkungen des grossen Intellektes am angenehmsten sind und sie wiederum nicht Neid empfinden wollen. Jemanden „göttlich" nennen heisst „hier brauchen wir nicht zu wetteifern." Sodann: alles Fertige, Vollkommene wird angestaunt, alles Werdende unterschätzt. Nun kann Niemand beim Werke des Künstlers zusehen, wie es geworden ist; das ist sein Vortheil: denn überall, wo man das Werden sehen kann, wird man etwas abgekühlt. Die vollendete Kunst der Darstellung weist alles Denken an das Werden ab; es tyrannisirt als gegenwärtige Vollkommenheit. Deshalb gelten die Künstler der Darstellung vornehmlich als genial, nicht aber die wissenschaftlichen Menschen. In Wahrheit ist jene Schätzung und diese Unterschätzung nur eine Kinderei der Vernunft.

163.

Der Ernst des Handwerks. — Redet nur nicht von Begabung, angeborenen Talenten! Es sind grosse Männer aller Art zu nennen, welche wenig begabt waren. Aber sie bekamen Grösse, wurden „Genie's“ (wie man sagt), durch Eigenschaften, von deren Mangel Niemand gern redet, der sich ihrer bewusst ist: sie hatten Alle jenen tüchtigen Handwerker-Ernst, welcher erst lernt, die Theile vollkommen zu bilden, bis er es wagt, ein grosses Ganzes zu machen; sie gaben sich Zeit dazu, weil sie mehr Lust am Gutmachen des Kleinen, Nebensächlichen hatten, als an dem Effekte eines blendenden Ganzen. Das Recept zum Beispiel, wie Einer ein guter Novellist werden kann, ist leicht zu geben: aber die Ausführung setzt Eigenschaften voraus, über die man hinwegzusehen pflegt, wenn man sagt „ich habe nicht genug Talent“. Man mache nur hundert und mehr Entwürfe zu Novellen, keinen länger als zwei Seiten, doch von solcher Deutlichkeit, dass jedes Wort darin nothwendig ist; man schreibe täglich Anekdoten nieder, bis man es lernt, ihre prägnanteste, wirkungsvollste Form zu finden, man sei unermüdlich im Sammeln und Ausmalen menschlicher Typen und Charaktere, man erzähle vor Allem so oft es möglich ist und höre erzählen, mit scharfem Auge und Ohr für die Wirkung auf die anderen Anwesenden, man reise wie ein Landschaftsmaler und Costümzeichner, man excerpire sich aus einzelnen Wissenschaften alles Das, was künstlerische Wirkungen macht, wenn es gut dargestellt wird, man denke endlich über die Motive der menschlichen Handlungen nach, verschmähe keinen Fingerzeig der Belehrung hierüber und sei ein Sammler von dergleichen Dingen bei Tag und Nacht. In dieser mannich-

fachen Uebung lasse man einige zehn Jahre vorübergehen: was dann aber in der Werkstätte geschaffen wird, darf auch hinaus an das Licht der Strasse. — Wie machen es aber die Meisten? Sie fangen nicht mit dem Theile, sondern mit dem Ganzen an. Sie thun vielleicht einmal einen guten Griff, erregen Aufmerksamkeit und thun von da an immer schlechtere Griffe, aus guten, natürlichen Gründen. — Mitunter, wenn Vernunft und Charakter fehlen, um einen solchen künstlerischen Lebensplan zu gestalten, übernimmt das Schicksal und die Noth die Stelle derselben und führt den zukünftigen Meister schrittweise durch alle Bedingungen seines Handwerks.

164.

Gefahr und Gewinn im Kultus des Genius'. — Der Glaube an grosse, überlegene, fruchtbare Geister ist nicht nothwendig, aber sehr häufig noch mit jenem ganz- oder halbreligiösen Aberglauben verbunden, dass jene Geister übermenschlichen Ursprungs seien und gewisse wunderbare Vermögen besässen, vermittelst deren sie ihrer Erkenntnisse auf ganz anderem Wege theilhaftig würden, als die übrigen Menschen. Man schreibt ihnen wohl einen unmittelbaren Blick in das Wesen der Welt, gleichsam durch ein Loch im Mantel der Erscheinung, zu und glaubt, dass sie ohne die Mühsal und Strenge der Wissenschaft, vermöge dieses wunderbaren Seherblickes, etwas Endgültiges und Entscheidendes über Mensch und Welt mittheilen könnten. So lange das Wunder im Bereiche der Erkenntniss noch Gläubige findet, kann man vielleicht zugeben, dass dabei für die Gläubigen selber ein Nutzen herauskomme, insofern diese, durch ihre unbedingte Unterordnung unter die grossen Geister, ihrem eigenen Geiste für die Zeit der Entwickelung die beste

Disciplin und Schule verschaffen. Dagegen ist mindestens fraglich, ob der Aberglaube vom Genie, von seinen Vorrechten und Sondervermögen, für das Genie selber von Nutzen sei, wenn er in ihm sich einwurzelt. Es ist jedenfalls ein gefährliches Anzeichen, wenn den Menschen jener Schauder vor sich selbst überfällt, sei es nun jener berühmte Cäsaren-Schauder oder der hier in Betracht kommende Genie-Schauder; wenn der Opferduft, welchen man billigerweise allein einem Gotte bringt, dem Genie in's Gehirn dringt, so dass er zu schwanken und sich für etwas Uebermenschliches zu halten beginnt. Die langsamen Folgen sind: das Gefühl der Unverantwortlichkeit, der exceptionellen Rechte, der Glaube, schon durch seinen Umgang zu begnadigen, wahnsinnige Wuth bei dem Versuche, ihn mit Anderen zu vergleichen oder gar ihn niedriger zu taxiren und das Verfehlte seines Werkes in's Licht zu setzen. Dadurch, dass er aufhört, Kritik gegen sich selbst zu üben, fällt zuletzt aus seinem Gefieder eine der Schwungfedern nach der anderen aus: jener Aberglaube gräbt die Wurzeln seiner Kraft an und macht ihn vielleicht gar zum Heuchler, nachdem seine Kraft von ihm gewichen ist. Für grosse Geister selbst ist es also wahrscheinlich nützlicher, wenn sie über ihre Kraft und deren Herkunft zur Einsicht kommen, wenn sie also begreifen, welche rein menschlichen Eigenschaften in ihnen zusammengeflossen sind, welche Glücksumstände hinzutraten: einmal anhaltende Energie, entschlossene Hinwendung zu einzelnen Zielen, grosser persönlicher Muth, sodann das Glück einer Erziehung, welche die besten Lehrer, Vorbilder, Methoden frühzeitig darbot. Freilich, wenn ihr Ziel ist, die grösstmögliche W i r k u n g zu machen, so hat die Unklarheit über sich selbst und jene Beigabe eines halben Wahnsinns immer Viel gethan;

denn bewundert und beneidet hat man zu allen Zeiten gerade jene Kraft an ihnen, vermöge deren sie die Menschen willenlos machen und zum Wahne fortreissen, dass übernatürliche Führer vor ihnen her giengen. Ja, es erhebt und begeistert die Menschen, Jemanden im Besitz übernatürlicher Kräfte zu glauben: insofern hat der Wahnsinn, wie Plato sagt, die grössten Segnungen über die Menschen gebracht. — In einzelnen seltenen Fällen mag dieses Stück Wahnsinn wohl auch das Mittel gewesen sein, durch welches eine solche nach allen Seiten hin excessive Natur fest zusammengehalten wurde: auch im Leben der Individuen haben die Wahnvorstellungen häufig den Werth von Heilmitteln, welche an sich Gifte sind; doch zeigt sich endlich, bei jedem „Genie", das an seine Göttlichkeit glaubt, das Gift in dem Grade, als das „Genie" alt wird: man möge sich zum Beispiel Napoleon's erinnern, dessen Wesen sicherlich gerade durch seinen Glauben an sich und seinen Stern und durch die aus ihm fliessende Verachtung der Menschen zu der mächtigen Einheit zusammenwuchs, welche ihn aus allen modernen Menschen heraushebt, bis endlich aber dieser selbe Glaube in einen fast wahnsinnigen Fatalismus übergieng, ihn seines Schnell- und Scharfblickes beraubte und die Ursache seines Unterganges wurde.

165.

Das Genie und das Nichtige. — Gerade die originellen, aus sich schöpfenden Köpfe unter den Künstlern können unter Umständen das ganz Leere und Schale hervorbringen, während die abhängigeren Naturen, die sogenannten Talente, voller Erinnerungen an alles mögliche Gute stecken und auch im Zustand der Schwäche etwas Leidliches produciren. Sind die Originellen aber

von sich selber verlassen, so giebt die Erinnerung ihnen keine Hülfe: sie werden leer.

166.

Das Publikum. — Von der Tragödie begehrt das Volk eigentlich nicht Mehr, als recht gerührt zu werden, um sich einmal ausweinen zu können; der Artist dagegen, der die neue Tragödie sieht, hat seine Freude an den geistreichen technischen Erfindungen und Kunstgriffen, an der Handhabung und Vertheilung des Stoffes, an der neuen Wendung alter Motive, alter Gedanken. Seine Stellung ist die ästhetische Stellung zum Kunstwerk, die des Schaffenden; die erstbeschriebene, mit alleiniger Rücksicht auf den Stoff, die des Volkes. Von dem Menschen dazwischen ist nicht zu reden, er ist weder Volk noch Artist und weiss nicht, was er will: so ist auch seine Freude unklar und gering.

167.

Artistische Erziehung des Publikums. — Wenn das selbe Motiv nicht hundertfältig durch verschiedene Meister behandelt wird, lernt das Publikum nicht über das Interesse des Stoffes hinauskommen; aber zuletzt wird es selbst die Nuancen, die zarten, neuen Erfindungen in der Behandlung dieses Motives fassen und geniessen, wenn es also das Motiv längst aus zahlreichen Bearbeitungen kennt und dabei keinen Reiz der Neuheit, der Spannung mehr empfindet.

168.

Künstler und sein Gefolge müssen Schritt halten. — Der Fortgang von einer Stufe des Stils zur andern muss so langsam sein, dass nicht nur die Künstler, sondern auch die Zuhörer und Zuschauer diesen

Fortgang mitmachen und genau wissen, was vorgeht. Sonst entsteht auf einmal jene grosse Kluft zwischen dem Künstler, der auf abgelegener Höhe seine Werke schafft, und dem Publikum, welches nicht mehr zu jener Höhe hinaufkann und endlich missmuthig wieder tiefer hinabsteigt. Denn wenn der Künstler sein Publikum nicht mehr hebt, so sinkt es schnell abwärts, und zwar stürzt es um so tiefer und gefährlicher, je höher es ein Genius getragen hat, dem Adler vergleichbar, aus dessen Fängen die in die Wolken hinaufgetragene Schildkröte zu ihrem Unheil hinabfällt.[1])

169.

Herkunft des Komischen. — Wenn man erwägt, dass der Mensch manche hunderttausend Jahre lang ein im höchsten Grade der Furcht zugängliches Thier war und dass alles Plötzliche, Unerwartete ihn kampfbereit, vielleicht todesbereit sein hiess, ja dass selbst später, in socialen Verhältnissen, alle Sicherheit auf dem Erwarteten, auf dem Herkommen in Meinung und Thätigkeit beruhte, so darf man sich nicht wundern, dass bei allem Plötzlichen, Unerwarteten in Wort und That, wenn es ohne Gefahr und Schaden hereinbricht, der Mensch ausgelassen wird, in's Gegentheil der Furcht übergeht: das vor Angst zitternde, zusammengekrümmte Wesen schnellt empor, entfaltet sich weit, — der Mensch lacht. Diesen Uebergang aus momentaner Angst in kurz dauernden Uebermuth nennt man das Komische. Dagegen geht im Phänomen des Tragischen der Mensch schnell aus grossem, dauerndem Uebermuth in grosse Angst über; da aber unter Sterblichen der grosse dauernde Uebermuth viel seltener, als der Anlass zur Angst ist, so giebt es

[1]) Anspielung auf das Wappen des Aeschylus.

viel Mehr des Komischen, als des Tragischen in der Welt; man lacht viel öfter, als dass man erschüttert ist.

170.

Künstler-Ehrgeiz. — Die griechischen Künstler, zum Beispiel die Tragiker, dichteten, um zu siegen; ihre ganze Kunst ist nicht ohne Wettkampf zu denken: die hesiodische gute Eris, der Ehrgeiz, gab ihrem Genius die Flügel. Nun verlangte dieser Ehrgeiz vor Allem, dass ihr Werk die höchste Vortrefflichkeit vor *ihren eigenen Augen* erhalte, so wie *sie* also die Vortrefflichkeit verstanden, ohne Rücksicht auf einen herrschenden Geschmack und die allgemeine Meinung über das Vortreffliche an einem Kunstwerk; und so blieben Aeschylus und Euripides lange Zeit ohne Erfolg, bis sie sich endlich Kunstrichter *erzogen* hatten, welche ihr Werk nach den Maassstäben würdigten, welche sie selber anlegten. Somit erstreben sie den Sieg über Nebenbuhler nach ihrer eigenen Schätzung, vor ihrem eigenen Richterstuhl, sie wollen wirklich vortrefflicher *sein*; dann fordern sie von Aussen her Zustimmung zu dieser eigenen Schätzung, Bestätigung ihres Urtheils. Ehre erstreben heisst hier „sich überlegen machen und wünschen, dass es auch öffentlich so erscheine". Fehlt das Erstere und wird das Zweite trotzdem begehrt, so spricht man von *Eitelkeit*. Fehlt das Letztere und wird es nicht vermisst, so redet man von *Stolz*.

171.

Das Nothwendige am Kunstwerk. — Die, welche so viel von dem Nothwendigen an einem Kunstwerk reden, übertreiben, wenn sie Künstler sind, in majorem artis gloriam, oder, wenn sie Laien sind, aus Unkenntniss. Die Formen eines Kunstwerkes, welche

seine Gedanken zum Reden bringen, also seine Art zu sprechen sind, haben immer etwas Lässliches, wie alle Art Sprache. Der Bildhauer kann viele kleine Züge hinzuthun oder weglassen: ebenso der Darsteller, sei es ein Schauspieler oder, in Betreff der Musik, ein Virtuos oder Dirigent. Diese vielen kleinen Züge und Ausfeilungen machen ihm heute Vergnügen, morgen nicht, sie sind mehr des Künstlers als der Kunst wegen da: denn auch er bedarf, bei der Strenge und Selbstbezwingung, welche die Darstellung des Hauptgedankens von ihm fordert, gelegentlich des Zuckerbrodes und der Spielsachen, um nicht mürrisch zu werden.

172.

Den Meister vergessen machen. — Der Klavierspieler, der das Werk eines Meisters zum Vortrag bringt, wird am besten gespielt haben, wenn er den Meister vergessen liess und wenn es so erschien, als ob er eine Geschichte seines Lebens erzähle oder jetzt eben Etwas erlebe. Freilich: wenn er nichts Bedeutendes ist, wird Jedermann seine Geschwätzigkeit verwünschen, mit der er uns aus seinem Leben erzählt. Also muss er verstehen, die Phantasie des Zuhörers für sich einzunehmen. Daraus wiederum erklären sich alle Schwächen und Narrheiten des „Virtuosenthums“.

173.

Corriger la fortune. — Es giebt schlimme Zufälligkeiten im Leben grosser Künstler, welche zum Beispiel den Maler zwingen, sein bedeutendstes Bild nur als flüchtigen Gedanken zu skizziren oder zum Beispiel Beethoven zwangen, uns in manchen grossen Sonaten (wie in der grossen B-dur) nur den ungenügenden Klavierauszug einer Symphonie zu hinterlassen. Hier soll der

späterkommende Künstler das Leben der Grossen nachträglich zu corrigiren suchen: was zum Beispiel Der thun würde, welcher, als ein Meister aller Orchesterwirkungen, uns jene, dem Klavier-Scheintode verfallene Symphonie zum Leben erweckte.

174.

Verkleinern. — Manche Dinge, Ereignisse oder Personen, vertragen es nicht, im kleinen Maassstabe behandelt zu werden. Man kann die Laokoon-Gruppe nicht zu einer Nippesfigur verkleinern; sie hat Grösse nothwendig. Aber viel seltener ist es, dass etwas von Natur Kleines die Vergrösserung verträgt; weshalb es Biographen immer noch eher gelingen wird, einen grossen Mann klein darzustellen, als einen kleinen gross.

175.

Sinnlichkeit in der Kunst der Gegenwart. — Die Künstler verrechnen sich jetzt häufig, wenn sie auf eine sinnliche Wirkung ihrer Kunstwerke hinarbeiten; denn ihre Zuschauer oder Zuhörer haben nicht mehr ihre vollen Sinne und gerathen, ganz wider die Absicht des Künstlers, durch sein Kunstwerk in eine „Heiligkeit“ der Empfindung, welche der Langweiligkeit nahe verwandt ist. — Ihre Sinnlichkeit fängt vielleicht dort an, wo die des Künstlers gerade aufhört, sie begegnen sich also höchstens an Einem Punkte.

176.

Shakespeare als Moralist. — Shakespeare hat über die Leidenschaften viel nachgedacht und wohl von seinem Temperamente her zu vielen einen sehr nahen Zugang gehabt (Dramatiker sind im Allgemeinen ziemlich böse Menschen). Aber er vermochte nicht, wie Montaigne,

darüber zu reden, sondern legte die Beobachtungen über die Passionen den passionirten Figuren in den Mund: was zwar wider die Natur ist, aber seine Dramen so gedankenvoll macht, dass sie alle anderen leer erscheinen lassen und leicht einen allgemeinen Widerwillen gegen sie erwecken. — Die Sentenzen Schiller's (welchen fast immer falsche oder unbedeutende Einfälle zu Grunde liegen) sind eben Theater-Sentenzen und wirken als solche sehr stark: während die Sentenzen Shakespeare's seinem Vorbilde Montaigne Ehre machen und ganz ernsthafte Gedanken in geschliffener Form enthalten, deshalb aber für die Augen des Theaterpublikums zu fern und zu fein, also unwirksam sind.

177.

Sich gut zu Gehör bringen. — Man muss nicht nur verstehen, gut zu spielen, sondern auch sich gut zu Gehör zu bringen. Die Geige in der Hand des grössten Meisters giebt nur ein Gezirp von sich, wenn der Raum zu gross ist; man kann da den Meister mit jedem Stümper verwechseln.

178.

Das Unvollständige als das Wirksame. — Wie Relief-Figuren dadurch so stark auf die Phantasie wirken, dass sie gleichsam auf dem Wege sind, aus der Wand herauszutreten und plötzlich, irgend wodurch gehemmt, Halt machen: so ist mitunter die reliefartig unvollständige Darstellung eines Gedankens, einer ganzen Philosophie wirksamer, als die erschöpfende Ausführung: — man überlässt der Arbeit des Beschauers Mehr, er wird aufgeregt, Das, was in so starkem Licht und Dunkel vor ihm sich abhebt, fortzubilden, zu Ende zu denken und jenes Hemmniss selber zu überwinden, welches ihrem völligen Heraustreten bis dahin hinderlich war.

179.

Gegen die Originalen. — Wenn die Kunst sich in den abgetragensten Stoff kleidet, erkennt man sie am besten als Kunst.

180.

Collectivgeist. — Ein guter Schriftsteller hat nicht nur seinen eigenen Geist, sondern auch noch den Geist seiner Freunde.

181.

Zweierlei Verkennung. — Das Unglück scharfsinniger und klarer Schriftsteller ist, dass man sie für flach nimmt und deshalb ihnen keine Mühe zuwendet: und das Glück der unklaren, dass der Leser sich an ihnen abmüht und die Freude über seinen Eifer ihnen zu Gute schreibt.

182.

Verhältniss zur Wissenschaft. — Alle Die haben kein wirkliches Interesse an einer Wissenschaft, welche erst dann anfangen, für sie warm zu werden, wenn sie selbst Entdeckungen in ihr gemacht haben.

183.

Der Schlüssel. — Der eine Gedanke, auf den ein bedeutender Mensch, zum Gelächter und Spott der Unbedeutenden, grossen Werth legt, ist für ihn ein Schlüssel zu verborgenen Schatzkammern, für Jene nicht Mehr, als ein Stück alten Eisens.

184.

Unübersetzbar. — Es ist weder das Beste, noch das Schlechteste an einem Buche, was an ihm unübersetzbar ist.

185.

Paradoxien des Autors. — Die sogenannten Paradoxien des Autors, an welchen ein Leser Anstoss nimmt, stehen häufig gar nicht im Buche des Autors, sondern im Kopfe des Lesers.

186.

Witz. — Die witzigsten Autoren erzeugen das kaum bemerkbarste Lächeln.

187.

Die Antithese. — Die Antithese ist die enge Pforte, durch welche sich am liebsten der Irrthum zur Wahrheit schleicht.

188.

Denker als Stilisten. — Die meisten Denker schreiben schlecht, weil sie uns nicht nur ihre Gedanken, sondern auch das Denken der Gedanken mittheilen.

189.

Gedanken im Gedicht. — Der Dichter führt seine Gedanken festlich daher, auf dem Wagen des Rhythmus: gewöhnlich deshalb, weil diese zu Fuss nicht gehen können.

190.

Sünde wider den Geist des Lesers. — Wenn der Autor sein Talent verleugnet, bloss um sich dem Leser gleichzustellen, so begeht er die einzige Todsünde, welche ihm Jener nie verzeiht: im Fall er nämlich Etwas davon merkt. Man darf dem Menschen sonst alles Böse nachsagen: aber in der Art, wie man es sagt, muss man seine Eitelkeit wieder aufzurichten wissen.

191.

Grenze der Ehrlichkeit. — Auch dem ehrlichsten Schriftsteller entfällt ein Wort zu viel, wenn er eine Periode abrunden will.

192.

Der beste Autor. — Der beste Autor wird Der sein, welcher sich schämt, Schriftsteller zu werden.

193.

Drakonisches Gesetz gegen Schriftsteller. — Man sollte einen Schriftsteller als einen Missethäter ansehen, der nur in den seltensten Fällen Freisprechung oder Begnadigung verdient: das wäre ein Mittel gegen das Ueberhandnehmen der Bücher.

194.

Die Narren der modernen Kultur. — Die Narren der mittelalterlichen Höfe entsprechen unseren Feuilletonisten; es ist die selbe Gattung Menschen, halbvernünftig, witzig, übertrieben, albern, mitunter nur dazu da, das Pathos der Stimmung durch Einfälle, durch Geschwätz zu mildern und den allzu schweren, feierlichen Glockenklang grosser Ereignisse durch Geschrei zu übertäuben; ehemals im Dienste der Fürsten und Adeligen, jetzt im Dienste von Parteien (wie in Partei-Sinn und Partei-Zucht ein guter Theil der alten Unterthänigkeit im Verkehr des Volkes mit dem Fürsten jetzt noch fortlebt). Der ganze moderne Litteratenstand steht aber den Feuilletonisten sehr nahe: es sind die „Narren der modernen Kultur“, — welche man milder beurtheilt, wenn man sie als nicht ganz zurechnungsfähig nimmt. Schriftstellerei als Lebensberuf zu betrachten, sollte billigerweise als eine Art Tollheit gelten.

195.

Den Griechen nach. — Der Erkenntniss steht es gegenwärtig sehr im Wege, dass so viele Worte durch hundertjährige Uebertreibung des Gefühls dunstig und aufgeblasen geworden sind. Die höhere Stufe der Kultur, welche sich unter die Herrschaft (wenn auch nicht unter die Tyrannei) der Erkenntniss stellt, hat eine grosse Ernüchterung des Gefühls und eine starke Concentration aller Worte vonnöthen; worin uns die Griechen im Zeitalter des Demosthenes vorangegangen sind. Das Ueberspannte bezeichnet alle modernen Schriften; und selbst wenn sie einfach geschrieben sind, so werden die Worte in denselben noch zu excentrisch gefühlt. Strenge Ueberlegung, Gedrängtheit, Kälte, Schlichtheit, selbst absichtlich bis an die Grenze des Möglichen hinab, überhaupt An-sich-halten des Gefühls und Schweigsamkeit, — das kann allein helfen. — Uebrigens ist diese kalte Schreib- und Gefühlsart, als Gegensatz, jetzt sehr reizvoll: und darin liegt freilich eine neue Gefahr. Denn die scharfe Kälte ist so gut ein Reizmittel, als ein hoher Wärmegrad.

196.

Gute Erzähler schlechte Erklärer. — Bei guten Erzählern steht oft eine bewunderungswürdige psychologische Sicherheit und Consequenz, soweit diese in den Handlungen ihrer Personen hervortreten kann, in einem geradezu lächerlichen Gegensatz zu der Ungeübtheit ihres psychologischen Denkens: sodass ihre Kultur in dem einen Augenblicke ebenso ausgezeichnet hoch, als im nächsten bedauerlich tief erscheint. Es kommt gar zu häufig vor, dass sie ihre eigenen Helden und deren Handlungen ersichtlich falsch erklären, — es ist daran kein Zweifel, so unwahrscheinlich die Sache klingt. Vielleicht hat der

grösste Klavierspieler nur wenig über Bedingungen seiner Technik, zum Beispiel über die specielle Tugend, Untugend, Nutzbarkeit und Erziehbarkeit jedes Fingers (daktylische Ethik) nachgedacht, und macht grobe Fehler, wenn er von solchen Dingen redet.

197.

Die Schriften von Bekannten und ihre Leser. Wir lesen Schriften von Bekannten (Freunden und Feinden) doppelt, insofern fortwährend unsere Erkenntniss daneben flüstert: „das ist von ihm, ein Merkmal seines inneren Wesens, seiner Erlebnisse, seiner Begabung“ und wiederum eine andere Art Erkenntniss dabei festzustellen sucht, was der Ertrag jenes Werkes an sich ist, welche Schätzung es überhaupt, abgesehen von seinem Verfasser, verdient, welche Bereicherung des Wissens es mit sich bringt. Diese beiden Arten des Lesens und Erwägens stören sich, wie das sich von selbst versteht, gegenseitig. Auch eine Unterhaltung mit einem Freunde wird dann erst gute Früchte der Erkenntniss zeitigen, wenn wir endlich nur noch an die Sache denken, und vergessen, dass wir Freunde sind.

198.

Rhythmische Opfer. — Gute Schriftsteller verändern den Rhythmus mancher Periode bloss deshalb, weil sie den gewöhnlichen Lesern nicht die Fähigkeit zuerkennen, den Takt, welchem die Periode in ihrer ersten Fassung folgte, zu begreifen: deshalb erleichtern sie es ihnen, indem sie bekannteren Rhythmen den Vorzug geben. — Diese Rücksicht auf das rhythmische Unvermögen der jetzigen Leser hat schon manche Seufzer entlockt, denn ihr ist Viel schon zum Opfer gefallen. — Ob es guten Musikern nicht ähnlich ergeht?

199.

Das Unvollständige als künstlerisches Reizmittel. — Das Unvollständige ist oft wirksamer als die Vollständigkeit, so namentlich in der Lobrede: für ihre Zwecke braucht man gerade eine anreizende Unvollständigkeit, als ein irrationales Element, welches der Phantasie des Hörers ein Meer vorspiegelt und, gleich einem Nebel, die gegenüberliegende Küste, also die Begrenztheit des zu lobenden Gegenstandes, verdeckt. Wenn man die bekannten Verdienste eines Menschen erwähnt und dabei ausführlich und breit ist, so lässt dies immer den Argwohn aufkommen, es seien die einzigen Verdienste. Der vollständig Lobende stellt sich über den Gelobten, er scheint ihn zu übersehen. Deshalb wirkt das Vollständige abschwächend.

200.

Vorsicht im Schreiben und Lehren. — Wer erst geschrieben hat und die Leidenschaft des Schreibens in sich fühlt, lernt fast aus Allem, was er treibt und erlebt, nur Das noch heraus, was schriftstellerisch mittheilbar ist. Er denkt nicht mehr an sich, sondern an den Schriftsteller und sein Publikum; er will die Einsicht, aber nicht zum eigenen Gebrauche. Wer Lehrer ist, ist meistens unfähig, etwas Eigenes noch für sein eigenes Wohl zu treiben; er denkt immer an das Wohl seiner Schüler, und jede Erkenntniss erfreut ihn nur soweit er sie lehren kann. Er betrachtet sich zuletzt als einen Durchweg des Wissens und überhaupt als Mittel: sodass er den Ernst für sich verloren hat.

201.

Schlechte Schriftsteller nothwendig. — Es wird immer schlechte Schriftsteller geben müssen, denn sie entsprechen dem Geschmack der unentwickelten, unreifen

Altersklassen; diese haben so gut ihr Bedürfniss wie die reifern. Wäre das menschliche Leben länger, so würde die Zahl der reif gewordenen Individuen überwiegen, oder mindestens gleich gross wie die der unreifen ausfallen; so aber sterben bei Weitem die meisten zu jung, das heisst es giebt immer viel mehr unentwickelte Intellekte mit schlechtem Geschmack. Diese begehren überdies, mit der grösseren Heftigkeit der Jugend, nach Befriedigung ihres Bedürfnisses, und sie erzwingen sich schlechte Autoren.

202.

Zu nah und zu fern. — Der Leser und der Autor verstehen sich häufig deshalb nicht, weil der Autor sein Thema zu gut kennt und es beinahe langweilig findet, sodass er sich die Beispiele erlässt, die er zu Hunderten weiss; der Leser aber ist der Sache fremd und findet sie leicht schlecht begründet, wenn ihm die Beispiele vorenthalten werden.

203.

Eine verschwundene Vorbereitung zur Kunst. An Allem, was auf dem Gymnasium getrieben wurde, war das Werthvollste die Uebung im lateinischen Stil: diese war eben eine Kunstübung, während alle anderen Beschäftigungen nur das Wissen zum Zweck hatten. Den deutschen Aufsatz voranzustellen, ist Barbarei: denn wir haben keinen mustergültigen, an öffentlicher Beredtsamkeit emporgewachsenen deutschen Stil; will man aber durch den deutschen Aufsatz die Uebung im Denken fördern, so ist es gewiss besser, wenn man einstweilen von Stil dabei überhaupt absieht, also zwischen der Uebung im Denken und der im Darstellen scheidet. Letztere sollte sich auf mannichfache Fassung eines gegebenen Inhaltes

beziehen und nicht auf selbständiges Erfinden eines Inhaltes. Die blosse Darstellung bei gegebenem Inhalte war die Aufgabe des lateinischen Stils, für welchen die alten Lehrer eine längst verloren gegangene Feinheit des Gehörs besassen. Wer ehemals in einer modernen Sprache gut schreiben lernte, verdankte es dieser Uebung (jetzt muss man sich nothgedrungen zu den älteren Franzosen in die Schule schicken); aber noch mehr: er bekam einen Begriff von der Hoheit und Schwierigkeit der Form und wurde für die Kunst überhaupt auf dem einzig richtigen Wege vorbereitet, — durch Praxis.

204.

Dunkles und Ueberhelles neben einander. — Schriftsteller, welche im Allgemeinen ihren Gedanken keine Deutlichkeit zu geben verstehen, werden im Einzelnen mit Vorliebe die stärksten, übertriebensten Bezeichnungen und Superlative wählen: dadurch entsteht eine Lichtwirkung, wie bei Fackelbeleuchtung auf verworrenen Waldwegen.

205.

Schriftstellerisches Malerthum. — Einen bedeutenden Gegenstand wird man am besten darstellen, wenn man die Farben zum Gemälde aus dem Gegenstande selber, wie ein Chemiker, nimmt und sie dann wie ein Artist verbraucht: sodass man die Zeichnung aus den Grenzen und Uebergängen der Farben erwachsen lässt. So bekommt das Gemälde Etwas von dem hinreissenden Naturelement, welches den Gegenstand selber bedeutend macht.

206.

Bücher, welche tanzen lehren. — Es giebt Schriftsteller, welche dadurch, dass sie Unmögliches als

möglich darstellen und vom Sittlichen und Genialen so reden, als ob beides nur eine Laune, ein Belieben sei, ein Gefühl von übermüthiger Freiheit hervorbringen, wie wenn der Mensch sich auf die Fussspitzen stellte und vor innerer Lust durchaus tanzen müsste.

207.

Nicht fertig gewordene Gedanken. — Ebenso wie nicht nur das Mannesalter, sondern auch Jugend und Kindheit einen Werth an sich haben und nicht nur als Durchgänge und Brücken zu schätzen sind, so haben auch die nicht fertig gewordenen Gedanken ihren Werth. Man muss deshalb einen Dichter nicht mit subtiler Auslegung quälen, sondern sich an der Unsicherheit seines Horizontes vergnügen, wie als ob der Weg zu mehreren Gedanken noch offen sei. Man steht an der Schwelle; man wartet wie bei der Ausgrabung eines Schatzes: es ist, als ob ein Glücksfund von Tiefsinn eben gemacht werden sollte. Der Dichter nimmt Etwas von der Lust des Denkers beim Finden eines Hauptgedankens vorweg und macht uns damit begehrlich, sodass wir nach diesem haschen: der aber gaukelt an unserm Kopf vorüber und zeigt die schönsten Schmetterlingsflügel — und doch entschlüpft er uns.

208.

Das Buch fast zum Menschen geworden. — Jeden Schriftsteller überrascht es von Neuem, wie das Buch, sobald es sich von ihm gelöst hat, ein eigenes Leben für sich weiterlebt; es ist ihm zu Muthe, als wäre der eine Theil eines Insektes losgetrennt und gienge nun seinen eigenen Weg weiter. Vielleicht vergisst er sein Werk fast ganz, vielleicht erhebt er sich über die darin niedergelegten Ansichten, vielleicht selbst versteht er es nicht mehr

und hat jene Schwingen verloren, auf denen er damals flog, als er es aussann: währenddem sucht sich das Buch seine Leser, entzündet Leben, beglückt, erschreckt, erzeugt neue Werke, wird die Seele von Vorsätzen und Handlungen — kurz: es lebt wie ein mit Geist und Seele ausgestattetes Wesen und ist doch kein Mensch. — Das glücklichste Loos hat der Autor gezogen, welcher, als alter Mann, sagen kann, dass Alles, was von lebenzeugenden, kräftigenden, erhebenden, aufklärenden Gedanken und Gefühlen in ihm war, in seinen Schriften noch fortlebe und dass er selber nur noch die graue Asche bedeute, während das Feuer überallhin gerettet und weiter getragen sei. — Erwägt man nun gar, dass jede Handlung eines Menschen, nicht nur ein Buch, auf irgend eine Art Anlass zu anderen Handlungen, Entschlüssen, Gedanken wird, dass Alles, was geschieht, unlösbar fest sich mit Allem, was geschehen wird, verknotet, so erkennt man, dass es eine wirkliche Unsterblichkeit giebt, die der Bewegung: — was einmal bewegt hat, ist in dem Gesammtverbande alles Seienden, wie in einem Bernstein ein Insekt, eingeschlossen und verewigt.

209.

Freude im Alter. — Der Denker und ebenso der Künstler, welcher sein besseres Selbst in Werke geflüchtet hat, empfindet eine fast boshafte Freude, wenn er gewahrt, wie sein Leib und Geist langsam von der Zeit angebrochen und zerstört werden: — ihm ist, als ob er von einem Winkel aus einen Dieb an seinem Geldschranke arbeiten sähe, während er doch weiss, dass dieser leer ist und alle Schätze gerettet sind.

210.

Ruhige Fruchtbarkeit. — Die geborenen Aristokraten des Geistes sind nicht zu eifrig; ihre Schöpfungen erscheinen und fallen an einem ruhigen Herbstabend vom Baume, ohne hastig begehrt, gefördert, durch Neues verdrängt zu werden. Das unablässige Schaffen-wollen ist gemein und zeigt Eifersucht, Neid, Ehrgeiz an. Wenn man Etwas ist, so braucht man eigentlich Nichts zu machen, — und thut doch sehr Viel. Es giebt über dem „produktiven“ Menschen noch eine höhere Gattung.

211.

Achilles und Homer. — Es ist immer wie zwischen Achilles und Homer: der eine hat das Erlebniss, die Empfindung, der Andere beschreibt sie. Ein wirklicher Schriftsteller giebt dem Affekt und der Erfahrung Anderer nur Worte: er ist Künstler, um aus dem Wenigen, was er empfunden hat, Viel zu errathen. Künstler sind keineswegs die Menschen der grossen Leidenschaft: aber häufig geben sie sich als solche, in der unbewussten Empfindung, dass man ihrer gemalten Leidenschaft mehr traut, wenn ihr eigenes Leben für ihre Erfahrung auf jenem Gebiete spricht. Man braucht sich ja nur gehen zu lassen, sich nicht zu beherrschen, seinem Zorn, seiner Begierde offenen Spielraum zu gönnen, sofort schreit alle Welt: wie leidenschaftlich ist er! Aber mit der tiefwühlenden, das Individuum anzehrenden und oft verschlingenden Leidenschaft hat es Etwas auf sich: wer sie erlebt, beschreibt sie gewiss nicht in Dramen, Tönen oder Romanen. Künstler sind häufig zügellose Individuen, soweit sie eben nicht Künstler sind: aber das ist etwas Anderes.

212.

Alte Zweifel über die Wirkung der Kunst. — Sollten Mitleid und Furcht wirklich, wie Aristoteles will, durch die Tragödie entladen werden, so dass der Zuhörer kälter und ruhiger nach Hause zurückkehre? Sollten Geistergeschichten weniger furchtsam, weniger abergläubisch machen? Es ist wahr, dass bei einigen physischen Vorgängen (zum Beispiel bei dem Liebesgenuss) mit der Befriedigung des Bedürfnisses eine Linderung und zeitweilige Herabstimmung des Triebes eintritt. Aber die Furcht und das Mitleid sind nicht in diesem Sinne Bedürfnisse bestimmter Organe, welche erleichtert werden wollen. Und auf die Dauer wird selbst jeder Trieb durch Uebung in seiner Befriedigung gestärkt, trotz jener periodischen Linderungen. Es wäre möglich, dass Mitleid und Furcht in jedem einzelnen Falle durch die Tragödie gemildert und entladen würden: trotzdem könnten sie im Ganzen durch die tragische Einwirkung überhaupt grösser werden; und Plato behielte doch Recht, wenn er meint, dass man durch die Tragödie insgesammt ängstlicher und rührseliger werde. Der tragische Dichter selbst würde dann nothwendig eine düstere, furchtvolle Weltbetrachtung und eine weiche, reizbare, thränensüchtige Seele bekommen; desgleichen würde es zu Plato's Meinung stimmen, wenn die tragischen Dichter und ebenso ganze Stadtgemeinden, welche sich besonders an ihnen ergötzen, zu immer grösserer Maass- und Zügellosigkeit ausarten. — Aber welches Recht hat unsere Zeit überhaupt, auf die grosse Frage Plato's nach dem moralischen Einfluss der Kunst eine Antwort zu geben? Hätten wir selbst die Kunst! — wo haben wir den Einfluss, irgend einen Einfluss der Kunst?

213.

Freude am Unsinn. — Wie kann der Mensch Freude am Unsinn haben? So weit nämlich auf der Welt gelacht wird, ist dies der Fall; ja man kann sagen, fast überall, wo es Glück giebt, giebt es Freude am Unsinn. Das Umwerfen der Erfahrung in's Gegentheil, des Zweckmässigen in's Zwecklose, des Nothwendigen in's Beliebige, doch so, dass dieser Vorgang keinen Schaden macht und nur einmal aus Uebermuth vorgestellt wird, ergötzt, denn es befreit uns momentan von dem Zwange des Nothwendigen, Zweckmässigen und Erfahrungsgemässen, in denen wir für gewöhnlich unsere unerbittlichen Herren sehen; wir spielen und lachen dann, wenn das Erwartete (das gewöhnlich bange macht und spannt) sich, ohne zu schädigen, entladet. Es ist die Freude der Sklaven am Saturnalienfeste.

214.

Veredelung der Wirklichkeit. — Dadurch, dass die Menschen in dem aphrodisischen Triebe eine Gottheit sahen und ihn mit anbetender Dankbarkeit in sich wirkend fühlten, ist im Verlaufe der Zeit jener Affekt mit höheren Vorstellungsreihen durchzogen und dadurch thatsächlich sehr veredelt worden. So haben sich einige Völker, vermöge dieser Kunst des Idealisirens, aus Krankheiten grosse Hülfsmächte der Kultur geschaffen: zum Beispiel die Griechen, welche in früheren Jahrhunderten an grossen Nerven-Epidemien (in der Art der Epilepsie und des Veitstanzes) litten und daraus den herrlichen Typus der Bacchantin herausgebildet haben. — Die Griechen besassen nämlich Nichts weniger, als eine vierschrötige Gesundheit; — ihr Geheimniss war, auch die Krankheit, wenn sie nur Macht hatte, als Gott zu verehren.

215.

Musik. — Die Musik ist nicht an und für sich so bedeutungsvoll für unser Inneres, so tief erregend, dass sie als unmittelbare Sprache des Gefühls gelten dürfte; sondern ihre uralte Verbindung mit der Poesie hat so viel Symbolik in die rhythmische Bewegung, in Stärke und Schwäche des Tones gelegt, dass wir jetzt wähnen, sie spräche direkt zum Inneren und käme aus dem Inneren. Die dramatische Musik ist erst möglich, wenn sich die Tonkunst ein ungeheures Bereich symbolischer Mittel erobert hat, durch Lied, Oper und hundertfältige Versuche der Tonmalerei. Die „absolute Musik" ist entweder Form an sich, im rohen Zustand der Musik, wo das Erklingen in Zeitmaass und verschiedener Stärke überhaupt Freude macht, oder sie ist die ohne Poesie schon zum Verständniss redende Symbolik der Formen, nachdem in langer Entwickelung beide Künste verbunden waren und endlich die musikalische Form ganz mit Begriffs- und Gefühlsfäden durchsponnen worden ist. Menschen, welche in der Entwickelung der Musik zurückgeblieben sind, können das selbe Tonstück rein formalistisch empfinden, an welchem die Fortgeschrittenen Alles symbolisch verstehen. An sich ist keine Musik tief und bedeutungsvoll, sie spricht nicht vom „Willen", vom „Dinge an sich"; das konnte der Intellekt erst in einem Zeitalter wähnen, welches den ganzen Umfang des inneren Lebens für die musikalische Symbolik erobert hatte. Der Intellekt selber hat diese Bedeutsamkeit erst in den Klang hineingelegt, wie er in die Verhältnisse von Linien und Massen bei der Architektur ebenfalls Bedeutsamkeit gelegt hat, welche aber an sich den mechanischen Gesetzen ganz fremd ist.

216.

Gebärde und Sprache. — Aelter als die Sprache ist das Nachmachen von Gebärden, welches unwillkürlich vor sich geht und jetzt noch, bei einer allgemeinen Zurückdrängung der Gebärdensprache und gebildeten Beherrschung der Muskeln, so stark ist, dass wir ein bewegtes Gesicht nicht ohne Innervation unseres Gesichts ansehen können (man kann beobachten, dass fingirtes Gähnen bei Einem, der es sieht, natürliches Gähnen hervorruft). Die nachgeahmte Gebärde leitete Den, der nachahmte, zu der Empfindung zurück, welche sie im Gesicht oder Körper des Nachgeahmten ausdrückte. So lernte man sich verstehen: so lernt noch das Kind die Mutter verstehen. Im Allgemeinen mögen schmerzhafte Empfindungen wohl auch durch Gebärden ausgedrückt worden sein, welche Schmerz ihrerseits verursachen (zum Beispiel durch Haarausraufen, die-Brust-schlagen, gewaltsame Verzerrungen und Anspannungen der Gesichtsmuskeln). Umgekehrt: Gebärden der Lust waren selber lustvoll und eigneten sich dadurch leicht zum Mittheilen des Verständnisses (Lachen als Aeusserung des Gekitzeltwerdens, welches lustvoll ist, diente wiederum zum Ausdruck anderer lustvoller Empfindungen). — Sobald man sich in Gebärden verstand, konnte wiederum eine Symbolik der Gebärde entstehen: ich meine, man konnte über eine Tonzeichensprache sich verständigen, und zwar so, dass man zuerst Ton und Gebärde (zu der er symbolisch hinzutrat), später nur den Ton hervorbrachte. — Es scheint sich da in früher Zeit das Selbe oftmals ereignet zu haben, was jetzt vor unseren Augen und Ohren in der Entwickelung der Musik, namentlich der dramatischen Musik, vor sich geht: während zuerst die Musik, ohne erklärenden Tanz und Mimus (Gebärdensprache), leeres

Geräusch ist, wird das Ohr, durch lange Gewöhnung an jenes Nebeneinander von Musik und Bewegung, zur sofortigen Ausdeutung der Tonfiguren eingeschult und kommt endlich auf eine Höhe des schnellen Verständnisses, wo es der sichtbaren Bewegung gar nicht mehr bedarf und einen Tonsatz ohne dieselbe versteht. Man redet dann von absoluter Musik, das heisst von Musik, in der Alles ohne weitere Beihülfe sofort symbolisch verstanden wird.

217.

Die Entsinnlichung der höheren Kunst. — Unser Ohr ist, vermöge der ausserordentlichen Uebung des Intellekts durch die Kunstentwickelung der neuen Musik, immer intellektualer geworden. Deshalb ertragen wir jetzt viel grössere Tonstärke, viel mehr „Lärm", weil wir viel besser eingeübt sind, auf die Vernunft in ihm hinzuhorchen, als unsere Vorfahren. Thatsächlich sind nun alle unsere Sinne eben dadurch, dass sie sogleich nach der Vernunft, also nach dem „es bedeutet" und nicht mehr nach dem „es ist" fragen, etwas abgestumpft worden: wie sich eine solche Abstumpfung zum Beispiel in der unbedingten Herrschaft der Temperatur der Töne verräth; denn jetzt gehört ein Ohr, das die feineren Unterscheidungen, zum Beispiel zwischen cis und des, noch macht, zu den Ausnahmen. In dieser Hinsicht ist unser Ohr vergröbert worden. Sodann ist die hässliche, den Sinnen ursprünglich feindselige Seite der Welt für die Musik erobert worden; das Bereich ihrer Macht, namentlich zum Ausdruck des Erhabenen, Furchtbaren, Geheimnissvollen, hat sich damit erstaunlich erweitert: unsere Musik bringt jetzt Dinge zum Reden, welche früher keine Zunge hatten. In ähnlicher Weise haben einige Maler das Auge intellektualer gemacht und sind weit über

Das hinausgegangen, was man früher Farben- und Formenfreude nannte. Auch hier ist die ursprünglich als hässlich geltende Seite der Welt vom künstlerischen Verstande erobert worden. — Was ist von Alledem die Consequenz? Je gedankenfähiger Auge und Ohr werden, um so mehr kommen sie an die Grenze, wo sie unsinnlich werden: die Freude wird in's Gehirn verlegt, die Sinnesorgane selbst werden stumpf und schwach, das Symbolische tritt immer mehr an Stelle des Seienden, — und so gelangen wir auf diesem Wege so sicher zur Barbarei, wie auf irgend einem anderen. Einstweilen heisst es noch: die Welt ist hässlicher als je, aber sie bedeutet eine schönere Welt als je gewesen. Aber je mehr der Ambraduft der Bedeutung sich zerstreut und verflüchtigt, um so seltener werden Die, welche ihn noch wahrnehmen: und die Uebrigen bleiben endlich bei dem Hässlichen stehen und suchen es direkt zu geniessen, was ihnen aber immer misslingen muss. So giebt es in Deutschland eine doppelte Strömung der musikalischen Entwickelung: hier eine Schaar von Zehntausend mit immer höheren, zarteren Ansprüchen und mehr und mehr nach dem „es bedeutet" hinhörend, und dort die ungeheure Ueberzahl, welche alljährlich unfähiger wird, das Bedeutende auch in der Form der sinnlichen Hässlichkeit zu verstehen, und deshalb nach dem an sich Hässlichen und Ekelhaften, das heisst dem niedrig Sinnlichen, in der Musik mit wachsendem Behagen greifen lernt.

218.

Der Stein ist mehr Stein, als früher. — Wir verstehen im Allgemeinen Architektur nicht mehr, wenigstens lange nicht in der Weise, wie wir Musik verstehen. Wir sind aus der Symbolik der Linien und Figuren

herausgewachsen, wie wir der Klangwirkungen der Rhetorik entwöhnt sind, und haben diese Art von Muttermilch der Bildung nicht mehr vom ersten Augenblick unseres Lebens an eingesogen. An einem griechischen oder christlichen Gebäude bedeutete ursprünglich Alles Etwas, und zwar in Hinsicht auf eine höhere Ordnung der Dinge: diese Stimmung einer unausschöpflichen Bedeutsamkeit lag um das Gebäude gleich einem zauberhaften Schleier. Schönheit kam nur nebenbei in das System hinein, ohne die Grundempfindung des Unheimlich-Erhabenen, des durch Götternähe und Magie Geweihten, wesentlich zu beeinträchtigen; Schönheit milderte höchstens das Grauen, — aber dieses Grauen war überall die Voraussetzung. — Was ist uns jetzt die Schönheit eines Gebäudes? Das Selbe wie das schöne Gesicht einer geistlosen Frau: etwas Maskenhaftes.

219.

Religiöse Herkunft der neueren Musik. — Die seelenvolle Musik entsteht in dem wiederhergestellten Katholicismus nach dem tridentinischen Concil, durch Palaestrina, welcher dem neu erwachten innigen und tief bewegten Geiste zum Klange verhalf; später, mit Bach, auch im Protestantismus, soweit dieser durch die Pietisten vertieft und von seinem ursprünglich dogmatischen Grundcharakter losgebunden worden war. Voraussetzung und nothwendige Vorstufe für beide Entstehungen ist die Befassung mit Musik, wie sie dem Zeitalter der Renaissance und Vor-Renaissance zu eigen war, namentlich jene gelehrte Beschäftigung mit Musik, jene im Grunde wissenschaftliche Lust an den Kunststücken der Harmonik und Stimmführung. Andererseits musste auch die Oper vorhergegangen sein: in welcher der Laie seinen

Protest gegen eine zu gelehrt gewordene kalte Musik zu erkennen gab und der Polyhymnia wieder eine Seele schenken wollte. — Ohne jene tief religiöse Umstimmung, ohne das Ausklingen des innerlichst-erregten Gemüthes wäre die Musik gelehrt oder opernhaft geblieben; der Geist der Gegenreformation ist der Geist der modernen Musik (denn jener Pietismus in Bach's Musik ist auch eine Art Gegenreformation). So tief sind wir dem religiösen Leben verschuldet. — Die Musik war die Gegenrenaissance im Gebiete der Kunst, zu ihr gehört die spätere Malerei der Carracci und Caravaggi, zu ihr vielleicht auch der Barockstil: mehr jedenfalls als die Architektur der Renaissance oder des Alterthums. Und noch jetzt darf man fragen: wenn unsere neuere Musik die Steine bewegen könnte, würde sie diese zu einer antiken Architektur zusammensetzen? Ich zweifle sehr. Denn Das, was in dieser Musik regiert, der Affekt, die Lust an erhöhten, weit gespannten Stimmungen, das Lebendig-werden-wollen um jeden Preis, der rasche Wechsel der Empfindung, die starke Reliefwirkung in Licht und Schatten, die Nebeneinanderstellung der Ekstase und des Naiven, — das hat Alles schon einmal in den bildenden Künsten regiert und neue Stilgesetze geschaffen: — es war aber weder im Alterthum noch in der Zeit der Renaissance.

220.

Das Jenseits in der Kunst. — Nicht ohne tiefen Schmerz gesteht man sich ein, dass die Künstler aller Zeiten in ihrem höchsten Aufschwunge gerade jene Vorstellungen zu einer himmlischen Verklärung hinaufgetragen haben, welche wir jetzt als falsch erkennen: sie sind die Verherrlicher der religiösen und philosophischen Irrthümer der Menschheit, und sie hätten dies nicht sein

können ohne den Glauben an die absolute Wahrheit derselben. Nimmt nun der Glaube an eine solche Wahrheit überhaupt ab, verblassen die Regenbogenfarben um die äussersten Enden des menschlichen Erkennens und Wähnens: so kann jene Gattung von Kunst nie wieder aufblühen, welche (wie die divina commedia, die Bilder Rafael's, die Fresken Michelangelo's, die gothischen Münster) nicht nur eine kosmische, sondern auch eine metaphysische Bedeutung der Kunstobjekte voraussetzt. Es wird eine rührende Sage daraus werden, dass es eine solche Kunst, einen solchen Künstlerglauben gegeben habe.

221.

Die Revolution in der Poesie. — Der strenge Zwang, welchen sich die französischen Dramatiker auferlegten, in Hinsicht auf Einheit der Handlung, des Ortes und der Zeit, auf Stil, Vers- und Satzbau, Auswahl der Worte und Gedanken, war eine so wichtige Schule, wie die des Contrapunkts und der Fuge in der Entwickelung der modernen Musik oder wie die Gorgianischen Figuren in der griechischen Beredtsamkeit. Sich so zu binden, kann absurd erscheinen; trotzdem giebt es kein anderes Mittel, um aus dem Naturalisiren herauszukommen, als sich zuerst auf das allerstärkste (vielleicht allerwillkürlichste) zu beschränken. Man lernt so allmählich mit Grazie selbst auf den schmalen Stegen schreiten, welche schwindelnde Abgründe überbrücken, und bringt die höchste Geschmeidigkeit der Bewegung als Ausbeute mit heim: wie die Geschichte der Musik vor den Augen aller Jetztlebenden beweist. Hier sieht man, wie Schritt vor Schritt die Fesseln lockerer werden, bis sie endlich ganz abgeworfen scheinen können: dieser Schein ist das höchste Ergebniss einer nothwendigen Entwickelung in

der Kunst. In der modernen Dichtkunst gab es keine so glückliche allmähliche Herauswickelung aus den selbstgelegten Fesseln. Lessing machte die französische Form, das heisst die einzige moderne Kunstform, zum Gespött in Deutschland und verwies auf Shakespeare, und so verlor man die Stetigkeit jener Entfesselung und machte einen Sprung in den Naturalismus — das heisst in die Anfänge der Kunst zurück. Aus ihm versuchte sich Goethe zu retten, indem er sich immer von Neuem wieder auf verschiedene Art zu binden wusste; aber auch der Begabteste bringt es nur zu einem fortwährenden Experimentiren, wenn der Faden der Entwickelung einmal abgerissen ist. Schiller verdankt die ungefähre Sicherheit seiner Form dem unwillkürlich verehrten, wenn auch verleugneten Vorbilde der französischen Tragödie und hielt sich ziemlich unabhängig von Lessing (dessen dramatische Versuche er bekanntlich ablehnte). Den Franzosen selber fehlten nach Voltaire auf einmal die grossen Talente, welche die Entwickelung der Tragödie aus dem Zwange zu jenem Scheine der Freiheit fortgeführt hätten; sie machten später nach deutschem Vorbilde auch den Sprung in eine Art Rousseau'ischen Naturzustand der Kunst und experimentirten. Man lese nur von Zeit zu Zeit Voltaire's Mahomet, um sich klar vor die Seele zu stellen, was durch jenen Abbruch der Tradition ein für alle Mal der europäischen Kultur verloren gegangen ist. Voltaire war der letzte der grossen Dramatiker, welcher seine vielgestaltige, auch den grössten tragischen Gewitterstürmen gewachsene Seele durch griechisches Maass bändigte, — er vermochte Das, was noch kein Deutscher vermochte, weil die Natur des Franzosen der griechischen viel verwandter ist, als die Natur des Deutschen —; wie er auch der letzte grosse Schriftsteller war, der in der Behandlung

der Prosa-Rede griechisches Ohr, griechische Künstler-Gewissenhaftigkeit, griechische Schlichtheit und Anmuth hatte; ja wie er einer der letzten Menschen gewesen ist, welche die höchste Freiheit des Geistes und eine schlechterdings unrevolutionäre Gesinnung in sich vereinigen können, ohne inconsequent und feige zu sein. Seitdem ist der moderne Geist mit seiner Unruhe, seinem Hass gegen Maass und Schranke, auf allen Gebieten zur Herrschaft gekommen, zuerst entzügelt durch das Fieber der Revolution und dann wieder sich Zügel anlegend, wenn ihn Angst und Grauen vor sich selber anwandelte, — aber die Zügel der Logik! nicht mehr des künstlerischen Maasses! Zwar geniessen wir durch jene Entfesselung eine Zeit lang die Poesien aller Völker, Alles an verborgenen Stellen Aufgewachsene, Urwüchsige, Wildblühende, Wunderlich-Schöne und Riesenhaft-Unregelmässige, vom Volksliede an bis zum „grossen Barbaren" Shakespeare hinauf; wir schmecken die Freuden der Lokalfarbe und des Zeitcostüms, die allen künstlerischen Völkern bisher fremd waren; wir benutzen reichlich die „barbarischen Avantagen" unserer Zeit, welche Goethe gegen Schiller geltend machte, um die Formlosigkeit seines Faust in das günstigste Licht zu stellen. Aber auf wie lange noch? Die hereinbrechende Fluth von Poesien aller Stile aller Völker m u s s ja allmählich das Erdreich hinwegschwemmen, auf dem ein stilles verborgenes Wachsthum noch möglich gewesen wäre; alle Dichter m ü s s e n ja experimentirende Nachahmer, wagehalsige Kopisten werden, mag ihre Kraft von Anbeginn noch so gross sein. Das Publikum endlich, welches verlernt hat, in der B ä n d i g u n g der darstellenden Kraft, in der organisirenden Bewältigung aller Kunstmittel die eigentlich künstlerische That zu sehen, m u s s immer mehr die Kraft um der Kraft willen, die Farbe um der

Farbe willen, den Gedanken um des Gedankens willen, ja die Inspiration um der Inspiration willen schätzen: es wird demgemäss die Elemente und Bedingungen des Kunstwerks gar nicht, wenn nicht isolirt, geniessen und zu guterletzt die natürliche Forderung stellen, dass der Künstler isolirt sie ihm auch darreichen müsse. Ja, man hat die „unvernünftigen" Fesseln der französisch-griechischen Kunst abgeworfen, aber unvermerkt sich daran gewöhnt, alle Fesseln, alle Beschränkung unvernünftig zu finden; — und so bewegt sich die Kunst ihrer Auflösung entgegen und streift dabei — was freilich höchst belehrend ist — alle Phasen ihrer Anfänge, ihrer Kindheit, ihrer Unvollkommenheit, ihrer einstmaligen Wagnisse und Ausschreitungen: sie interpretirt, im zu-Grunde-gehen, ihre Entstehung, ihr Werden. Einer der Grossen, auf dessen Instinkt man sich wohl verlassen kann und dessen Theorie Nichts weiter, als ein dreissig Jahre Mehr von Praxis fehlte, — Lord Byron hat einmal ausgesprochen: „Was die Poesie im Allgemeinen anlangt, so bin ich, je mehr ich darüber nachdenke, immer fester der Ueberzeugung, dass wir allesammt auf dem falschen Wege sind, Einer wie der Andere. Wir folgen Alle einem innerlich falschen revolutionären System, — unsere oder die nächste Generation wird noch zu der selben Ueberzeugung gelangen." Es ist dies der selbe Byron, welcher sagt: „Ich betrachte Shakespeare als das schlechteste Vorbild, wenn auch als den ausserordentlichsten Dichter." [1]) Und sagt im Grunde Goethe's gereifte künstlerische Einsicht aus der zweiten Hälfte seines Lebens nicht genau das Selbe? — jene Einsicht, mit welcher er einen solchen Vorsprung über eine Reihe von Generationen gewann,

[1]) Beide Stellen aus Briefen an Murray; die erste vom 15. September 1817, die zweite vom 14. Juli 1821.

dass man im Grossen und Ganzen behaupten kann, Goethe habe noch gar nicht gewirkt und seine Zeit werde erst kommen? Gerade weil seine Natur ihn lange Zeit in der Bahn der poetischen Revolution festhielt, gerade weil er am gründlichsten auskostete, was Alles indirekt durch jenen Abbruch der Tradition an neuen Funden, Aussichten, Hülfsmitteln entdeckt und gleichsam unter den Ruinen der Kunst ausgegraben worden war, so wiegt seine spätere Umwandelung und Bekehrung so viel: sie bedeutet, dass er das tiefste Verlangen empfand, die Tradition der Kunst wieder zu gewinnen und den stehen gebliebenen Trümmern und Säulengängen des Tempels, mit der Phantasie des Auges wenigstens, die alte Vollkommenheit und Ganzheit anzudichten, wenn die Kraft des Armes sich viel zu schwach erweisen sollte, zu bauen, wo so ungeheure Gewalten schon zum Zerstören nöthig waren. So lebte er in der Kunst als in der Erinnerung an die wahre Kunst: sein Dichten war zum Hülfsmittel der Erinnerung, des Verständnisses alter, längst entrückter Kunstzeiten geworden. Seine Forderungen waren zwar in Hinsicht auf die Kraft des neuen Zeitalters unerfüllbar; der Schmerz darüber wurde aber reichlich durch die Freude aufgewogen, dass sie einmal erfüllt *gewesen* sind und dass auch wir noch an dieser Erfüllung theilnehmen können. Nicht Individuen, sondern mehr oder weniger idealische Masken; keine Wirklichkeit, sondern eine allegorische Allgemeinheit; Zeitcharaktere, Lokalfarben zum fast Unsichtbaren abgedämpft und mythisch gemacht; das gegenwärtige Empfinden und die Probleme der gegenwärtigen Gesellschaft auf die einfachsten Formen zusammengedrängt, ihrer reizenden, spannenden, pathologischen Eigenschaften entkleidet, in jedem andern als dem artistischen Sinne *wirkungslos* gemacht; keine neuen Stoffe und

Charaktere, sondern die alten, längst gewohnten in immerfort währender Neubeseelung und Umbildung: das ist die Kunst, so wie sie Goethe später verstand, so wie sie die Griechen, ja auch die Franzosen übten.

222.

Was von der Kunst übrig bleibt. — Es ist wahr, bei gewissen metaphysischen Voraussetzungen hat die Kunst viel grösseren Werth, zum Beispiel wenn der Glaube gilt, dass der Charakter unveränderlich sei und dass das Wesen der Welt sich in allen Charakteren und Handlungen fortwährend ausspreche: da wird das Werk des Künstlers zum Bild des ewig Beharrenden, — während für unsere Auffassung der Künstler seinem Bilde immer nur Gültigkeit für eine Zeit geben kann, weil der Mensch, im Ganzen, geworden und wandelbar und selbst der Mensch im Einzelnen nichts Festes und Beharrendes ist. — Ebenso steht es bei einer andern metaphysischen Voraussetzung: gesetzt, dass unsere sichtbare Welt nur Erscheinung wäre, wie es die Metaphysiker annehmen, so käme die Kunst der wirklichen Welt ziemlich nahe zu stehen: denn zwischen der Erscheinungs-Welt und der Traumbild-Welt des Künstlers gäbe es dann gar zu viel Aehnliches; und die übrigbleibende Verschiedenheit stellte sogar die Bedeutung der Kunst höher, als die Bedeutung der Natur, weil die Kunst das Gleichförmige, die Typen und Vorbilder der Natur darstellte. — Jene Voraussetzungen sind aber falsch: welche Stellung bleibt nach dieser Erkenntniss jetzt noch der Kunst? Vor Allem hat sie durch Jahrtausende hindurch gelehrt, mit Interesse und Lust auf das Leben in jeder Gestalt zu sehen und unsere Empfindung so weit zu bringen, dass wir endlich rufen: „wie es auch sei, das Leben, es ist gut!“ Diese Lehre der Kunst,

Lust am Dasein zu haben und das Menschenleben wie ein Stück Natur, ohne zu heftige Mitbewegung, als Gegenstand gesetzmässiger Entwickelung anzusehen, — diese Lehre ist in uns hineingewachsen, sie kommt jetzt als allgewaltiges Bedürfniss des Erkennens wieder an's Licht. Man könnte die Kunst aufgeben, würde damit aber nicht die von ihr gelernte Fähigkeit einbüssen: ebenso wie man die Religion aufgegeben hat, nicht aber die durch sie erworbenen Gemüths-Steigerungen und Erhebungen. Wie die bildende Kunst und die Musik der Maassstab des durch die Religion wirklich erworbenen und hinzugewonnenen Gefühls-Reichthumes ist, so würde nach einem Verschwinden der Kunst die von ihr gepflanzte Intensität und Vielartigkeit der Lebensfreude immer noch Befriedigung fordern. Der wissenschaftliche Mensch ist die Weiterentwickelung des künstlerischen.

223.

Abendröthe der Kunst. — Wie man sich im Alter der Jugend erinnert und Gedächtnissfeste feiert, so steht bald die Menschheit zur Kunst im Verhältniss einer rührenden Erinnerung an die Freuden der Jugend. Vielleicht dass früher niemals die Kunst so tief und seelenvoll erfasst wurde, wie jetzt, wo die Magie des Todes dieselbe zu umspielen scheint. Man denke an jene griechische Stadt in Unteritalien[1]), welche an Einem Tage des Jahres noch ihre griechischen Feste feierte, unter Wehmuth und Thränen darüber, dass immer mehr die ausländische Barbarei über ihre mitgebrachten Sitten triumphire; niemals hat man wohl das Hellenische so genossen, nirgendswo diesen goldenen Nektar mit solcher Wollust

[1]) Pästum. (Siehe den Anfang der „Vermischten Tischgespräche" des Aristoxenus.)

geschlürft, als unter diesen absterbenden Hellenen. Den Künstler wird man bald als ein herrliches Ueberbleibsel ansehen und ihm, wie einem wunderbaren Fremden, an dessen Kraft und Schönheit das Glück früherer Zeiten hieng, Ehren erweisen, wie wir sie nicht gleich Unseresgleichen gönnen. Das Beste an uns ist vielleicht aus Empfindungen früherer Zeiten vererbt, zu denen wir jetzt auf unmittelbarem Wege kaum mehr kommen können; die Sonne ist schon hinuntergegangen, aber der Himmel unseres Lebens glüht und leuchtet noch von ihr her, ob wir sie schon nicht mehr sehen.

Fünftes Hauptstück.

Anzeichen höherer und niederer Kultur.

224.

Veredelung durch Entartung. — Aus der Geschichte ist zu lernen, dass der Stamm eines Volkes sich am besten erhält, in welchem die meisten Menschen lebendigen Gemeinsinn in Folge der Gleichheit ihrer gewohnten und undiskutirbaren Grundsätze, also in Folge ihres gemeinsamen Glaubens haben. Hier erstarkt die gute, tüchtige Sitte, hier wird die Unterordnung des Individuums gelernt und dem Charakter Festigkeit schon als Angebinde gegeben und nachher noch anerzogen. Die Gefahr dieser starken, auf gleichartige, charaktervolle Individuen gegründeten Gemeinwesen ist die allmählich durch Vererbung gesteigerte Verdummung, welche nun einmal aller Stabilität wie ihr Schatten folgt. Es sind die ungebundneren, viel unsichreren und moralisch schwächeren Individuen, an denen das geistige Fortschreiten in solchen Gemeinwesen hängt: es sind die Menschen, welche Neues und überhaupt Vielerlei versuchen. Unzählige dieser Art gehen, ihrer Schwäche wegen, ohne sehr ersichtliche Wirkung zu Grunde; aber im Allgemeinen, zumal wenn sie Nachkommen haben, lockern sie auf und bringen von Zeit zu Zeit dem stabilen Elemente eines Gemeinwesens eine Wunde bei. Gerade an dieser wunden und schwach gewordenen Stelle wird dem gesammten

Wesen etwas Neues gleichsam inoculirt; seine Kraft im Ganzen muss aber stark genug sein, um dieses Neue in sein Blut aufnehmen und es sich assimiliren zu können. Die abartenden Naturen sind überall da von höchster Bedeutung, wo ein Fortschritt erfolgen soll. Jedem Fortschritt im Grossen muss eine theilweise Schwächung vorhergehen. Die stärksten Naturen halten den Typus fest, die schwächeren helfen ihn fortbilden. — Etwas Aehnliches ergiebt sich für den einzelnen Menschen; selten ist eine Entartung, eine Verstümmelung, selbst ein Laster und überhaupt eine körperliche oder sittliche Einbusse, ohne einen Vortheil auf einer anderen Seite. Der kränkliche Mensch zum Beispiel wird vielleicht, inmitten eines kriegerischen und unruhigen Stammes, mehr Veranlassung haben, für sich zu sein und dadurch ruhiger und weiser zu werden, der Einäugige wird Ein stärkeres Auge haben, der Blinde wird tiefer in's Innere schauen und jedenfalls schärfer hören. Insofern scheint mir der berühmte „Kampf um's Dasein" nicht der einzige Gesichtspunkt zu sein, aus dem das Fortschreiten oder Stärkerwerden eines Menschen, einer Rasse erklärt werden kann. Vielmehr muss sich Zweierlei zusammenfinden: einmal die Mehrung der stabilen Kraft durch Bindung der Geister in Glauben und Gemeingefühl; sodann die Möglichkeit, zu höheren Zielen zu gelangen, dadurch dass entartende Naturen vorkommen und, in Folge davon, theilweise Schwächungen und Verwundungen der stabilen Kraft (— gerade die schwächere Natur, als die zartere und feinere, macht alles Fortschreiten überhaupt möglich). Ein Volk, das irgendwo angebröckelt und schwach wird, aber im Ganzen noch stark und gesund ist, vermag das Neue in sich aufzunehmen und es sich zum Vortheil einzuverleiben. Bei dem einzelnen Menschen lautet die

Aufgabe der Erziehung so: ihn dermaassen fest und sicher hinzustellen, dass er als Ganzes gar nicht mehr aus seiner Bahn abgelenkt werden kann. Dann aber hat der Erzieher diesem Zögling Wunden beizubringen oder die Wunden, die das Schicksal demselben schlägt, zu benutzen: sind auf diese Weise Schmerz und Bedürfniss entstanden, so kann in die verwundeten Stellen etwas Neues und Edles inoculirt werden. Der gesammte Organismus wird es in sich hineinnehmen und später, an seinen Früchten, die Veredelung erkennen lassen. — Was den Staat betrifft, so sagt Macchiavelli, dass „die Form der Regierungen von sehr geringer Bedeutung ist, obgleich halbgebildete Leute anders denken. Das grosse Ziel der Staatskunst sollte Dauer sein, welche alles Andere aufwiegt, indem sie weit werthvoller ist, als Freiheit.“ Nur bei sicher begründeter und verbürgter grösster Dauer ist stetige Entwickelung und veredelnde Inoculation überhaupt möglich. Freilich wird gewöhnlich die gefährliche Genossin aller Dauer, die Autorität, sich dagegen wehren.

225.

Freigeist ein relativer Begriff. — Man nennt Den einen Freigeist, welcher anders denkt, als man von ihm auf Grund seiner Herkunft, Umgebung, seines Standes und Amtes oder auf Grund der herrschenden Zeitansichten erwartet. Er ist die Ausnahme, die gebundenen Geister sind die Regel; diese werfen ihm vor, dass seine freien Grundsätze ihren Ursprung entweder in der Sucht, aufzufallen, haben oder gar auf freie Handlungen, das heisst auf solche, welche mit der gebundenen Moral unvereinbar sind, schliessen lassen. Bisweilen sagt man auch, diese oder jene freien Grundsätze seien aus Verschrobenheit und Ueberspanntheit des Kopfes herzuleiten; doch spricht

so nur die Bosheit, die damit schaden will, — wenn sie gleich selber an Das nicht glaubt, was sie sagt: denn das Zeugniss für die grössere Güte und Schärfe seines Intellektes ist dem Freigeist gewöhnlich in's Gesicht geschrieben, so lesbar, dass es die gebundenen Geister gut genug verstehen. Die beiden andern Ableitungen der Freigeisterei hingegen sind redlich gemeint; in der That entstehen auch viele Freigeister auf die eine oder die andere Art. Deshalb könnten aber die Sätze, zu denen sie auf jenen Wegen gelangten, doch wahrer und zuverlässiger sein, als die der gebundenen Geister. Bei der Erkenntniss der Wahrheit kommt es darauf an, dass man sie hat, — nicht darauf, aus welchem Antrieb man sie suchte, auf welchem Wege man sie fand. Haben die Freigeister Recht, so haben die gebundenen Geister Unrecht, gleichgültig, ob die ersteren aus Unmoralität zur Wahrheit gekommen sind, oder ob die anderen aus Moralität bisher an der Unwahrheit festgehalten haben. — Uebrigens gehört es nicht zum Wesen des Freigeistes, dass er richtigere Ansichten hat, sondern vielmehr, dass er sich von dem Herkömmlichen gelöst hat, sei es mit Glück oder mit einem Misserfolg. Für gewöhnlich wird er aber doch die Wahrheit oder mindestens den Geist der Wahrheitsforschung auf seiner Seite haben: er fordert Gründe, die Anderen Glauben.

226.

Herkunft des Glaubens. — Der gebundene Geist nimmt seine Stellung nicht aus Gründen ein, sondern aus Gewöhnung. Er ist zum Beispiel Christ, nicht weil er die Einsicht in die verschiedenen Religionen und die Wahl zwischen ihnen gehabt hätte; er ist Engländer, nicht weil er sich für England entschieden hat, sondern — er fand

das Christenthum und das Engländerthum vor und nahm sie an ohne Gründe, wie Jemand, der in einem Weinlande geboren wurde, ein Weintrinker wird. Später, als er Christ und Engländer war, hat er vielleicht auch einige Gründe zu Gunsten seiner Gewöhnung ausfindig gemacht; man mag diese Gründe umwerfen, damit wirft man ihn in seiner ganzen Stellung nicht um. Man nöthige zum Beispiel einen gebundenen Geist, seine Gründe gegen die Bigamie vorzubringen, dann wird man erfahren, ob sein heiliger Eifer für die Monogamie auf Gründen oder auf Angewöhnung beruht. — Angewöhnung geistiger Grundsätze ohne Gründe nennt man Glauben.

227.

Aus den Folgen auf Grund und Ungrund zurückgeschlossen. — Alle Staaten und Ordnungen der Gesellschaft: die Stände, die Ehe, die Erziehung, das Recht, alles dies hat seine Kraft und Dauer allein in dem Glauben der gebundenen Geister an sie, — also in der Abwesenheit der Gründe, mindestens in der Abwehr des Fragens nach Gründen. Das wollen die gebundenen Geister nicht gern zugeben und sie fühlen wohl, dass es ein Pudendum ist. Das Christenthum, das sehr unschuldig in seinen intellektuellen Einfällen war, merkte von diesem Pudendum Nichts, forderte Glauben und Nichts als Glauben und wies das Verlangen nach Gründen mit Leidenschaft ab; es zeigte auf den Erfolg des Glaubens hin: ihr werdet den Vortheil des Glaubens schon spüren, deutete es an, ihr sollt durch ihn selig werden. Thatsächlich verfährt der Staat ebenso und jeder Vater erzieht in gleicher Weise seinen Sohn: halte dies nur für wahr, sagt er, du wirst spüren, wie gut es thut. Dies bedeutet aber, dass aus dem persönlichen Nutzen, den eine Meinung einträgt, ihre

Wahrheit erwiesen werden soll, die Zuträglichkeit einer Lehre soll für die intellektuelle Sicherheit und Begründetheit Gewähr leisten. Es ist dies so, wie wenn der Angeklagte vor Gericht spräche: mein Vertheidiger sagt die volle Wahrheit, denn seht nur zu, was aus seiner Rede folgt: ich werde freigesprochen. — Weil die gebundenen Geister ihre Grundsätze des Nutzens wegen haben, so vermuthen sie auch beim Freigeist, dass er mit seinen Ansichten ebenfalls seinen Nutzen suche und nur Das für wahr halte, was ihm gerade frommt. Da ihm aber das Entgegengesetzte von dem zu nützen scheint, was seinen Landes- oder Standesgenossen nützt, so nehmen diese an, dass seine Grundsätze ihnen gefährlich sind; sie sagen oder fühlen: er darf nicht Recht haben, denn er ist uns schädlich.

228.

Der starke, gute Charakter. — Die Gebundenheit der Ansichten, durch Gewöhnung zum Instinkt geworden, führt zu dem, was man Charakterstärke nennt. Wenn Jemand aus wenigen, aber immer aus den gleichen Motiven handelt, so erlangen seine Handlungen eine grosse Energie; stehen diese Handlungen im Einklange mit den Grundsätzen der gebundenen Geister, so werden sie anerkannt und erzeugen nebenbei in Dem, der sie thut, die Empfindung des guten Gewissens. Wenige Motive, energisches Handeln und gutes Gewissen machen Das aus, was man Charakterstärke nennt. Dem Charakterstarken fehlt die Kenntniss der vielen Möglichkeiten und Richtungen des Handelns: seine Vernunft ist unfrei, gebunden, weil sie ihm in einem gegebenen Falle vielleicht nur zwei Möglichkeiten zeigt; zwischen diesen muss er jetzt, gemäss seiner ganzen Natur, mit Nothwendigkeit wählen, und er thut dies leicht und schnell, weil er nicht

zwischen fünfzig Möglichkeiten zu wählen hat. Die erziehende Umgebung will jeden Menschen unfrei machen, indem sie ihm immer die geringste Zahl von Möglichkeiten vor Augen stellt. Das Individuum wird von seinen Erziehern behandelt, als ob es zwar etwas Neues sei, aber eine Wiederholung werden solle. Erscheint der Mensch zunächst als etwas Unbekanntes, nie Dagewesenes, so soll er zu etwas Bekanntem, Dagewesenem gemacht werden. Einen guten Charakter nennt man an einem Kinde das Sichtbar-werden der Gebundenheit durch das Dagewesene; indem das Kind sich auf die Seite der gebundenen Geister stellt, bekundet es zuerst seinen erwachenden Gemeinsinn; auf der Grundlage dieses Gemeinsinns aber wird es später seinem Staate oder Stande nützlich.

229.

Maass der Dinge bei den gebundenen Geistern. — Von vier Gattungen der Dinge sagen die gebundenen Geister, sie seien im Rechte. Erstens: alle Dinge, welche Dauer haben, sind im Recht; zweitens: alle Dinge, welche uns nicht lästig fallen, sind im Recht; drittens: alle Dinge, welche uns Vortheil bringen, sind im Recht; viertens: alle Dinge, für welche wir Opfer gebracht haben, sind im Recht. Letzteres erklärt zum Beispiel, weshalb ein Krieg, der wider Willen des Volkes begonnen wurde, mit Begeisterung fortgeführt wird, sobald erst Opfer gebracht sind. — Die Freigeister, welche ihre Sache vor dem Forum der gebundenen Geister führen, haben nachzuweisen, dass es immer Freigeister gegeben hat, also dass die Freigeisterei Dauer hat, sodann, dass sie nicht lästig fallen wollen, und endlich, dass sie den gebundenen Geistern im Ganzen Vortheil bringen; aber weil sie von diesem Letzten die gebundenen Geister

nicht überzeugen können, nützt es ihnen Nichts, den ersten und zweiten Punkt bewiesen zu haben.

230.

Esprit fort. — Verglichen mit Dem, welcher das Herkommen auf seiner Seite hat und keine Gründe für sein Handeln braucht, ist der Freigeist immer schwach, namentlich im Handeln; denn er kennt zu viele Motive und Gesichtspunkte und hat deshalb eine unsichere, ungeübte Hand. Welche Mittel giebt es nun, um ihn doch verhältnissmässig stark zu machen, sodass er sich wenigstens durchsetzt und nicht wirkungslos zu Grunde geht? Wie entsteht der starke Geist (esprit fort)? Es ist dies in einem einzelnen Falle die Frage nach der Erzeugung des Genius. Woher kommt die Energie, die unbeugsame Kraft, die Ausdauer, mit welcher der Einzelne, dem Herkommen entgegen, eine ganz individuelle Erkenntniss der Welt zu erwerben trachtet?

231.

Die Entstehung des Genie's. — Der Witz des Gefangenen, mit welchem er nach Mitteln zu seiner Befreiung sucht, die kaltblütigste und langwierigste Benützung jedes kleinsten Vortheils kann lehren, welcher Handhabe sich mitunter die Natur bedient, um das Genie — ein Wort, das ich ohne allen mythologischen und religiösen Beigeschmack zu verstehen bitte — zu Stande zu bringen: sie fängt es in einen Kerker ein und reizt seine Begierde, sich zu befreien, auf das äusserste. — Oder mit einem anderen Bilde: Jemand, der sich auf seinem Wege im Walde völlig verirrt hat, aber mit ungemeiner Energie nach irgend einer Richtung hin in's Freie strebt, entdeckt mitunter einen neuen Weg, welchen Niemand kennt:

auf ähnliche Weise entstehen die Genie's, denen man Originalität nachrühmt. — Es wurde schon erwähnt, dass eine Verstümmelung, Verkrüppelung, ein erheblicher Mangel eines Organs häufig die Veranlassung dazu giebt, dass ein anderes Organ sich ungewöhnlich gut entwickelt, weil es seine eigene Funktion und noch eine andere zu versehen hat. Hieraus ist der Ursprung mancher glänzenden Begabung zu errathen. — Aus diesen allgemeinen Andeutungen über die Entstehung des Genius mache man die Anwendung auf den speciellen Fall, die Entstehung des vollkommenen Freigeistes.

232.

Vermuthung über den Ursprung der Freigeisterei. — Ebenso wie die Gletscher zunehmen, wenn in den Aequatorialgegenden die Sonne mit grösserer Gluth als früher auf die Meere niederbrennt, so mag auch wohl eine sehr starke, um sich greifende Freigeisterei Zeugniss dafür sein, dass irgendwo die Gluth der Empfindung ausserordentlich gewachsen ist.

233.

Die Stimme der Geschichte. — Im Allgemeinen scheint die Geschichte über die Erzeugung des Genius folgende Belehrung zu geben: „Misshandelt und quält die Menschen! — so ruft sie den Leidenschaften Neid, Hass und Wetteifer zu — treibt sie zum Aeussersten! den Einen wider den Andern, das Volk gegen das Volk! und zwar durch Jahrhunderte hindurch! Dann flammt vielleicht, gleichsam aus einem bei Seite fliegenden Funken der dadurch entzündeten furchtbaren Energie, auf einmal das Licht des Genius empor! Der Wille, wie ein Ross durch den Sporn des Reiters wild gemacht, bricht dann aus und

springt auf ein anderes Gebiet über.“ — Wer zum Bewusstsein über die Erzeugung des Genius käme und die Art, wie die Natur gewöhnlich verfährt, auch praktisch durchführen wollte, würde gerade so böse und rücksichtslos wie die Natur sein müssen. — Aber vielleicht haben wir uns verhört.

234.

Werth der Mitte des Wegs. — Vielleicht ist die Erzeugung des Genius nur einem begrenzten Zeitraume der Menschheit vorbehalten. Denn man darf von der Zukunft der Menschheit nicht zugleich alles Das erwarten, was ganz bestimmte Bedingungen irgend welcher Vergangenheit allein hervorzubringen vermochten; zum Beispiel nicht die erstaunlichen Wirkungen des religiösen Gefühles. Dieses selbst hat seine Zeit gehabt und vieles sehr Gute kann nie wieder wachsen, weil es allein aus ihm wachsen konnte. So wird es nie wieder einen religiös umgrenzten Horizont des Lebens und der Kultur geben. Vielleicht ist selbst der Typus des Heiligen nur bei einer gewissen Befangenheit des Intellektes möglich, mit der es, wie es scheint, für alle Zukunft vorbei ist. Und so ist die Höhe der Intelligenz vielleicht einem einzelnen Zeitalter der Menschheit aufgespart gewesen: sie trat hervor — und tritt hervor, denn wir leben noch in diesem Zeitalter —, als eine ausserordentliche, lang angesammelte Energie des Willens sich ausnahmsweise auf geistige Ziele durch Vererbung übertrug. Es wird mit jener Höhe vorbei sein, wenn diese Wildheit und Energie nicht mehr gross gezüchtet werden. Die Menschheit kommt vielleicht auf der Mitte ihres Weges, in der mittleren Zeit ihrer Existenz, ihrem eigentlichen Ziele näher, als am Ende. Es könnten Kräfte, durch welche zum

Beispiel die Kunst bedingt ist, geradezu aussterben; die Lust am Lügen, am Ungenauen, am Symbolischen, am Rausche, an der Ekstase könnte in Missachtung kommen. Ja, ist das Leben erst im vollkommenen Staate geordnet, so ist aus der Gegenwart gar kein Motiv zur Dichtung mehr zu entnehmen, und es würden allein die zurückgebliebenen Menschen sein, welche nach dichterischer Unwirklichkeit verlangten. Diese würden dann jedenfalls mit Sehnsucht rückwärts schauen, nach den Zeiten des unvollkommenen Staates, der halb-barbarischen Gesellschaft: — nach unseren Zeiten.

235.

Genius und idealer Staat in Widerspruch. — Die Socialisten begehren für möglichst Viele ein Wohlleben herzustellen. Sobald die dauernde Heimat dieses Wohllebens, der vollkommene Staat, wirklich erreicht wäre, würde durch dieses Wohlleben der Erdboden, aus dem der grosse Intellekt und überhaupt das mächtige Individuum wächst, zerstört sein: ich meine die starke Energie. Die Menschheit würde, sobald eben dieser Staat erreicht wäre, zu matt geworden sein, um den Genius noch erzeugen zu können. Müsste man somit nicht wünschen, dass das Leben seinen gewaltsamen Charakter behalte und dass immer von Neuem wieder wilde Kräfte und Energien hervorgerufen würden? Nun will das warme, mitfühlende Herz gerade die Beseitigung jenes gewaltsamen und wilden Charakters, und das wärmste Herz, das man sich denken kann, würde eben darnach am leidenschaftlichsten verlangen: während doch gerade seine Leidenschaft aus jenem wilden und gewaltsamen Charakter des Lebens ihr Feuer, ihre Wärme, ja ihre Existenz genommen hat; das wärmste Herz will also Beseitigung

seines Fundamentes, Vernichtung seiner selbst, das heisst doch: es will etwas Unlogisches, es ist nicht intelligent. Die höchste Intelligenz und das wärmste Herz können nicht in einer Person beisammen sein, und der Weise, welcher über das Leben das Urtheil spricht, stellt sich auch über die Güte und betrachtet diese nur als Etwas, das bei der Gesammtrechnung des Lebens mit abzuschätzen ist. Der Weise muss jenen ausschweifenden Wünschen der unintelligenten Güte widerstreben, weil ihm an dem Fortleben seines Typus und an dem endlichen Entstehen des höchsten Intellektes gelegen ist; mindestens wird er der Begründung des „vollkommenen Staates" nicht förderlich sein, insofern in ihm nur ermattete Individuen Platz haben. Christus dagegen, den wir uns einmal als das wärmste Herz denken wollen, förderte die Verdummung der Menschen, stellte sich auf die Seite der geistig Armen und hielt die Erzeugung des höchsten Intellektes auf: und dies war consequent. Sein Gegenbild, der vollkommene Weise — dies darf man wohl vorhersagen — wird ebenso nothwendig der Erzeugung eines Christus hinderlich sein. — Der Staat ist eine kluge Veranstaltung zum Schutz der Individuen gegen einander: übertreibt man seine Veredelung, so wird zuletzt das Individuum durch ihn geschwächt, ja aufgelöst, — also der ursprüngliche Zweck des Staates am gründlichsten vereitelt.

236.

Die Zonen der Kultur. — Man kann gleichnissweise sagen, dass die Zeitalter der Kultur den Gürteln der verschiedenen Klimate entsprechen, nur dass sie hinter einander und nicht, wie die geographischen Zonen, neben einander liegen. Im Vergleich mit der gemässigten Zone der Kultur, in welche überzugehen unsere Aufgabe

ist, macht die vergangene Kultur im Ganzen und Grossen den Eindruck eines tropischen Klima's: — gewaltsame Gegensätze, schroffer Wechsel von Tag und Nacht, Gluth und Farbenpracht, die Verehrung alles Plötzlichen, Geheimnissvollen, Schrecklichen, die Schnelligkeit der hereinbrechenden Unwetter, überall das verschwenderische Ueberströmen der Füllhörner der Natur: und dagegen — in unserer Kultur — ein heller, doch nicht leuchtender Himmel, reine, ziemlich gleich verbleibende Luft, Schärfe, ja Kälte gelegentlich: so heben sich beide Zonen gegen einander ab. Wenn wir sehen, wie dort die wüthendsten Leidenschaften durch metaphysische Vorstellungen mit unheimlicher Gewalt niedergerungen und zerbrochen werden, so ist es uns zu Muthe, als ob vor unsern Augen wilde Tiger unter den Windungen ungeheurer Schlangen zerdrückt würden; unserem geistigen Klima fehlen solche Vorkommnisse, unsere Phantasie ist gemässigt, selbst im Traume kommt uns Das nicht bei, was frühere Völker im Wachen sahen. — Aber sollten wir über diese Veränderung nicht glücklich sein dürfen? selbst zugegeben, dass die Künstler durch das Verschwinden der tropischen Kultur wesentlich beeinträchtigt sind und uns Nicht-Künstler ein Wenig zu nüchtern finden? Insofern haben Künstler wohl das Recht, den „Fortschritt" zu leugnen; denn in der That: ob die letzten drei Jahrtausende in den Künsten einen fortschreitenden Verlauf zeigen, das lässt sich mindestens bezweifeln. Ebenso wird ein metaphysischer Philosoph, wie Schopenhauer, keinen Anlass haben, den Fortschritt zu erkennen, wenn er die letzten vier Jahrtausende in Bezug auf metaphysische Philosophie und Religion überblickt. — Uns gilt aber die Existenz der gemässigten Zone der Kultur selbst als Fortschritt.

237.

Renaissance und Reformation. — Die italienische Renaissance barg in sich alle die positiven Gewalten, welchen man die moderne Kultur verdankt: also Befreiung des Gedankens, Missachtung der Autoritäten, Sieg der Bildung über den Dünkel der Abkunft, Begeisterung für die Wissenschaft und die wissenschaftliche Vergangenheit der Menschen, Entfesselung des Individuums, eine Gluth der Wahrhaftigkeit und Abneigung gegen Schein und blossen Effekt (welche Gluth in einer ganzen Fülle künstlerischer Charaktere hervorloderte, die Vollkommenheit in ihren Werken und Nichts als Vollkommenheit mit höchster sittlicher Reinheit von sich forderten); ja, die Renaissance hatte positive Kräfte, welche in unserer bisherigen modernen Kultur noch nicht wieder so mächtig geworden sind. Es war das goldene Zeitalter dieses Jahrtausends, trotz aller Flecken und Laster. — Dagegen hebt sich nun die deutsche Reformation ab als ein energischer Protest zurückgebliebener Geister, welche die Weltanschauung des Mittelalters noch keineswegs satt hatten und die Zeichen ihrer Auflösung, die ausserordentliche Verflachung und Veräusserlichung des religiösen Lebens, anstatt mit Frohlocken, wie sich gebührt, mit tiefem Unmuthe empfanden. Sie warfen mit ihrer nordischen Kraft und Halsstarrigkeit die Menschen wieder zurück, erzwangen die Gegenreformation, das heisst ein katholisches Christenthum der Nothwehr, mit den Gewaltsamkeiten eines Belagerungszustandes, und verzögerten um zwei bis drei Jahrhunderte ebenso das völlige Erwachen und Herrschen der Wissenschaften, als sie das völlige In-Eins-Verwachsen des antiken und des modernen Geistes vielleicht für immer unmöglich gemacht haben. Die

grosse Aufgabe der Renaissance konnte nicht zu Ende gebracht werden, der Protest des inzwischen zurückgebliebenen deutschen Wesens (welches im Mittelalter Vernunft genug gehabt hatte, um immer und immer wieder zu seinem Heile über die Alpen zu steigen) verhinderte dies. Es lag in dem Zufall einer ausserordentlichen Constellation der Politik, dass damals Luther erhalten blieb und jener Protest Kraft gewann: denn der Kaiser schützte Luther, um dessen Neuerung gegen den Papst als Werkzeug des Druckes zu verwenden, — und ebenfalls begünstigte ihn im Stillen der Papst, um die protestantischen Reichsfürsten als Gegengewicht gegen den Kaiser zu benutzen. Ohne dies seltsame Zusammenspiel der Absichten wäre Luther verbrannt worden wie Huss — und die Morgenröthe der Aufklärung vielleicht etwas früher und mit schönerem Glanze, als wir jetzt ahnen können, aufgegangen.

238.

Gerechtigkeit gegen den werdenden Gott. Wenn sich die ganze Geschichte der Kultur vor den Blicken aufthut als ein Gewirr von bösen und edlen, wahren und falschen Vorstellungen und es Einem beim Anblick dieses Wellenschlags fast seekrank zu Muthe wird, so begreift man, welcher Trost in der Vorstellung eines werdenden Gottes liegt: dieser Gott enthüllt sich immer mehr in den Verwandelungen und Schicksalen der Menschheit, „es ist nicht Alles blinde Mechanik, sinn- und zweckloses Durcheinanderspielen von Kräften!“ Die Vergottung des Werdens war ein metaphysischer Ausblick — gleichsam von einem Leuchtthurm am Meere der Geschichte herab —, an welchem eine allzuviel historisirende Gelehrtengeneration ihren Trost fand; darüber

darf man nicht böse werden, so irrthümlich jene Vorstellung auch sein mag. Nur wer, wie Schopenhauer, die Entwickelung leugnet, fühlt auch Nichts von dem Elend dieses historischen Wellenschlags und darf deshalb, weil er von jenem werdenden Gotte und dem Bedürfniss seiner Annahme Nichts weiss, Nichts fühlt, billigerweise seinen Spott auslassen.

239.

Die Früchte nach der Jahreszeit. — Jede bessere Zukunft, welche man der Menschheit anwünscht, ist nothwendigerweise auch in manchem Betracht eine schlechtere Zukunft: denn es ist Schwärmerei, zu glauben, dass eine höhere neue Stufe der Menschheit alle die Vorzüge früherer Stufen in sich vereinigen werde und zum Beispiel auch die höchste Gestaltung der Kunst erzeugen müsse. Vielmehr hat jede Jahreszeit ihre Vorzüge und Reize für sich und schliesst die der anderen aus. Das, was aus der Religion und in ihrer Nachbarschaft gewachsen ist, kann nicht wieder wachsen, wenn sie zerstört ist; — höchstens können verirrte, spät kommende Absenker zur Täuschung darüber verleiten, ebenso wie die zeitweilig ausbrechende Erinnerung an die alte Kunst: ein Zustand, der wohl das Gefühl des Verlustes, der Entbehrung verräth, aber kein Beweis für die Kraft ist, aus der eine neue Kunst geboren werden könnte.

240.

Zunehmende Severität der Welt. — Je höher die Kultur eines Menschen steigt, um so mehr Gebiete entziehen sich dem Scherz, dem Spotte. Voltaire war für die Erfindung der Ehe und der Kirche von Herzen dem Himmel dankbar: als welcher damit so gut für

unsere Aufheiterung gesorgt habe. Aber er und seine Zeit, und vor ihm das sechszehnte Jahrhundert, haben diese Themen zu Ende gespottet; es ist Alles, was jetzt Einer auf diesem Gebiete noch witzelt, verspätet und vor Allem gar zu wohlfeil, als dass es die Käufer begehrlich machen könnte. Jetzt fragt man nach den Ursachen; wir leben im Zeitalter des Ernstes. Wem liegt jetzt noch daran, die Differenzen zwischen Wirklichkeit und anspruchsvollem Schein, zwischen dem, was der Mensch ist und was er vorstellen will, in scherzhaftem Lichte zu sehen? Diese Contraste empfindet man ganz anders, sobald man nach den Gründen sucht. Je gründlicher Jemand das Leben versteht, desto weniger wird er spotten, — nur dass er zuletzt vielleicht noch über die „Gründlichkeit seines Verstehens“ spottet.

241.

Genius der Kultur. — Wenn Jemand einen Genius der Kultur imaginiren wollte, wie würde dieser beschaffen sein? Er handhabt die Lüge, die Gewalt, den rücksichtslosesten Eigennutz so sicher als seine Werkzeuge, dass er geradezu ein böses dämonisches Wesen zu nennen wäre; aber seine Ziele, welche hie und da durchleuchten, sind gross und gut. Es ist ein Centaur, halb Thier, halb Mensch, und hat noch Engelsflügel dazu am Haupte.

242.

Wunder-Erziehung. — Das Interesse an der Erziehung wird erst von dem Augenblicke an grosse Stärke bekommen, wo man den Glauben an einen Gott und seine Fürsorge aufgiebt: ebenso wie die Heilkunst erst erblühen konnte, als der Glaube an Wunder-Kuren aufhörte. Bis jetzt glaubt aber alle Welt noch an die

Wunder-Erziehung: aus der grössten Unordnung, Verworrenheit der Ziele, Ungunst der Verhältnisse sah man ja die fruchtbarsten, mächtigsten Menschen erwachsen: wie konnte dies doch mit rechten Dingen zugehen? — Jetzt wird man, bald auch in diesen Fällen, näher zusehen, sorgsamer prüfen: Wunder wird man dabei niemals entdecken. Unter gleichen Verhältnissen gehen fortwährend unzählig viele Menschen zu Grunde: das einzelne gerettete Individuum ist dafür gewöhnlich stärker geworden, weil es diese schlimmen Umstände vermöge unverwüstlicher eingeborener Kraft ertrug und diese Kraft dabei noch geübt und vermehrt hat: so erklärt sich das Wunder. Eine Erziehung, welche an kein Wunder mehr glaubt, wird auf Dreierlei zu achten haben: erstens, wie viel Energie ist vererbt? zweitens, wodurch kann noch neue Energie entzündet werden? drittens, wie kann das Individuum den so überaus vielartigen Ansprüchen der Kultur angepasst werden, ohne dass diese es beunruhigen und seine Einartigkeit zersplittern, — kurz, wie kann das Individuum in den Contrapunkt der privaten und öffentlichen Kultur eingereiht werden? wie kann es die Melodie führen und zugleich als Melodie begleiten?

243.

Die Zukunft des Arztes. — Es giebt keinen Beruf, der eine so hohe Steigerung zuliesse, wie der des Arztes; namentlich jetzt, da die geistlichen Aerzte, die sogenannten Seelsorger, ihre Beschwörungskünste nicht mehr unter öffentlichem Beifalle treiben dürfen und ein Gebildeter ihnen aus dem Wege geht. Die höchste geistige Ausbildung eines Arztes ist noch nicht erreicht, wenn er die besten neuesten Methoden kennt und auf sie eingeübt ist und jene fliegenden Schlüsse von Wirkungen auf

Ursachen zu machen versteht, derentwegen die Diagnostiker berühmt sind: er muss ausserdem eine Beredtsamkeit haben, die sich jedem Individuum anpasst und ihm das Herz aus dem Leibe zieht, eine Männlichkeit, deren Anblick schon den Kleinmuth (den Wurmfrass aller Kranken) verscheucht, eine Diplomaten-Geschmeidigkeit im Vermitteln zwischen Solchen, welche Freude zu ihrer Genesung nöthig haben, und Solchen, die aus Gesundheitsgründen Freude machen müssen (und können), die Feinheit eines Polizei-Agenten und Advokaten, um die Geheimnisse einer Seele zu verstehen, ohne sie zu verrathen, — kurz ein guter Arzt bedarf jetzt der Kunstgriffe und Kunstvorrechte aller andern Berufsklassen: so ausgerüstet, ist er dann im Stande, der menschlichen Gesellschaft ein Wohlthäter zu werden, durch Vermehrung guter Werke, geistiger Freude und Fruchtbarkeit, durch Verhütung von bösen Gedanken, Vorsätzen, Schurkereien (deren ekler Quell so häufig der Unterleib ist), durch Herstellung einer geistig-leiblichen Aristokratie (als Ehestifter und Eheverhinderer), durch wohlwollende Abschneidung aller sogenannten Seelenqualen und Gewissensbisse: so erst wird er aus einem „Medizinmann“ *) ein Heiland und braucht doch keine Wunder zu thun, hat auch nicht nöthig, sich kreuzigen zu lassen.

244.

In der Nachbarschaft des Wahnsinns. — Die Summe der Empfindungen, Kenntnisse, Erfahrungen, die ganze Last unsrer Kultur, ist so gross geworden, dass eine Ueberreizung der Nerven- und Denkkräfte die allgemeine Gefahr ist, ja dass die kultivirten Klassen der

*) Bekanntlich der indianische Name derjenigen Priester, die zugleich noch Aerzte und Wahrsager sind.

europäischen Länder durchweg neurotisch sind und fast jede ihrer grösseren Familien in einem Gliede dem Irrsinn nahe gerückt ist. Nun kommt man zwar der Gesundheit jetzt auf alle Weise entgegen: dennoch macht sich eine Verminderung jener Spannung des Gefühls, jener niederdrückenden Kultur-Last nöthig, — welche Verminderung, wenn sie selbst mit schweren Einbussen erkauft werden sollte, uns doch zu der grossen Hoffnung einer neuen Renaissance Spielraum giebt. Man hat dem Christenthum, den Philosophen, Dichtern, Musikern eine Ueberfülle tief erregter Empfindungen zu danken: damit diese uns nicht überwuchern, müssen wir den Geist der Wissenschaft beschwören, welcher kälter und skeptischer macht und namentlich den Gluthstrom des Glaubens an letzte, endgültige Wahrheiten abkühlt; dieser Strom ist vornehmlich durch das Christenthum so wild geworden.

245.

Glockenguss der Kultur. — Die Kultur ist entstanden wie eine Glocke, innerhalb eines Mantels von gröberem, gemeinerem Stoffe: Unwahrheit, Gewaltsamkeit, unbegrenzte Ausdehnung aller einzelnen Ich's, aller einzelnen Völker, waren dieser Mantel. Ist es jetzt an der Zeit, ihn abzunehmen? Ist das Flüssige erstarrt, sind die guten, nützlichen Triebe, die Gewohnheiten des edleren Gemüthes so sicher und allgemein geworden, dass es keiner Anlehnung an Metaphysik und an die Irrthümer der Religionen mehr bedarf, keiner Härten und Gewaltsamkeiten als mächtigster Bindemittel zwischen Mensch und Mensch, Volk und Volk? — Zur Beantwortung dieser Frage hilft uns kein Wink eines Gottes: unsere eigene Einsicht muss da entscheiden. Die Erdregierung hat der Mensch von nun an selbst in die Hand zu nehmen: seine

„Allwissenheit“ muss über dem weiteren Schicksal der Kultur mit scharfem Auge wachen.

246.

Die Cyklopen der Kultur. — Wer jene zerfurchten Kessel sieht, in denen Gletscher gelagert haben, hält es kaum für möglich, dass eine Zeit kommt, wo an der selben Stelle ein Wiesen- und Waldthal mit Bächen darin sich hinzieht. So ist es auch in der Geschichte der Menschheit: die wildesten Kräfte brechen Bahn, zunächst zerstörend, aber ihre Thätigkeit war nöthig, damit später eine mildere Gesittung hier ihr Haus aufschlage. Die schrecklichen Energien — Das, was man das Böse nennt — sind die cyklopischen Architekten und Wegebauer der Humanität.

247.

Kreislauf des Menschenthums. — Vielleicht ist das Menschenthum nur eine Entwickelungsphase einer bestimmten Thierart von begrenzter Dauer: sodass der Mensch aus dem Affen geworden ist und wieder zum Affen werden wird, während Niemand da ist, der an diesem verwunderlichen Komödien-Ausgang irgend ein Interesse nähme. Aehnlich wie mit dem Verfalle der römischen Kultur und seiner wichtigsten Ursache, der Ausbreitung des Christenthums, eine allgemeine Verhässlichung des Menschen innerhalb des römischen Reiches überhand nahm, so könnte auch durch den einstmaligen Verfall der allgemeinen Erdkultur eine viel höher gesteigerte Verhässlichung und endlich Verthierung des Menschen, bis in's Affenhafte, herbeigeführt werden. — Gerade weil wir diese Perspektive in's Auge fassen können, sind wir vielleicht im Stande, einem solchen Ende vorzubeugen.

248.

Trostrede eines desperaten Fortschritts. — Unsere Zeit macht den Eindruck eines Interim-Zustandes; die alten Weltbetrachtungen, die alten Kulturen sind noch theilweise vorhanden, die neuen noch nicht sicher und gewohnheitsmässig geworden, daher ohne Geschlossenheit und Consequenz. Es sieht aus, als ob Alles chaotisch werde, das Alte verloren gehe, das Neue Nichts tauge und immer schwächlicher werde. Es ergeht uns wie dem Soldaten, welcher marschiren lernt: eine Zeit lang ist er unsicherer und unbeholfener als je, weil die Muskeln bald nach dem alten System, bald nach dem neuen bewegt werden und noch keines entschieden den Sieg behauptet. Wir schwanken: aber es ist nicht nöthig, dadurch ängstlich zu werden und das Neu-Errungene preiszugeben. Ueberdies können wir in's Alte nicht zurück, wir haben die Schiffe verbrannt; es bleibt nur übrig, tapfer zu sein, mag nun dabei Dies oder Jenes herauskommen. — Schreiten wir nur zu, kommen wir nur von der Stelle! Vielleicht sieht sich unser Gebahren doch einmal wie Fortschritt an; wenn aber nicht, so mag Friedrich's des Grossen Wort auch zu uns gesagt sein und zwar zum Troste: Ah, mon cher Sulzer, vous ne connaissez pas assez cette race maudite, à laquelle nous appartenons.

249.

An der Vergangenheit der Kultur leiden. — Wer sich das Problem der Kultur klar gemacht hat, leidet dann an einem ähnlichen Gefühle wie Der, welcher einen durch unrechtmässige Mittel erworbenen Reichthum ererbt hat, oder wie der Fürst, der durch Gewaltthat seiner Vorfahren auf den Thron gekommen ist. Er denkt mit Trauer an seinen Ursprung und ist oft beschämt, oft reiz-

bar. Die ganze Summe von Kraft, Lebenswillen, Freude, welche er seinem Besitze zuwendet, balancirt sich oft mit einer tiefen Müdigkeit: er kann seinen Ursprung nicht vergessen. Die Zukunft sieht er wehmüthig an; seine Nachkommen, er weiss es voraus, werden an der Vergangenheit leiden gleich ihm.

250.

Manieren. — Die feinen Manieren verschwinden in dem Maasse, in welchem der Einfluss des Hofes und einer abgeschlossenen Aristokratie nachlässt: man kann diese Abnahme von Jahrzehnt zu Jahrzehnt beobachten, wenn man ein Auge für die öffentlichen Akte hat: als welche ersichtlich immer pöbelhafter werden. Niemand versteht mehr, auf geistreiche Art zu huldigen und zu schmeicheln; daraus ergiebt sich die lächerliche Thatsache, dass man gegenwärtig in Fällen, wo man Huldigungen darbringen muss (zum Beispiel einem grossen Staatsmanne oder Künstler), die Sprache des tiefsten Gefühls, der treuherzigen, ehrenfesten Biederkeit borgt — aus Verlegenheit, aus Mangel an Geist und Grazie. So scheint die öffentliche festliche Begegnung der Menschen immer ungeschickter, aber gefühlvoller und biederer, ohne dies zu sein. — Sollte es aber mit den Manieren immerfort bergab gehen? Ich glaube vielmehr, dass die Entwickelung der Manieren eine tiefe Kurve macht und wir uns ihrem niedrigsten Stande nähern. Wenn die Gesellschaft erst ihrer Absichten und Principien sicherer geworden sein wird, sodass diese formbildend wirken (während jetzt die angelernten Manieren früherer formbildender Zustände immer schwächer vererbt und angelernt werden), so wird es Manieren des Umgangs, Gebärden und Ausdrücke des Verkehrs geben, die so nothwendig und schlicht natürlich erscheinen müssen, als

es diese Absichten und Principien sind. Die bessere Vertheilung der Zeit und Arbeit, die zur Begleiterin jeder schönen Mussezeit umgewandelte gymnastische Uebung, das vermehrte und strenger gewordene Nachdenken, welches selbst dem Körper Klugheit und Geschmeidigkeit giebt, bringt dies Alles mit sich. — Hier könnte man mit einigem Spotte unserer Gelehrten gedenken, und fragen, ob denn sie, die doch Vorläufer jener neuen Kultur sein wollen, sich in der That durch bessere Manieren auszeichnen? Es ist dies wohl nicht der Fall, obgleich ihr Geist willig genug dazu sein mag: aber ihr Fleisch ist schwach. Die Vergangenheit ist zu mächtig in ihren Muskeln: sie stehen noch in einer unfreien Stellung und sind zur Hälfte weltliche Geistliche, zur Hälfte abhängige Erzieher vornehmer Leute und Stände, und überdies durch Pedanterie der Wissenschaft, durch veraltete geistlose Methoden verkrüppelt und unlebendig gemacht. Sie sind, jedenfalls ihrem Körper nach und oft auch zu Dreiviertel ihres Geistes, immer noch die Höflinge einer alten, ja greisenhaften Kultur und als solche selber greisenhaft; der neue Geist, der gelegentlich in diesen alten Gehäusen rumort, dient einstweilen nur dazu, sie unsicherer und ängstlicher zu machen. In ihnen gehen sowohl die Gespenster der Vergangenheit, als die Gespenster der Zukunft um: was Wunder, wenn sie dabei nicht die beste Miene machen, nicht die gefälligste Haltung haben?

251.

Zukunft der Wissenschaft. — Die Wissenschaft giebt Dem, welcher in ihr arbeitet und sucht, viel Vergnügen, Dem, welcher ihre Ergebnisse lernt, sehr wenig. Da allmählich aber alle wichtigen Wahrheiten der Wissenschaft alltäglich und gemein werden müssen, so hört auch

dieses wenige Vergnügen auf: so wie wir beim Lernen des so bewunderungswürdigen Einmaleins längst aufgehört haben, uns zu freuen. Wenn nun die Wissenschaft immer weniger Freude durch sich macht und, durch Verdächtigung der tröstlichen Metaphysik, Religion und Kunst, immer mehr Freude nimmt: so verarmt jene grösste Quelle der Lust, welcher die Menschheit fast ihr gesammtes Menschenthum verdankt. Deshalb muss eine höhere Kultur dem Menschen ein Doppelgehirn, gleichsam zwei Hirnkammern geben, einmal um Wissenschaft, sodann um Nicht-Wissenschaft zu empfinden: neben einander liegend, ohne Verwirrung, trennbar, abschliessbar; es ist dies eine Forderung der Gesundheit. In dem einen Bereiche liegt die Kraftquelle, im anderen der Regulator: mit Illusionen, Einseitigkeiten, Leidenschaften muss geheizt werden, mit Hülfe der erkennenden Wissenschaft muss den bösartigen und gefährlichen Folgen einer Ueberheizung vorgebeugt werden. — Wird dieser Forderung der höheren Kultur nicht genügt, so ist fast mit Sicherheit vorherzusagen, welchen Verlauf die menschliche Entwickelung nehmen wird: das Interesse am Wahren hört auf, je weniger es Lust gewährt; die Illusion, der Irrthum, die Phantastik erkämpfen sich, weil sie mit Lust verbunden sind, Schritt um Schritt ihren ehemals behaupteten Boden: der Ruin der Wissenschaften, das Zurücksinken in Barbarei ist die nächste Folge; von Neuem muss die Menschheit wieder anfangen, ihr Gewebe zu weben, nachdem sie es, gleich Penelope, des Nachts zerstört hat. Aber wer bürgt uns dafür, dass sie immer wieder die Kraft dazu findet?

252.

Die Lust am Erkennen. — Weshalb ist das Erkennen, das Element des Forschers und Philosophen,

mit Lust verknüpft? Erstens und vor Allem, weil man sich seiner Kraft dabei bewusst wird, also aus dem selben Grunde, aus dem gymnastische Uebungen, auch ohne Zuschauer, lustvoll sind. Zweitens, weil man, im Verlauf der Erkenntniss, über ältere Vorstellungen und deren Vertreter hinauskommt, Sieger wird oder wenigstens es zu sein glaubt. Drittens, weil wir durch eine noch so kleine neue Erkenntniss uns über Alle erhaben fühlen, als die Einzigen, welche mit ihr das Richtige wissen. Diese drei Gründe zur Lust sind die wichtigsten; doch giebt es, je nach der Natur des Erkennenden, noch viele Nebengründe. — Ein nicht unbeträchtliches Verzeichniss von solchen giebt, an einer Stelle, wo man es nicht suchen würde, meine paraenetische Schrift über Schopenhauer*): mit welcher Aufstellung sich jeder erfahrene Diener der Erkenntniss zufrieden geben kann, wenn er auch vielleicht den ironischen Anflug, der auf jenen Seiten zu liegen scheint, wegwünschen wird. Denn wenn es wahr ist, dass zum Entstehen des Gelehrten „eine Menge sehr menschlicher Triebe und Triebchen zusammengegossen werden muss", dass der Gelehrte zwar ein sehr edles, aber kein reines Metall ist und „aus einem verwickelten Geflecht sehr verschiedener Antriebe und Reize besteht": so gilt doch das Selbe ebenfalls von Entstehung und Wesen des Künstlers, Philosophen, moralischen Genie's — und wie die in jener Schrift glorificirten grossen Namen lauten. Alles Menschliche verdient in Hinsicht auf seine Entstehung die ironische Betrachtung: deshalb ist die Ironie in der Welt so überflüssig.

*) III. Unzeitgemässe Betrachtung, 1. Auflage S. 74—79. (2. Auflage S. 71—76.)

253.

Treue als Beweis der Stichhaltigkeit. — Es gilt als ein gutes Zeichen für eine Theorie, wenn ihr Urheber vierzig Jahre lang kein Misstrauen gegen sie bekommen hat; ich behaupte jedoch, dass es noch keinen Philosophen gab, welcher auf die Philosophie, die seine Jugend erfand, nicht endlich mit Geringschätzung — mindestens mit Argwohn — herabgesehen hätte. — Vielleicht hat er aber von dieser Umstimmung öffentlich nicht gesprochen, aus Ehrsucht, oder — wie es bei edlen Naturen wahrscheinlicher ist — aus zarter Schonung seiner Anhänger.

254.

Zunahme des Interessanten. — Im Verlaufe der höheren Bildung wird dem Menschen Alles interessant; er weiss das Belehrende einer Sache rasch zu finden und den Punkt anzugeben, wo eine Lücke seines Denkens damit ausgefüllt oder ein Gedanke durch dasselbe bestätigt werden kann. Dabei verschwindet immer mehr die Langeweile, dabei auch die übermässige Erregbarkeit des Gemüthes. Er geht schliesslich wie ein Naturforscher unter Pflanzen, so unter Menschen herum und nimmt sich selber als ein Phänomen wahr, durch das nur sein erkennender Trieb stark angeregt wird.

255.

Aberglaube bei Gleichzeitigem. — Etwas Gleichzeitiges hängt zusammen, meint man. Ein Verwandter stirbt in der Ferne, zu gleicher Zeit träumen wir von ihm, — also! Aber viele Verwandte sterben und wir träumen nicht von ihnen. Es ist wie bei den Schiffbrüchigen, welche Gelübde thun: die Votivtafeln

Derer, die zu Grunde giengen, sieht man nicht im Tempel. — Ein Mensch stirbt, eine Eule krächzt, eine Uhr steht still, Alles in Einer Nachtstunde: sollte da nicht ein Zusammenhang sein? Eine solche Vertraulichkeit mit der Natur, wie diese Ahnung sie annimmt, schmeichelt den Menschen. — Die gleiche Gattung Aberglaube findet sich in verfeinerter Form bei Historikern und Kulturmalern wieder, welche vor allem sinnlosen Nebeneinander, an dem doch das Leben der Einzelnen und der Völker so reich ist, eine Art Wasserscheu zu haben pflegen.

256.

Das Können, nicht das Wissen durch die Wissenschaft geübt. — Der Werth davon, dass man zeitweilig eine *strenge* Wissenschaft streng betrieben hat, beruht nicht gerade auf deren Ergebnissen: denn diese werden im Verhältniss zum Meere des Wissenswerthen, ein verschwindend kleiner Tropfen sein. Aber es ergiebt einen Zuwachs an Energie, an Schlussvermögen, an Zähigkeit der Ausdauer; man hat gelernt, einen *Zweck zweckmässig* zu erreichen. Insofern ist es sehr schätzbar, in Hinsicht auf Alles, was man später treibt, einmal ein wissenschaftlicher Mensch gewesen zu sein.

257.

Jugendreiz der Wissenschaft. — Das Forschen nach Wahrheit hat jetzt noch so viel Reiz, weil sie sich gegen den grau und langweilig gewordenen Irrthum überall stark abhebt; dieser Reiz verliert sich immer mehr. Jetzt leben wir zwar noch im Jugendzeitalter der Wissenschaft und pflegen der Wahrheit wie einem schönen Mädchen nachzugehen: wie aber, wenn sie eines Tages zum ältlichen, mürrisch blickenden Weibe geworden ist?

Fast in allen Wissenschaften hat man die Grundeinsicht entweder erst in jüngster Zeit gefunden oder sie wird noch gesucht; wie anders reizt dies an, als wenn alles Wesentliche festgestellt ist und nur noch eine kümmerliche Herbstnachlese dem Forscher übrig bleibt (welche Empfindung man in einigen historischen Disciplinen kennen lernen kann).

258.

Die Statue der Menschheit. — Der Genius der Kultur verfährt wie Cellini, als dieser den Guss seiner Perseus-Statue machte*): die flüssige Masse drohte, nicht auszureichen, aber sie sollte es: so warf er Schüsseln und Teller und was ihm sonst in die Hände kam, hinein. Ebenso wirft jener Genius Irrthümer, Laster, Hoffnungen, Wahnbilder und andere Dinge von schlechterem wie von edlerem Metalle hinein: denn die Statue der Menschheit muss herauskommen und fertig werden; was liegt daran, dass hie und da geringerer Stoff verwendet wurde?

259.

Eine Kultur der Männer. — Die griechische Kultur der klassischen Zeit ist eine Kultur der Männer. Was die Frauen anlangt, so sagt Perikles in der Grabrede**) Alles mit den Worten: sie seien am besten, wenn unter Männern so wenig als möglich von ihnen gesprochen werde. — Die erotische Beziehung der Männer zu den Jünglingen war in einem, unserem Verständniss unzugänglichen Grade die nothwendige, einzige Voraussetzung aller männlichen Erziehung (ungefähr wie bei uns lange Zeit die höhere Erziehung der Frauen erst

*) Vita di B. C. IV. 6.

**) Thukydides II. 45.

durch die Liebschaft und Ehe herbeigeführt wurde). Aller Idealismus der Kraft der griechischen Natur warf sich auf jenes Verhältniss, und wahrscheinlich sind junge Leute niemals wieder so aufmerksam, so liebevoll, so durchaus in Hinsicht auf ihr Bestes (virtus) behandelt worden, wie im sechsten und fünften Jahrhundert, — also gemäss dem schönen Spruche Hölderlin's „denn liebend giebt der Sterbliche vom Besten". Je höher dieses Verhältniss genommen wurde, um so tiefer sank der Verkehr mit der Frau: der Gesichtspunkt der Kindererzeugung und der Wollust — Nichts weiter kam hier in Betracht; es gab keinen geistigen Verkehr, nicht einmal eine eigentliche Liebschaft. Erwägt man ferner, dass die Weiber selbst vom Wettkampfe und Schauspiele jeder Art ausgeschlossen waren, so bleiben nur die religiösen Kulte als ihre einzige höhere Unterhaltung übrig. — Wenn nun allerdings in der Tragödie Elektra und Antigone vorgeführt wurden, so ertrug man dies eben in der Kunst, obschon man es im Leben nicht mochte: so wie wir jetzt das Pathetische im Leben nicht vertragen, aber in der Kunst gern sehen. — Die Weiber hatten keine andere Aufgabe, als schöne, machtvolle Leiber hervorzubringen, in denen der Charakter des Vaters möglichst ungebrochen weiterlebte, und damit der überhandnehmenden Nervenüberreizung einer so hochentwickelten Kultur entgegenzuwirken. Dies hielt die griechische Kultur verhältnissmässig so lange jung; denn in den griechischen Müttern kehrte der griechische Genius immer wieder zur Natur zurück.

260.

Das Vorurtheil zu Gunsten der Grösse. — Die Menschen überschätzen ersichtlich alles Grosse und Hervorstechende. Dies kommt aus der bewussten oder

unbewussten Einsicht her, dass es sehr nützlich ist, wenn Einer alle Kraft auf Ein Gebiet wirft und aus sich gleichsam Ein monströses Organ macht. Sicherlich wäre dem Menschen selber eine gleichmässige Ausbildung seiner Kräfte nützlicher und glückbringender; denn jedes Talent ist ein Vampyr, der den übrigen Kräften Blut und Kraft aussaugt, — daher eine übertriebene Produktion den begabtesten Menschen fast zur Tollheit bringen kann. — Auch innerhalb der Künste erregen die extremen Naturen zu sehr die Aufmerksamkeit: es genügt eben eine viel geringere Kultur, um von ihnen sich fesseln zu lassen. Die Menschen unterwerfen sich aus Gewohnheit Allem, was Macht haben will.

261.

Die Tyrannen des Geistes. — Nur wohin der Strahl des Mythus fällt, da leuchtet das Leben der Griechen; sonst ist es düster. Nun berauben sich die griechischen Philosophen eben dieses Mythus: ist es nicht, als ob sie aus dem Sonnenschein sich in den Schatten, in die Düsterkeit setzen wollten? Aber keine Pflanze geht dem Lichte aus dem Wege; im Grunde suchten jene Philosophen nur eine hellere Sonne: der Mythus war ihnen nicht rein, nicht leuchtend genug. Sie fanden dies Licht in ihrer Erkenntniss, in dem, was Jeder von ihnen seine „Wahrheit“ nannte. Damals aber hatte die Erkenntniss noch einen grösseren Glanz; sie war jung und ahnte noch Wenig von den Schwierigkeiten und Gefahren ihrer Pfade; sie konnte noch hoffen, mit einem einzigen Sprung an den Mittelpunkt alles Seins zu kommen und von dort aus das Räthsel der Welt zu lösen. Diese Philosophen hatten einen handfesten Glauben an sich und ihre „Wahrheit“ und warfen mit ihr alle ihre Nachbarn und Vorgänger

nieder; Jeder von ihnen war ein streitbarer gewaltthätiger Tyrann. Vielleicht war das Glück im Glauben an den Besitz der Wahrheit nie grösser in der Welt: grösser aber auch nie die Härte, der Uebermuth, das Tyrannische und Böse eines solchen Glaubens. Sie waren Tyrannen, also Das, was jeder Grieche sein wollte und was jeder war, wenn er es sein konnte. Scheinbar macht nur Solon eine Ausnahme: in seinen Gedichten sagt er, dass er die persönliche Tyrannis verschmäht habe. Aber er that dies aus Liebe zu seinem Werke, zu seiner Gesetzgebung; und Gesetzgeber sein ist eine sublimirtere Art des Tyrannenthums. Auch Parmenides gab Gesetze, wohl auch Pythagoras und Empedokles; Anaximander gründete eine Stadt. Plato war der fleischgewordene Wunsch, der höchste philosophische Gesetzgeber und Staatengründer zu werden; er scheint schrecklich an der Nichterfüllung dieses Wunsches gelitten zu haben, und seine Seele wurde gegen sein Ende hin voll der schwärzesten Galle. Je mehr das griechische Philosophenthum an Macht verlor, um so mehr litt es innerlich durch solche Galligkeit und Schmähsucht; als erst die verschiedenen Sekten ihre Wahrheiten auf den Strassen verfochten, da waren die Seelen dieser Freier der Wahrheit durch Eifer- und Geifersucht völlig verschlammt, das tyrannische Element wüthete jetzt als Gift in ihrem eigenen Körper. Diese vielen kleinen Tyrannen hätten einander roh fressen mögen; es war kein Funke mehr von Liebe und allzuwenig Freude an ihrer eigenen Erkenntniss in ihnen übrig geblieben. — Der Satz, dass Tyrannen meistens ermordet werden und dass ihre Nachkommenschaft kurz lebt, gilt auch von den Tyrannen des Geistes. Ihre Geschichte verläuft rasch, gewaltsam, ihre Nachwirkung bricht plötzlich ab. Von fast allen grossen Hellenen kann man sagen, dass

sie zu spät gekommen scheinen, so von Aeschylus, von Pindar, von Demosthenes, von Thukydides; ein Geschlecht nach ihnen — dann ist es mit ihrer Art völlig vorbei. Das ist das Stürmische und Unheimliche in der griechischen Geschichte. Jetzt bewundert man zwar das Evangelium der Schildkröte: — „geschichtlich denken“ heisst jetzt fast so viel wie glauben, dass zu allen Zeiten nach dem Satze Geschichte gemacht worden wäre: „möglichst Wenig in möglichst langer Zeit!“ Aber ach, die griechische Geschichte läuft so rasch! Nie wieder ist so verschwenderisch, so maasslos gelebt worden. Ich kann mich nicht überzeugen, dass die Geschichte der Griechen jenen natürlichen Verlauf genommen habe, der so an ihr gerühmt wird. Sie waren viel zu mannichfach begabt, um in jener schrittweisen Manier allmählich zu sein, wie die Schildkröte im Wettlauf mit Achilles: und diese Allmählichkeit nennt man ja „natürliche Entwickelung“. Bei den Griechen geht es schnell vorwärts, aber ebenso schnell abwärts; die Bewegung der ganzen Maschine ist so gesteigert, dass ein einziger Stein, in ihre Räder geworfen, sie zerspringen macht. Ein solcher Stein war Sokrates: — in einer Nacht war die bis dahin so wunderbar regelmässige, freilich allzu schleunige Entwickelung der philosophischen Wissenschaft zerstört. Es ist keine müssige Frage, ob nicht Plato, wenn er von der sokratischen Verzauberung frei geblieben wäre, einen noch höheren Typus, als alle früheren des philosophischen Menschen, gefunden hätte, — der uns somit auf immer verloren wäre. Man sieht in die vorsokratische Zeit hinein wie in eine Bildner-Werkstätte für solche Typen: das sechste und fünfte Jahrhundert scheinen Mehr und Höheres zu verheissen, als sie hervorgebracht haben; es blieb aber beim Verheissen und Ankündigen. Und doch giebt es

kaum einen schwereren Verlust, als den Verlust eines Typus, — einer neuen, bis dahin unentdeckt gebliebenen höchsten Möglichkeit des philosophischen Lebens. Selbst die meisten der älteren Typen sind schlecht überliefert: alle Philosophen von Thales bis Demokrit scheinen mir ausserordentlich schwer erkennbar. Wem es aber gelingt, diese Gestalten nachzuschaffen, der wandelt unter Gebilden von mächtigstem und reinstem Typus. Diese schöpferische Fähigkeit ist freilich selten: sie fehlte selbst den späteren Griechen, welche sich mit der Kunde der älteren Philosophie befassten; Aristoteles zumal scheint seine Augen nicht im Kopfe zu haben, wenn er vor den Bezeichneten steht. Und so ist es, als ob diese herrlichen Philosophen umsonst gelebt hätten, oder als ob sie gar nur die streit- und redelustigen Schaaren der sokratischen Schulen hätten vorbereiten sollen. Die Entwickelung hat hier, wie gesagt, eine Lücke, einen Bruch; irgend ein grosses Unglück muss geschehen sein, und die einzige Statue, an welcher man Sinn und Zweck jener grossen bildnerischen Vorübung erkannt haben würde, zerbrach oder misslang: was eigentlich geschehen ist, ist für immer ein Geheimniss der Werkstätte geblieben. —

Das, was bei den Griechen sich ereignete — dass jeder grosse Denker im Glauben daran, Besitzer der absoluten Wahrheit zu sein, zum Tyrannen wurde, sodass auch die Geschichte des Geistes bei den Griechen jenen gewaltsamen, übereilten und gefährlichen Charakter bekommen hat, den ihre politische Geschichte zeigt — diese Art von Ereignissen war damit nicht erschöpft: vieles Gleiche ist bis in die neueste Zeit hinein geschehen, obwohl allmählich seltener und jetzt schwerlich mehr mit dem reinen naiven Gewissen der griechischen Philosophen. Denn jetzt redet die Gegenlehre und die Skepsis zu

mächtig, zu laut. Die Periode der Tyrannen des Geistes ist vorbei. In den Sphären der höheren Kultur wird es freilich immer Herrscher geben müssen, — aber die Herrschaft liegt von jetzt ab in den Händen der Oligarchen des Geistes. Sie bilden, trotz aller räumlichen und politischen Trennung, eine zusammengehörige Gesellschaft, deren Mitglieder einander erkennen und anerkennen, — was auch die öffentliche Meinung und die Urtheile der auf die Masse wirkenden Tages- und Zeitschriftsteller für Schätzungen der Gunst oder Abgunst über sie in Umlauf bringen mögen. Die geistige Ueberlegenheit, welche früher trennte und verfeindete, pflegt jetzt zu binden: — wie könnten die Einzelnen sich selbst behaupten und auf eigener Bahn, allen Strömungen entgegen, durch das Leben schwimmen, wenn sie nicht ihres Gleichen hier und dort unter gleichen Bedingungen leben sähen und deren Hand ergriffen, im Kampfe ebenso sehr gegen den ochlokratischen Charakter des Halbgeistes und der Halbbildung, als gegen die gelegentlichen Versuche, mit Hülfe der Massenwirkung eine Tyrannei aufzurichten? Die Oligarchen sind einander nöthig, sie haben an einander ihre beste Freude, sie verstehen ihre Abzeichen, — aber trotzdem ist ein Jeder von ihnen frei: er kämpft und siegt an seiner Stelle, er geht lieber unter, als dass er sich unterwirft.

262.

Homer. — Die grösste Thatsache in der griechischen Bildung bleibt doch die, dass Homer so frühzeitig panhellenisch wurde. Alle geistige und menschliche Freiheit, welche die Griechen erreichten, geht auf diese Thatsache zurück. Aber zugleich ist es das eigentliche Verhängniss der griechischen Bildung gewesen: denn Homer verflachte,

indem er centralisirte und die ernsteren Instinkte der Unabhängigkeit auflöste. Von Zeit zu Zeit erhob sich aus dem tiefsten Grunde des Hellenischen der Widerspruch gegen Homer; aber er blieb immer siegreich. Alle grossen geistigen Mächte üben neben ihrer befreienden Wirkung auch eine unterdrückende aus; freilich ist es ein Unterschied, ob Homer oder die Bibel oder die Wissenschaft die Menschen tyrannisiren.

263.

Begabung. — In einer so hoch entwickelten Menschheit, wie die jetzige ist, bekommt von Natur Jeder den Zugang zu vielen Talenten mit. Jeder hat angeborenes Talent, aber nur Wenigen ist der Grad von Zähigkeit, Ausdauer, Energie angeboren und anerzogen, der nöthig ist, damit Einer wirklich ein Talent wird, — also wird, was er ist, das heisst: es in Werken und Handlungen entladet.

264.

Der Geistreiche entweder überschätzt oder unterschätzt. — Unwissenschaftliche, aber begabte Menschen schätzen jedes Anzeichen von Geist, sei es nun, dass er auf der Fährte der Wahrheit oder des Irrthums ist; sie wollen vor Allem, dass der Mensch, der mit ihnen verkehrt, sie gut mit seinem Geist unterhalte, sie ansporne, entflamme, zu Ernst und Scherz fortreisse und jedenfalls vor der Langenweile als kräftigstes Amulet schütze. Die wissenschaftlichen Naturen dagegen wissen, dass die Begabung, allerhand Einfälle zu haben, auf das strengste durch den Geist der Wissenschaft gezügelt werden muss; nicht Das, was glänzt, scheint, erregt, sondern die oft unscheinliche Wahrheit ist die Frucht, welche er vom

Baum der Erkenntniss zu schütteln wünscht. Er darf, wie Aristoteles, zwischen „Langweiligen“ und „Geistreichen“ keinen Unterschied machen; sein Dämon führt ihn durch die Wüste ebenso wie durch tropische Vegetation, damit er überall nur an dem Wirklichen, Haltbaren, Echten seine Freude habe. — Aus Alledem ergiebt sich, bei unbedeutenden Gelehrten, eine Missachtung und Verdächtigung des Geistreichen überhaupt, und wiederum haben geistreiche Leute häufig eine Abneigung gegen die Wissenschaft: wie zum Beispiel fast alle Künstler.

265.

Die Vernunft in der Schule. — Die Schule hat keine wichtigere Aufgabe, als strenges Denken, vorsichtiges Urtheilen, consequentes Schliessen zu lehren: deshalb hat sie von allen Dingen abzusehen, die nicht zu diesen Operationen tauglich sind, zum Beispiel von der Religion. Sie kann ja darauf rechnen, dass menschliche Unklarheit, Gewöhnung und Bedürfniss später den Bogen des allzustraffen Denkens wieder abspannen. Aber so lange ihr Einfluss währt, soll sie Das erzwingen, was das Wesentliche und Auszeichnende am Menschen ist: „Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft“ — wie wenigstens Goethe urtheilt. — Der grosse Naturforscher von Baer findet die Ueberlegenheit der Europäer im Vergleich zu Asiaten in der eingeschulten Fähigkeit, dass sie Gründe für Das, was sie glauben, angeben können, — wozu die Asiaten aber unfähig sind. Europa ist in die Schule des consequenten und kritischen Denkens gegangen, Asien weiss immer noch nicht zwischen Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden und ist sich nicht bewusst, ob seine Ueberzeugungen aus eigener Beobachtung und regelrechtem Denken oder aus

Phantasien stammen. — Die Vernunft in der Schule hat Europa zu Europa gemacht: im Mittelalter war es auf dem Wege, wieder zu einem Stück und Anhängsel Asiens zu werden, — also den wissenschaftlichen Sinn, welchen es den Griechen verdankte, einzubüssen.

266.

Unterschätzte Wirkung des gymnasialen Unterrichts. — Man sucht den Werth des Gymnasiums selten in den Dingen, welche wirklich dort gelernt und aus ihm unverlierbar heimgebracht werden, sondern in denen, welche man lehrt, welche der Schüler aber nur mit Widerwillen sich aneignet, um sie, so schnell er darf, von sich abzuschütteln. Das Lesen der Klassiker — das giebt jeder Gebildete zu — ist so, wie es überall getrieben wird, eine monströse Prozedur: vor jungen Menschen, welche in keiner Beziehung dazu reif sind, von Lehrern, welche durch ihr Sprechen, oft durch ihr Erscheinen schon einen Mehlthau über einen guten Autor legen. Doch hierin liegt gerade der Werth, der gewöhnlich verkannt wird: — dass diese Lehrer die abstrakte Sprache der höhern Kultur reden, schwerfällig und schwer zu verstehen, aber eine hohe Gymnastik des Kopfes; dass Begriffe, Kunstausdrücke, Methoden, Anspielungen in ihrer Sprache fortwährend vorkommen, welche die jungen Leute im Gespräche ihrer Angehörigen und auf der Gasse fast nie hören. Wenn die Schüler nur hören, so wird ihr Intellekt zu einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise unwillkürlich präformirt. Es ist nicht möglich, aus dieser Zucht völlig unberührt von der Abstraktion, als reines Naturkind, herauszukommen.

267.

Viele Sprachen lernen. — Viele Sprachen lernen füllt das Gedächtniss mit Worten, anstatt mit Thatsachen und Gedanken, aus: während dieses ein Behältniss ist, das bei jedem Menschen nur eine bestimmt begrenzte Masse von Inhalt aufnehmen kann. Sodann schadet das Lernen vieler Sprachen, insofern es den Glauben, Fertigkeiten zu haben, erweckt und thatsächlich auch ein gewisses verführerisches Ansehen im Verkehre verleiht; es schadet sodann auch indirekt dadurch, dass es dem Erwerben gründlicher Kenntnisse und der Absicht, auf redliche Weise die Achtung der Menschen zu verdienen, entgegenwirkt. Endlich ist es die Axt, welche dem feineren Sprachgefühl innerhalb der Muttersprache an die Wurzel gelegt wird: dies wird dadurch unheilbar beschädigt und zu Grunde gerichtet. Die beiden Völker, welche die grössten Stilisten erzeugten, Griechen und Franzosen, lernten keine fremden Sprachen. — Weil aber der Verkehr der Menschen mehr und mehr kosmopolitisch wird, und zum Beispiel ein vollkommener Kaufmann in London jetzt schon im Stande sein muss, sich in acht Sprachen schriftlich und mündlich verständlich zu machen, so ist freilich das Viele-Sprachen-lernen ein nothwendiges Uebel, — welches aber, zuletzt zum Aeussersten kommend, die Menschheit zwingen wird, ein Heilmittel zu finden: und in irgend einer fernen Zukunft wird es eine neue Sprache, zuerst als Handelssprache, dann als Sprache des geistigen Verkehres überhaupt, für Alle geben, — so gewiss, als es einmal Luft-Schifffahrt geben wird. Wozu hätte auch die vergleichende Sprachwissenschaft ein Jahrhundert lang die Gesetze der Sprache studirt und das Nothwendige, Werthvolle, Gelungene an jeder einzelnen Sprache abgeschätzt?

268.

Zur Kriegsgeschichte des Individuums. — Wir finden in ein einzelnes Menschenleben, welches durch mehrere Kulturen geht, den Kampf zusammengedrängt, welcher sich sonst zwischen zwei Generationen, zwischen Vater und Sohn, abspielt. Verschärft schon die Nähe der Verwandtschaft diesen Kampf, weil jede Partei das ihr so gut bekannte Innere der anderen Partei schonungslos in ihn mit hineinzieht, so wird dieser Kampf im einzelnen Individuum am erbittertsten sein: hier schreitet jede neue Phase über die früheren mit grausamer Ungerechtigkeit und Verkennung von deren Mitteln und Zielen hinweg.

269.

Um eine Viertelstunde früher. — Man findet gelegentlich Einen, der mit seinen Ansichten über seiner Zeit steht, aber doch nur um so viel, dass er die Vulgäransichten des nächsten Jahrzehnts vorwegnimmt. Er hat die öffentliche Meinung eher, als sie öffentlich ist, das heisst: er ist einer Ansicht, die es verdient trivial zu werden, eine Viertelstunde eher in die Arme gefallen, als Andere. Sein Ruhm pflegt aber viel lauter zu sein, als der Ruhm der wirklich Grossen und Ueberlegenen.

270.

Die Kunst, zu lesen. — Jede starke Richtung ist einseitig; sie nähert sich der Richtung der geraden Linie und ist, wie diese, ausschliessend, das heisst: sie berührt nicht viele andere Richtungen, wie dies schwache Parteien und Naturen in ihrem wellenhaften Hin- und Hergehen thun. Auch den Philologen muss man es daher nachsehen, dass sie einseitig sind. Herstellung und Reinhaltung der Texte, nebst der Erklärung derselben, in

einer Zunft jahrhundertelang fortgeübt, hat endlich jetzt die richtigen Methoden finden lassen. Das ganze Mittelalter war tief unfähig zu einer streng philologischen Erklärung, das heisst: nicht einmal fähig zum blossen Verstehenwollen dessen, was der Autor sagt; — es war Etwas, diese Methoden zu finden! man unterschätze es nicht! Alle Wissenschaft hat dadurch erst Continuität und Stetigkeit gewonnen, dass die Kunst des richtigen Lesens, das heisst die Philologie, auf ihre Höhe kam.

271.

Die Kunst, zu schliessen. — Der grösste Fortschritt, den die Menschen gemacht haben, liegt darin, dass sie jetzt richtig schliessen lernen. Das ist nichts so Natürliches, wie Schopenhauer annimmt, wenn er sagt: „zu schliessen sind Alle, zu urtheilen Wenige fähig“, sondern es ist spät erlernt worden und jetzt noch nicht zur Herrschaft gelangt. Das falsche Schliessen ist in älteren Zeiten die Regel: — die Mythologien aller Völker, ihre Magie und ihr Aberglaube, ihr religiöser Kultus, ihr Recht sind die unerschöpflichen Beweis-Fundstätten für diesen Satz.

272.

Jahresringe der individuellen Kultur. — Die Stärke oder Schwäche der geistigen Produktivität hängt lange nicht so von der angeerbten Begabung, als von dem Maasse der miterhaltenen Spannkraft ab. Die meisten jungen Gebildeten von dreissig Jahren gehen um diese Frühsonnenwende ihres Lebens zurück und sind zu neuen geistigen Wendungen von da an unlustig. Deshalb ist dann, zum Heile einer fort und fort wachsenden Kultur, gleich wieder eine neue Generation nöthig, — die

es aber ebenfalls nicht weit bringen wird: denn um die Kultur des Vaters nachzuholen, muss der Sohn die angeerbte Energie, welche der Vater auf jener Lebensstufe, als er den Sohn zeugte, selber besass, fast aufbrauchen; nur mit dem kleinen Ueberschuss kommt er weiter (— weil hier der Weg zum zweiten Mal gemacht wird, geht es ein Wenig schneller vorwärts; der Sohn verbraucht, um das Selbe zu lernen, was der Vater wusste, nicht ganz so viel Kraft). Sehr spannkräftige Männer, wie zum Beispiel Goethe, durchmessen so Viel, als kaum vier Generationen hinter einander vermögen; deshalb kommen sie aber zu schnell voraus, sodass die anderen Menschen sie erst in dem nächsten Jahrhundert einholen, vielleicht nicht einmal völlig, weil durch die häufigen Unterbrechungen die Geschlossenheit der Kultur, die Consequenz der Entwickelung geschwächt worden ist. — Die gewöhnlichen Phasen der geistigen Kultur, welche im Verlauf der Geschichte errungen ist, holen die Menschen immer schneller nach. Sie treten gegenwärtig in die Kultur als religiös bewegte Kinder ein und bringen es etwa im zehnten Lebensjahre zur höchsten Lebhaftigkeit dieser Empfindungen, gehen dann zu deren abgeschwächteren Formen (Pantheismus) über, während sie sich der Wissenschaft nähern; kommen über Gott, Unsterblichkeit und dergleichen ganz hinaus, verfallen nun aber gewöhnlich den Zaubern einer metaphysischen Philosophie. Auch diese wird ihnen endlich unglaubwürdig; die Kunst scheint dagegen immer Mehr zu gewähren, sodass eine Zeit lang die Metaphysik nur noch in einer Umwandelung zur Kunst oder als künstlerisch verklärende Stimmung übrig bleibt und fortlebt. Aber der wissenschaftliche Sinn wird immer gebieterischer und führt den Mann hin zur Naturwissenschaft und Historie

und namentlich zu den strengsten Methoden des Erkennens, während der Kunst eine immer mildere und anspruchslosere Bedeutung zufällt. Dies Alles pflegt sich jetzt innerhalb der ersten dreissig Jahre eines Mannes zu ereignen. Es ist die Rekapitulation eines Pensums, an welchem die Menschheit vielleicht dreissigtausend Jahre sich abgearbeitet hat.

273.

Zurückgegangen, nicht zurückgeblieben. — Wer gegenwärtig seine Entwickelung noch aus religiösen Empfindungen heraus anhebt und vielleicht längere Zeit nachher in Metaphysik und Kunst weiterlebt, der hat sich allerdings ein gutes Stück zurückbegeben und beginnt sein Wettrennen mit anderen modernen Menschen unter ungünstigen Voraussetzungen: er verliert scheinbar Raum und Zeit. Aber dadurch, dass er sich in jenen Bereichen aufhielt, wo Gluth und Energie entfesselt werden und fortwährend Macht als vulkanischer Strom aus unversiegbarer Quelle strömt, kommt er dann, sobald er sich nur zur rechten Zeit von jenen Gebieten getrennt hat, um so schneller vorwärts: sein Fuss ist beflügelt, seine Brust hat ruhiger, länger, ausdauernder athmen gelernt. — Er hat sich nur zurückgezogen, um zu seinem Sprunge genügenden Raum zu haben: so kann selbst etwas Fürchterliches, Drohendes in diesem Rückgange liegen.

274.

Ein Ausschnitt unseres Selbst als künstlerisches Objekt. — Es ist ein Zeichen überlegener Kultur, gewisse Phasen der Entwickelung, welche die geringeren Menschen fast gedankenlos durchleben und von der Tafel ihrer Seele dann wegwischen, mit Be-

wusstsein festzuhalten und ein getreues Bild davon zu entwerfen: denn dies ist die höhere Gattung der Malerkunst, welche nur Wenige verstehen. Dazu wird es nöthig, jene Phasen künstlich zu isoliren. Die historischen Studien bilden die Befähigung zu diesem Malerthum aus, denn sie fordern uns fortwährend auf, bei Anlass eines Stückes Geschichte — eines Volkes oder Menschenlebens — uns einen ganz bestimmten Horizont von Gedanken, eine bestimmte Stärke von Empfindungen, das Vorwalten dieser, das Zurücktreten jener vorzustellen. Darin, dass man solche Gedanken- und Gefühls-Systeme aus gegebenen Anlässen schnell reconstruiren kann, wie den Eindruck eines Tempels aus einigen zufällig stehen gebliebenen Säulen und Mauerresten, besteht der historische Sinn. Das nächste Ergebniss desselben ist, dass wir unsere Mitmenschen als ganz bestimmte solche Systeme und Vertreter verschiedener Kulturen verstehen, das heisst als nothwendig, aber als veränderlich; — ferner, dass wir aus unserer eigenen Entwickelung Stücke heraustrennen und für sich hinstellen können.

275.

Cyniker und Epikureer. — Der Cyniker erkennt den Zusammenhang zwischen den vermehrten und stärkeren Schmerzen des höher kultivirten Menschen und der Fülle von Bedürfnissen; er begreift also, dass die Unzahl von Meinungen über das Schöne, Schickliche, Geziemende, Erfreuende ebenso viele Genuss-, als Unlustquellen entspringen lassen musste. Gemäss dieser Einsicht bildet er sich zurück, indem er viele dieser Meinungen aufgiebt und sich gewissen Anforderungen der Kultur entzieht; damit gewinnt er ein Gefühl der Freiheit und der Kräftigung; und allmählich, wenn die Gewohnheit

ihm seine Lebensweise erträglich gemacht hat, zeigen sich Unlustempfindungen bei ihm in der That seltener und schwächer, als bei den kultivirten Menschen: er nähert sich dem Hausthier an. Ueberdies empfindet er Alles im Reiz des Contrastes, und — schimpfen kann er ebenfalls nach Herzenslust: sodass er dadurch wieder hoch über die Empfindungswelt des Thieres hinauskommt. — Der Epikureer hat den selben Gesichtspunkt wie der Cyniker; zwischen ihm und Jenem ist gewöhnlich bloss ein Unterschied des Temperamentes. Nur benutzt der Epikureer seine höhere Kultur, um sich von den herrschenden Meinungen unabhängig zu machen: er erhebt sich über dieselben, — während der Cyniker sie gänzlich ablehnt. Jener wandelt wie in windstillen, wohlgeschützten, halbdunkelen Gängen, während über ihm, im Winde, die Wipfel der Bäume brausen und ihm verrathen, wie heftig bewegt da draussen die Welt ist. Der Cyniker dagegen geht gleichsam nackt draussen im Windeswehen umher und härtet sich bis zur Gefühllosigkeit ab.

276.

Mikrokosmus und Makrokosmus der Kultur. Die besten Entdeckungen über die Kultur macht der Mensch in sich selbst, wenn er findet, dass zwei heterogene Mächte in ihm walten. Gesetzt, es lebe Einer ebenso sehr in der Liebe zur bildenden Kunst oder zur Musik, als er vom Geiste der Wissenschaft fortgerissen wird, und er sehe ein, dass es unmöglich ist, diesen Widerspruch durch Vernichtung der einen Macht und volle Entfesselung der anderen aufzuheben: so bleibt ihm nur übrig, ein so grosses Gebäude der Kultur aus sich zu gestalten, dass jene beiden Mächte, wenn auch an verschiedenen Enden, darin wohnen können, während zwischen ihnen versöh-

nende Mittelmächte (von überwiegender Kraft, um nöthigenfalls den ausbrechenden Streit zu schlichten) ihre Herberge haben. Ein solches Gebäude der Kultur im einzelnen Individuum wird die grösste Aehnlichkeit mit dem Kulturbau in ganzen Zeitperioden haben und eine fortgesetzte analogische Belehrung über denselben abgeben. Denn überall, wo sich die grosse Architektur der Kultur entfaltet hat, war ihre Aufgabe, die einander widerstrebenden Mächte zur Eintracht vermöge einer übermächtigen Ansammlung der weniger unverträglichen übrigen Mächte zu zwingen, ohne sie deshalb zu unterdrücken und in Fesseln zu schlagen.

277.

Glück und Kultur. — Der Anblick der Umgebungen unserer Kindheit erschüttert uns: das Gartenhaus, die Kirche mit den Gräbern, der Teich und der Wald, — dies sehen wir immer als Leidende wieder. Mitleid mit uns selbst ergreift uns: denn was haben wir seitdem Alles durchgelitten! Hier steht Jegliches noch so still, so ewig da: nur wir sind so anders, so bewegt! Selbst etliche Menschen finden wir wieder: aber auch an ihnen hat die Zeit nicht mehr ihren Zahn gewetzt, als an einem Eichenbaume: Bauern, Fischer, Waldbewohner — sie sind die Selben! — Erschütterung, Selbstmitleid beim Anblick der niederen Kultur ist das Zeichen der höheren Kultur; — woraus sich ergiebt, dass durch diese das Glück jedenfalls nicht gemehrt worden ist. Wer eben Glück und Behagen vom Leben ernten will, der möge nur immer der höheren Kultur aus dem Wege gehen.

278.

Gleichniss vom Tanze. — Es ist das entscheidende Zeichen grosser Kultur, wenn Jemand in unserer Zeit jene Kraft und Biegsamkeit besitzt, um ebenso rein und streng im Erkennen zu sein, als, in andern Momenten, auch befähigt, der Poesie, Religion und Metaphysik gleichsam hundert Schritte vorzugeben und deren Gewalt und Schönheit nachzuempfinden. Eine solche Stellung zwischen zwei so verschiedenen Ansprüchen ist sehr schwierig: denn die Wissenschaft drängt zur absoluten Herrschaft ihrer Methode; wird diesem Drängen nicht nachgegeben, so entsteht die andere Gefahr eines schwächlichen Auf- und Niederschwankens zwischen verschiedenen Antrieben. Indessen: um wenigstens mit einem Gleichniss einen Blick auf die Lösung dieser Schwierigkeit zu eröffnen, möge man sich doch daran erinnern, dass der Tanz nicht das Selbe wie ein mattes Hin- und Hertaumeln zwischen verschiedenen Antrieben ist. Die hohe Kultur wird einem kühnen Tanze ähnlich sehen: weshalb, wie gesagt, viel Kraft und Geschmeidigkeit noth thut.

279.

Von der Erleichterung des Lebens. — Ein Hauptmittel, sich das Leben zu erleichtern, ist das Idealisiren aller Vorgänge desselben; man soll sich aber aus der Malerei recht deutlich machen, was idealisiren heisst. Der Maler verlangt, dass der Zuschauer nicht zu genau, zu scharf hinsehe: er zwingt ihn in eine gewisse Ferne zurück, damit dieser von dort aus betrachte; er ist genöthigt, eine ganz bestimmte Entfernung des Betrachters vom Bilde vorauszusetzen; ja er muss sogar ein ebenso bestimmtes Maass von Schärfe des Auges bei seinem

Betrachter annehmen; in solchen Dingen darf er durchaus nicht schwanken. — Jeder also, der sein Leben idealisiren will, darf es nicht zu genau sehen wollen und muss seinen Blick in eine gewisse Entfernung zurückbannen. Dieses Kunststück verstand zum Beispiel Goethe.

280.

Erschwerung als Erleichterung und umgekehrt. — Vieles, was für gewisse Stufen des Menschen Erschwerung des Lebens ist, dient höheren Stufen als Erleichterung, weil diese letztern stärkere Erschwerungen des Lebens kennen gelernt haben. Ebenso kommt das Umgekehrte vor: so hat zum Beispiel die Religion ein Doppel-Gesicht, je nachdem ein Mensch zu ihr hinaufblickt, um von ihr sich eine Last und Noth abnehmen zu lassen, oder auf sie hinabsieht, wie auf die Fessel, welche ihm angelegt ist, damit er nicht zu hoch in die Lüfte steige.

281.

Die höhere Kultur wird nothwendig missverstanden. — Wer sein Instrument nur mit zwei Saiten bespannt hat, wie die Gelehrten, welche ausser dem Wissens-Trieb nur noch einen anerzogenen religiösen haben, der versteht jene Menschen nicht, die auf mehr Saiten spielen können. Es liegt im Wesen der höheren, vielsaitigeren Kultur, dass sie von der niederen immer falsch gedeutet wird; wie dies zum Beispiel geschieht, wenn die Kunst als eine verkappte Form des Religiösen gilt. Ja Leute, die nur religiös sind, verstehen selbst die Wissenschaft als Suchen des religiösen Gefühls, so wie Taubstumme nicht wissen, was Musik ist, wenn nicht sichtbare Bewegung.

282.

Klagelied. — Es sind vielleicht die Vorzüge unserer Zeiten, welche ein Zurücktreten und eine gelegentliche Unterschätzung der vita contemplativa mit sich bringen. Aber eingestehen muss man es sich, dass unsere Zeit arm ist an grossen Moralisten, dass Pascal, Epiktet, Seneca, Plutarch wenig noch gelesen werden, dass Arbeit und Fleiss — sonst im Gefolge der grossen Göttin Gesundheit — mitunter wie eine Krankheit zu wüthen scheinen. Weil Zeit zum Denken und Ruhe im Denken fehlt, so erwägt man abweichende Ansichten nicht mehr: man begnügt sich, sie zu hassen. Bei der ungeheuren Beschleunigung des Lebens wird Geist und Auge an ein halbes oder falsches Sehen und Urtheilen gewöhnt, und Jedermann gleicht den Reisenden, welche Land und Volk von der Eisenbahn aus kennen lernen. Selbständige und vorsichtige Haltung der Erkenntniss schätzt man beinahe als eine Art Verrücktheit ab; der Freigeist ist in Verruf gebracht, namentlich durch Gelehrte, welche an seiner Kunst, die Dinge zu betrachten, ihre Gründlichkeit und ihren Ameisenfleiss vermissen und ihn gern in einen einzelnen Winkel der Wissenschaft bannen möchten: während er die ganz andere und höhere Aufgabe hat, von einem einsam gelegenen Standorte aus den ganzen Heerbann der wissenschaftlichen und gelehrten Menschen zu befehligen und ihnen die Wege und Ziele der Kultur zu zeigen. — Eine solche Klage, wie die eben abgesungene, wird wahrscheinlich ihre Zeit haben und von selber einmal, bei einer gewaltigen Rückkehr des Genius der Meditation, verstummen.

283.

Hauptmangel der thätigen Menschen. — Den Thätigen fehlt gewöhnlich die höhere Thätigkeit: ich meine die individuelle. Sie sind als Beamte, Kaufleute, Gelehrte, das heisst als Gattungswesen thätig, aber nicht als ganz bestimmte einzelne und einzige Menschen; in dieser Hinsicht sind sie faul. — Es ist das Unglück der Thätigen, dass ihre Thätigkeit fast immer ein Wenig unvernünftig ist. Man darf zum Beispiel bei dem geldsammelnden Banquier nach dem Zweck seiner rastlosen Thätigkeit nicht fragen: sie ist unvernünftig. Die Thätigen rollen, wie der Stein rollt, gemäss der Dummheit der Mechanik. — Alle Menschen zerfallen, wie zu allen Zeiten so auch jetzt noch, in Sklaven und Freie; denn wer von seinem Tage nicht zwei Drittel für sich hat, ist ein Sklave, er sei übrigens wer er wolle: Staatsmann, Kaufmann, Beamter, Gelehrter.

284.

Zu Gunsten der Müssigen. — Zum Zeichen dafür, dass die Schätzung des beschaulichen Lebens abgenommen hat, wetteifern die Gelehrten jetzt mit den thätigen Menschen in einer Art von hastigem Genusse, wie wenn sie diese Art, zu geniessen, höher schätzten, als die, welche ihnen eigentlich zukommt und die in der That viel mehr Genuss ist. Die Gelehrten schämen sich des otium. Es ist aber ein edel Ding um Musse und Müssiggehen. — Wenn Müssiggang wirklich der Anfang aller Laster ist, so befindet er sich also wenigstens in der nächsten Nähe aller Tugenden; der müssige Mensch ist immer noch ein besserer Mensch, als der thätige. — Ihr meint doch nicht, dass ich mit Musse und Müssiggehen auf euch ziele, ihr Faulthiere? —

285.

Die moderne Unruhe. — Nach dem Westen zu wird die moderne Bewegtheit immer grösser, sodass den Amerikanern die Bewohner Europa's insgesammt sich als ruheliebende und geniessende Wesen darstellen, während diese doch selbst wie Bienen und Wespen durcheinander fliegen. Diese Bewegtheit wird so gross, dass die höhere Kultur ihre Früchte nicht mehr zeitigen kann; es ist, als ob die Jahreszeiten zu rasch auf einander folgten. Aus Mangel an Ruhe läuft unsere Civilisation in eine neue Barbarei aus. Zu keiner Zeit haben die Thätigen, das heisst die Ruhelosen, mehr gegolten. Es gehört deshalb zu den nothwendigen Correcturen, welche man am Charakter der Menschheit vornehmen muss, das beschauliche Element in grossem Maasse zu verstärken. Doch hat schon jeder Einzelne, welcher in Herz und Kopf ruhig und stetig ist, das Recht, zu glauben, dass er nicht nur ein gutes Temperament, sondern eine allgemein nützliche Tugend besitze und durch die Bewahrung dieser Tugend sogar eine höhere Aufgabe erfülle.

286.

Inwiefern der Thätige faul ist. — Ich glaube, dass Jeder über jedes Ding, über welches Meinungen möglich sind, eine eigene Meinung haben muss, weil er selber ein eigenes, nur einmaliges Ding ist, das zu allen anderen Dingen eine neue, nie dagewesene Stellung einnimmt. Aber die Faulheit, welche im Grunde der Seele des Thätigen liegt, verhindert den Menschen, das Wasser aus seinem eigenen Brunnen zu schöpfen. — Mit der Freiheit der Meinungen steht es wie mit der Gesundheit: beide sind individuell, von beiden kann kein allgemein gültiger Begriff aufgestellt werden. Das, was das eine

Individuum zu seiner Gesundheit nöthig hat, ist für ein anderes schon Grund zur Erkrankung, und manche Mittel und Wege zur Freiheit des Geistes dürfen höher entwickelten Naturen als Wege und Mittel zur Unfreiheit gelten.

287.

Censor vitae. — Der Wechsel von Liebe und Hass bezeichnet, während einer langen Zeit, den inneren Zustand eines Menschen, der frei in seinem Urtheile über das Leben werden will; er vergisst nicht und trägt den Dingen Alles nach, Gutes und Böses. Zuletzt, wenn die Tafel seiner Seele mit Erfahrungen voll geschrieben ist, wird er das Dasein nicht verachten und hassen, aber es auch nicht lieben, sondern über ihm liegen bald mit dem Auge der Freude, bald mit dem der Trauer, und, wie die Natur, bald sommerlich, bald herbstlich gesinnt sein.

288.

Nebenerfolg. — Wer ernstlich frei werden will, wird dabei ohne allen Zwang die Neigung zu Fehlern und Lastern mitverlieren; auch Aerger und Verdruss werden ihn immer seltener anfallen. Sein Wille nämlich will Nichts angelegentlicher, als Erkennen und das Mittel dazu, das heisst: den andauernden Zustand, in dem er am tüchtigsten zum Erkennen ist.

289.

Werth der Krankheit. — Der Mensch, der krank zu Bette liegt, kommt mitunter dahinter, dass er für gewöhnlich an seinem Amte, Geschäfte oder an seiner Gesellschaft krank ist und durch sie jede Besonnenheit über sich verloren hat: er gewinnt diese Weisheit aus der Musse, zu welcher ihn seine Krankheit zwingt.

290.

Empfindung auf dem Lande. — Wenn man nicht feste, ruhige Linien am Horizonte seines Lebens hat, Gebirgs- und Waldlinien gleichsam, so wird der innerste Wille des Menschen selber unruhig, zerstreut und begehrlich wie das Wesen des Städters: er hat kein Glück und giebt kein Glück.

291.

Vorsicht der freien Geister. — Freigesinnte, der Erkenntniss allein lebende Menschen werden ihr äusserliches Lebensziel, ihre endgültige Stellung zu Gesellschaft und Staat bald erreicht finden und zum Beispiel mit einem kleinen Amte oder einem Vermögen, das gerade zum Leben ausreicht, gern sich zufrieden geben; denn sie werden sich einrichten so zu leben, dass eine grosse Verwandelung der äusseren Güter, ja ein Umsturz der politischen Ordnungen ihr Leben nicht mit umwirft. Auf jene Dinge verwenden sie so wenig wie möglich Energie, damit sie mit der ganzen angesammelten Kraft und gleichsam mit einem langen Athem in das Element des Erkennens hinabtauchen können. So dürfen sie hoffen, tief zu tauchen und auch wohl auf den Grund zu sehen. — Von einem Ereigniss wird ein solcher Geist gern nur einen Zipfel nehmen, er liebt die Dinge in der ganzen Breite und Weitschweifigkeit ihrer Falten nicht: denn er will sich nicht in diese verwickeln. — Auch er kennt die Wochentage der Unfreiheit, der Abhängigkeit, der Dienstbarkeit. Aber von Zeit zu Zeit muss ihm ein Sonntag der Freiheit kommen, sonst wird er das Leben nicht aushalten. — Es ist wahrscheinlich, dass selbst seine Liebe zu den Menschen vorsichtig und etwas kurzathmig sein wird, denn er will sich mit der Welt der Neigungen

und der Blindheit nur so weit einlassen, als es zum Zwecke der Erkenntniss nöthig ist. Er muss darauf vertrauen, dass der Genius der Gerechtigkeit Etwas für seinen Jünger und Schützling sagen wird, wenn anschuldigende Stimmen ihn arm an Liebe nennen sollten. — Es giebt in seiner Lebens- und Denkweise einen verfeinerten Heroismus, welcher es verschmäht, sich der grossen Massen-Verehrung, wie sein gröberer Bruder es thut, anzubieten, und still durch die Welt und aus der Welt zu gehen pflegt. Was für Labyrinthe er auch durchwandert, unter welchen Felsen sein Strom sich auch zeitweilig durchgequält hat — kommt er an's Licht, so geht er hell, leicht und fast geräuschlos seinen Gang und lässt den Sonnenschein bis in seinen Grund hinab spielen.

292.

Vorwärts. — Und damit vorwärts auf der Bahn der Weisheit, guten Schrittes, guten Vertrauens! Wie du auch bist, so diene dir selber als Quell der Erfahrung! Wirf das Missvergnügen über dein Wesen ab, verzeihe dir dein eignes Ich: denn in jedem Falle hast du an dir eine Leiter mit hundert Sprossen, auf welchen du zur Erkenntniss steigen kannst. Das Zeitalter, in welches du dich mit Leidwesen geworfen fühlst, preist dich selig dieses Glückes wegen; es ruft dir zu, dass dir jetzt noch an Erfahrungen zu Theil werde, was Menschen späterer Zeit vielleicht entbehren müssen. Missachte es nicht, noch religiös gewesen zu sein! ergründe es völlig, wie du noch einen echten Zugang zur Kunst gehabt hast! Kannst du nicht, gerade mit Hülfe dieser Erfahrungen, ungeheuren Wegstrecken der früheren Menschheit verständnissvoller nachgehen? Sind nicht gerade auf dem Boden, welcher

dir mitunter so missfällt, auf dem Boden des unreinen Denkens, viele der herrlichsten Früchte älterer Kultur aufgewachsen? Man muss Religion und Kunst wie Mutter und Amme geliebt haben, — sonst kann man nicht weise werden. Aber man muss über sie hinaussehen, ihnen entwachsen können; bleibt man in ihrem Banne, so versteht man sie nicht. Ebenso muss dir die Historie vertraut sein und das vorsichtige Spiel mit den Wagschalen: „einerseits—andererseits". Wandle zurück, in die Fussstapfen tretend, in welchen die Menschheit ihren leidvollen grossen Gang durch die Wüste der Vergangenheit machte: so bist du am gewissesten belehrt, wohin alle spätere Menschheit nicht wieder gehen kann oder darf. Und indem du mit aller Kraft vorauserspähen willst, wie der Knoten der Zukunft noch geknüpft wird, bekommt dein eigenes Leben den Werth eines Werkzeuges und Mittels zur Erkenntniss. Du hast es in der Hand, zu erreichen, dass all dein Erlebtes: die Versuche, Irrwege, Fehler, Täuschungen, Leidenschaften, deine Liebe und deine Hoffnung, in deinem Ziele ohne Rest aufgehe. Dieses Ziel ist: selber eine nothwendige Kette von Kultur-Ringen zu werden und, von deren Nothwendigkeit aus, auf die Nothwendigkeit im Gange der allgemeinen Kultur zu schliessen. Wenn dein Blick stark genug geworden ist, den Grund in dem dunklen Brunnen deines Wesens und deiner Erkenntnisse zu sehen, so werden dir vielleicht auch in seinem Spiegel die fernen Sternbilder zukünftiger Kulturen sichtbar werden. Glaubst du, ein solches Leben, mit einem solchen Ziele, sei zu mühevoll, zu ledig aller Annehmlichkeiten? So hast du noch nicht gelernt, dass kein Honig süsser als der der Erkenntniss ist und dass die hängenden Wolken der Trübsal dir noch zum Euter dienen müssen, aus dem du

die Milch zu deiner Labung melken wirst. Kommt das Alter, so merkst du erst recht, wie du der Stimme der Natur Gehör gegeben, jener Natur, welche die ganze Welt durch Lust beherrscht: das selbe Leben, welches seine Spitze im Alter hat, hat auch seine Spitze in der Weisheit, in jenem milden Sonnenglanz einer beständigen geistigen Freudigkeit; beiden, dem Alter und der Weisheit, begegnest du auf Einem Bergrücken des Lebens, — so wollte es die Natur. Dann ist es Zeit und kein Anlass zum Zürnen, dass der Nebel des Todes naht. Dem Lichte zu — deine letzte Bewegung; ein Jauchzen der Erkenntniss — dein letzter Laut.

Sechstes Hauptstück.

Der Mensch im Verkehr.

293.

Wohlwollende Verstellung. — Im Verkehre mit Menschen ist häufig eine wohlwollende Verstellung nöthig, als ob wir die Motive ihres Handelns nicht durchschauten.

294.

Kopien. — Nicht selten begegnet man Kopien bedeutender Menschen; und den Meisten gefallen, wie bei Gemälden, so auch hier, die Kopien besser als die Originale.

295.

Der Redner. — Man kann höchst passend reden, und doch so, dass alle Welt über das Gegentheil schreit: — nämlich dann, wenn man nicht zu aller Welt redet.

296.

Mangel an Vertraulichkeit. — Mangel an Vertraulichkeit unter Freunden ist ein Fehler, der nicht gerügt werden kann, ohne unheilbar zu werden.

297.

Zur Kunst des Schenkens. — Eine Gabe ausschlagen zu müssen, bloss weil sie nicht auf die rechte Weise angeboten wurde, erbittert gegen den Geber.

298.

Der gefährlichste Parteimann. — In jeder Partei ist Einer, der durch sein gar zu gläubiges Aussprechen der Parteigrundsätze die Uebrigen zum Abfall reizt.

299.

Rathgeber des Kranken. — Wer einem Kranken Rathschläge giebt, erwirbt sich ein Gefühl von Ueberlegenheit über ihn, sei es, dass sie angenommen oder dass sie verworfen werden. Deshalb hassen reizbare und stolze Kranke die Rathgeber noch mehr als ihre Krankheit.

300.

Doppelte Art der Gleichheit. — Die Sucht nach Gleichheit kann sich so äussern, dass man entweder alle Anderen zu sich hinunterziehen möchte (durch Verkleinern, Sekretiren, Beinstellen) oder sich mit Allen hinauf (durch Anerkennen, Helfen, Freude an fremdem Gelingen).

301.

Gegen Verlegenheit. — Das beste Mittel, verlegenen Leuten zu Hülfe zu kommen, ist, dass man sie entschieden lobt.

302.

Vorliebe für einzelne Tugenden. — Wir legen nicht eher besonderen Werth auf den Besitz einer Tugend, bis wir deren völlige Abwesenheit an unserem Gegner wahrnehmen.

303.

Warum man widerspricht. — Man widerspricht oft einer Meinung, während uns eigentlich nur der Ton, mit dem sie vorgetragen wurde, unsympathisch ist.

304.

Vertrauen und Vertraulichkeit. — Wer die Vertraulichkeit mit einer anderen Person geflissentlich zu erzwingen sucht, ist gewöhnlich nicht sicher darüber, ob er ihr Vertrauen besitzt. Wer des Vertrauens sicher ist, legt auf Vertraulichkeit wenig Werth.

305.

Gleichgewicht der Freundschaft. — Manchmal kehrt, in unserm Verhältniss zu einem andern Menschen, das rechte Gleichgewicht der Freundschaft zurück, wenn wir in unsre eigene Wagschale einige Gran Unrecht legen.

306.

Die gefährlichsten Aerzte. — Die gefährlichsten Aerzte sind die, welche es dem geborenen Arzte als geborene Schauspieler mit vollkommener Kunst der Täuschung nachmachen.

307.

Wann Paradoxien am Platze sind. — Geistreichen Personen braucht man mitunter, um sie für einen Satz zu gewinnen, denselben nur in der Form einer ungeheuerlichen Paradoxie vorzulegen.

308.

Wie muthige Leute gewonnen werden. — Muthige Leute überredet man dadurch zu einer Handlung, dass man dieselbe gefährlicher darstellt, als sie ist.

309.

Artigkeiten. — Unbeliebten Personen rechnen wir die Artigkeiten, welche sie uns erweisen, zum Vergehen an.

310.

Warten lassen. — Ein sicheres Mittel, die Leute aufzubringen und ihnen böse Gedanken in den Kopf zu setzen, ist, sie lange warten zu lassen. Warten macht unmoralisch.

311.

Gegen die Vertraulichen. — Leute, welche uns ihr volles Vertrauen schenken, glauben dadurch ein Recht auf das unsrige zu haben. Dies ist ein Fehlschluss; durch Geschenke erwirbt man keine Rechte.

312.

Ausgleichsmittel. — Es genügt oft, einem Andern, dem man einen Nachtheil zugefügt hat, Gelegenheit zu einem Witze über uns zu geben, um ihm persönlich Genugthuung zu schaffen, ja um ihn für uns gut zu stimmen.

313.

Eitelkeit der Zunge. — Ob der Mensch seine schlechten Eigenschaften und Laster verbirgt oder mit Offenheit sie eingesteht, so wünscht doch in beiden Fällen seine Eitelkeit einen Vortheil dabei zu haben: man beachte nur, wie fein er unterscheidet, vor wem er jene Eigenschaften verbirgt, vor wem er ehrlich und offenherzig wird.

314.

Rücksichtsvoll. — Niemanden kränken, Niemanden beeinträchtigen wollen kann ebensowohl das Kennzeichen einer gerechten, als einer ängstlichen Sinnesart sein.

315.

Zum Disputiren erforderlich. — Wer seine Gedanken nicht auf Eis zu legen versteht, der soll sich nicht in die Hitze des Streites begeben.

316.

Umgang und Anmaassung. — Man verlernt die Anmaassung, wenn man sich immer unter verdienten Menschen weiss; Allein-sein pflanzt Uebermuth. Junge Leute sind anmaassend, denn sie gehen mit Ihresgleichen um, welche alle Nichts sind, aber gerne Viel bedeuten.

317.

Motiv des Angriffs. — Man greift nicht immer an, um Jemandem wehe zu thun, ihn zu besiegen: sondern gewiss oft nur, um sich seiner Kraft bewusst zu werden.

318.

Schmeichelei. — Personen, welche unsere Vorsicht im Verkehr mit ihnen durch Schmeicheleien betäuben wollen, wenden ein gefährliches Mittel an, gleichsam einen Schlaftrunk, welcher, wenn er nicht einschläfert, nur umsomehr wach erhält.

319.

Guter Briefschreiber. — Der, welcher keine Bücher schreibt, viel denkt und in unzureichender Gesellschaft lebt, wird gewöhnlich ein guter Briefschreiber sein.

320.

Am hässlichsten. — Es ist zu bezweifeln, ob ein Vielgereister irgendwo in der Welt hässlichere Gegenden gefunden hat, als im menschlichen Gesichte.

321.

Die Mitleidigen. — Die mitleidigen, im Unglück jederzeit hülfreichen Naturen sind selten zugleich die sich mitfreuenden: beim Glück der Anderen haben sie Nichts zu thun, sind überflüssig, fühlen sich nicht im Besitz ihrer Ueberlegenheit und zeigen deshalb leicht Missvergnügen.

322.

Verwandte eines Selbstmörders. — Verwandte eines Selbstmörders rechnen es ihm übel an, dass er nicht aus Rücksicht auf ihren Ruf am Leben geblieben ist.

323.

Undank vorauszusehen. — Der, welcher etwas Grosses schenkt, findet keine Dankbarkeit; denn der Beschenkte hat schon durch das Annehmen zu viel Last.

324.

In geistloser Gesellschaft. — Niemand dankt dem geistreichen Menschen die Höflichkeit, wenn er sich einer Gesellschaft gleichstellt, in der es nicht höflich ist, Geist zu zeigen.

325.

Gegenwart von Zeugen. — Man springt einem Menschen, der in's Wasser fällt, noch einmal so gern nach, wenn Leute zugegen sind, die es nicht wagen.

326.

Schweigen. — Die für beide Parteien unangenehmste Art, eine Polemik zu erwidern, ist, sich ärgern und schweigen: denn der Angreifende erklärt sich das Schweigen gewöhnlich als Zeichen der Verachtung.

327.

Das Geheimniss des Freundes. — Es wird Wenige geben, welche, wenn sie um Stoff zur Unterhaltung verlegen sind, nicht die geheimeren Angelegenheiten ihrer Freunde preisgeben.

328.

Humanität. — Die Humanität der Berühmtheiten des Geistes besteht darin, im Verkehre mit Unberühmten auf eine verbindliche Art Unrecht zu behalten.

329.

Der Befangene. — Menschen, die sich in der Gesellschaft nicht sicher fühlen, benutzen jede Gelegenheit, um an einem Nahegestellten, dem sie überlegen sind, diese Ueberlegenheit öffentlich, vor der Gesellschaft, zu zeigen, zum Beispiel durch Neckereien.

330.

Dank. — Eine feine Seele bedrückt es, sich Jemanden zu Dank verpflichtet zu wissen; eine grobe, sich Jemandem.

331.

Merkmal der Entfremdung. — Das stärkste Anzeichen von Entfremdung der Ansichten bei zwei Menschen ist dies, dass beide sich gegenseitig einiges Ironische sagen, aber keiner von beiden das Ironische daran fühlt.

332.

Anmaassung bei Verdiensten. — Anmaassung von Menschen mit Verdienst beleidigt noch mehr, als Anmaassung von Menschen ohne Verdienst: denn schon das Verdienst beleidigt.

333.

Gefahr in der Stimme. — Mitunter macht uns im Gespräche der Klang der eigenen Stimme verlegen und verleitet uns zu Behauptungen, welche gar nicht unserer Meinung entsprechen.

334.

Im Gespräche. — Ob man im Gespräche dem Andern vornehmlich Recht giebt oder Unrecht, ist durchaus Sache der Angewöhnung: das Eine wie das Andere hat Sinn.

335.

Furcht vor dem Nächsten. — Wir fürchten die feindselige Stimmung des Nächsten, weil wir befürchten, dass er durch diese Stimmung hinter unsere Heimlichkeiten kommt.

336.

Durch Tadel auszeichnen. — Sehr angesehene Personen ertheilen selbst ihren Tadel so, dass sie uns damit auszeichnen wollen. Es soll uns aufmerksam machen, wie angelegentlich sie sich mit uns beschäftigen. Wir verstehen sie ganz falsch, wenn wir ihren Tadel sachlich nehmen und uns gegen ihn vertheidigen; wir ärgern sie dadurch und entfremden uns ihnen.

337.

Verdruss am Wohlwollen Anderer. — Wir irren uns über den Grad, in welchem wir uns gehasst, gefürchtet glauben, weil wir selber zwar gut den Grad unserer Abweichung von einer Person, Richtung, Partei kennen, jene Andern aber uns nur oberflächlich kennen und deshalb auch nur oberflächlich hassen. Wir begegnen

oft einem Wohlwollen, welches uns unerklärlich ist; verstehen wir es aber, so beleidigt es uns, weil es zeigt, dass man uns nicht ernst, nicht wichtig genug nimmt.

338.

Sich kreuzende Eitelkeiten. — Zwei sich begegnende Personen, deren Eitelkeit gleich gross ist, behalten hinterdrein von einander einen schlechten Eindruck, weil jede so mit dem Eindruck beschäftigt war, den sie bei der andern hervorbringen wollte, dass die andere auf sie keinen Eindruck machte; beide merken endlich, dass ihr Bemühen verfehlt ist und schieben je der andern die Schuld zu.

339.

Unarten als gute Anzeichen. — Der überlegene Geist hat an den Taktlosigkeiten, Anmaassungen, ja Feindseligkeiten ehrgeiziger Jünglinge gegen ihn sein Vergnügen; es sind die Unarten feuriger Pferde, welche noch keinen Reiter getragen haben und die doch in Kurzem so stolz sein werden, ihn zu tragen.

340.

Wann es rathsam ist, Unrecht zu behalten. — Man thut gut, Anschuldigungen, selbst wenn sie uns Unrecht thun, ohne Widerlegung hinzunehmen, im Fall der Anschuldigende ein noch grösseres Unrecht darin erblicken würde, wenn wir ihm widersprächen oder gar ihn widerlegten. Freilich kann Einer auf diese Weise immer Unrecht haben und immer Recht behalten und zuletzt mit dem besten Gewissen von der Welt der unerträglichste Tyrann und Quälgeist werden; und was vom Einzelnen gilt, kann auch bei ganzen Klassen der Gesellschaft vorkommen.

341.

Zu wenig geehrt. — Sehr eingebildete Personen, denen man weniger Beachtung geschenkt hat, als sie erwarteten, versuchen lange, sich selbst und Andere darüber irre zu führen, und werden spitzfindige Psychologiker, um herauszubekommen, dass der Andere sie doch genügend geehrt hat: erreichen sie ihr Ziel nicht, reisst der Schleier der Täuschung, so geben sie sich nun um so grösserem Unmuthe hin.

342.

Urzustände in der Rede nachklingend. — In der Art, wie jetzt die Männer im Verkehre Behauptungen aufstellen, erkennt man oft einen Nachklang der Zeiten, wo dieselben sich besser auf Waffen, als auf irgend Etwas verstanden: sie handhaben ihre Behauptungen bald wie zielende Schützen ihr Gewehr, bald glaubt man das Sausen und Klirren der Klingen zu hören; und bei einigen Männern poltert eine Behauptung herab wie ein derber Knüttel. — Frauen dagegen sprechen so, wie Wesen, welche Jahrtausende lang am Webstuhl sassen oder die Nadel führten oder mit Kindern kindisch waren.

343.

Der Erzähler. — Wer Etwas erzählt, lässt leicht merken, ob er erzählt, weil ihn das Faktum interessirt oder weil er durch die Erzählung interessiren will. Im letzteren Falle wird er übertreiben, Superlative gebrauchen, und Aehnliches thun. Er erzählt dann gewöhnlich schlechter, weil er nicht so sehr an die Sache, als an sich denkt.

344.

Der Vorleser. — Wer dramatische Dichtungen vorliest, macht Entdeckungen über seinen Charakter: er findet für gewisse Stimmungen und Scenen seine Stimme natürlicher, als für andere, etwa für alles Pathetische oder für das Scurrile, während er vielleicht im gewöhnlichen Leben nur nicht Gelegenheit hatte, Pathos oder Scurrilität zu zeigen.

345.

Eine Lustspiel-Scene, welche im Leben vorkommt. — Jemand denkt sich eine geistreiche Meinung über ein Thema aus, um sie in einer Gesellschaft vorzutragen. Nun würde man im Lustspiel anhören und ansehen, wie er mit allen Segeln an den Punkt zu kommen und die Gesellschaft dort einzuschiffen sucht, wo er seine Bemerkung machen kann: wie er fortwährend die Unterhaltung nach Einem Ziele schiebt, gelegentlich die Richtung verliert, sie wiedergewinnt, endlich den Augenblick erreicht: fast versagt ihm der Athem — und da nimmt ihm Einer aus der Gesellschaft die Bemerkung vom Munde weg. Was wird er thun? Seiner eigenen Meinung opponiren?

346.

Wider Willen unhöflich. — Wenn Jemand wider Willen einen Andern unhöflich behandelt, zum Beispiel nicht grüsst, weil er ihn nicht erkennt, so wurmt ihn dies, obwohl er nicht seiner Gesinnung einen Vorwurf machen kann; ihn kränkt die schlechte Meinung, welche er bei dem Andern erregt hat, oder er fürchtet die Folgen einer Verstimmung, oder ihn schmerzt es, den Andern verletzt zu haben, — also Eitelkeit, Furcht oder Mitleid können rege werden, vielleicht auch alles zusammen.

347.

Verräther-Meisterstück. — Gegen den Mitverschworenen den kränkenden Argwohn zu äussern, ob man nicht von ihm verrathen werde, und dies gerade in dem Augenblicke, wo man selbst Verrath übt, ist ein Meisterstück der Bosheit, weil es den Andern persönlich occupirt und ihn zwingt, eine Zeit lang sich sehr unverdächtig und offen zu benehmen, sodass der wirkliche Verräther sich freie Hand gemacht hat.

348.

Beleidigen und beleidigt werden. — Es ist weit angenehmer, zu beleidigen und später um Verzeihung zu bitten, als beleidigt zu werden und Verzeihung zu gewähren. Der, welcher das Erste thut, giebt ein Zeichen von Macht und nachher von Güte des Charakters. Der Andere, wenn er nicht als inhuman gelten will, muss schon verzeihen; der Genuss an der Demüthigung des Anderen ist dieser Nöthigung wegen gering.

349.

Im Disput. — Wenn man der Meinung eines Andern widerspricht und dabei zugleich seine eigene entwickelt, so verrückt gewöhnlich die fortwährende Rücksicht auf die andere Meinung die natürliche Haltung der eigenen: sie erscheint absichtlicher, schärfer, vielleicht etwas übertrieben.

350.

Kunstgriff. — Wer etwas Schwieriges von einem Andern erlangen will, muss die Sache überhaupt nicht als Problem fassen, sondern schlicht seinen Plan hinlegen,

als sei er die einzige Möglichkeit; er muss es verstehen, wenn im Auge des Gegners der Einwand, der Widerspruch dämmert, schnell abzubrechen und ihm keine Zeit zu geben.

351.

Gewissensbisse nach Gesellschaften. — Warum haben wir nach gewöhnlichen Gesellschaften Gewissensbisse? Weil wir wichtige Dinge leicht genommen haben, weil wir bei der Besprechung von Personen nicht mit voller Treue gesprochen oder weil wir geschwiegen haben, wo wir reden sollten, weil wir gelegentlich nicht aufgesprungen und fortgelaufen sind, kurz weil wir uns in der Gesellschaft benahmen, als ob wir zu ihr gehörten.

352.

Man wird falsch beurtheilt. — Wer immer darnach hinhorcht, wie er beurtheilt wird, hat immer Aerger. Denn wir werden schon von Denen, welche uns am nächsten stehen („am besten kennen"), falsch beurtheilt. Selbst gute Freunde lassen ihre Verstimmung mitunter in einem missgünstigen Worte aus; und würden sie unsere Freunde sein, wenn sie uns genau kännten? — Die Urtheile der Gleichgültigen thun sehr weh, weil sie so unbefangen, fast sachlich klingen. Merken wir aber gar, dass Jemand, der uns feind ist, uns in einem geheim gehaltenen Punkte so gut kennt, wie wir uns, wie gross ist dann erst der Verdruss!

353.

Tyrannei des Portraits. — Künstler und Staatsmänner, die schnell aus einzelnen Zügen das ganze Bild eines Menschen oder Ereignisses combiniren, sind am meisten dadurch ungerecht, dass sie hinterdrein verlangen,

das Ereigniss oder der Mensch müsse wirklich so sein, wie sie es malten; sie verlangen geradezu, dass Einer so begabt, so verschlagen, so ungerecht sei, wie er in ihrer Vorstellung lebt.

354.

Der Verwandte als der beste Freund. — Die Griechen, die so gut wussten, was ein Freund sei, — (sie allein von allen Völkern haben eine tiefe, vielfache philosophische Erörterung der Freundschaft, da ihnen zuerst, und bis jetzt zuletzt, der Freund als ein lösenswerthes Problem erschienen war) — diese selben Griechen haben die Verwandten mit einem Ausdrucke bezeichnet, welcher der Superlativ des Wortes „Freund" ist. Dies bleibt mir unerklärlich.

355.

Verkannte Ehrlichkeit. — Wenn Jemand im Gespräche sich selber citirt („ich sagte damals", „ich pflege zu sagen"), so macht dies den Eindruck der Anmaassung, während es häufig gerade aus der entgegengesetzten Quelle hervorgeht, mindestens aus Ehrlichkeit, welche den Augenblick nicht mit den Einfällen schmücken und herausputzen will, welche einem früheren Augenblicke angehören.

356.

Der Parasit. — Es bezeichnet einen völligen Mangel an vornehmer Gesinnung, wenn Jemand, nur um nicht arbeiten zu müssen, lieber in Abhängigkeit, auf Anderer Kosten leben will, — gewöhnlich mit einer heimlichen Erbitterung gegen Die, von denen er abhängt. — Eine solche Gesinnung ist viel häufiger bei Frauen zu finden, als bei Männern: an ihnen auch viel verzeihlicher (aus historischen Gründen).

357.

Auf dem Altar der Versöhnung. — Es giebt Umstände, wo man eine Sache von einem Menschen nur so erlangt, dass man ihn beleidigt und sich verfeindet: dieses Gefühl, einen Feind zu haben, quält ihn so, dass er gern das erste Anzeichen einer milderen Stimmung zur Versöhnung benützt und auf dem Altar dieser Versöhnung die Sache opfert, an der ihm früher so viel gelegen war, dass er sie um keinen Preis geben wollte.

358.

Mitleid fordern, ein Zeichen der Anmaassung. Es giebt Menschen, welche, wenn sie in Zorn gerathen und die Anderen beleidigen, dabei erstens verlangen, dass man ihnen Nichts übel nehme, und zweitens, dass man mit ihnen Mitleid habe, weil sie so heftigen Paroxysmen unterworfen sind. So weit geht die menschliche Anmaassung.

359.

Köder. — „Jeder Mensch hat seinen Preis",*) — das ist nicht wahr. Aber es findet sich wohl für Jeden ein Köder, an den er anbeissen muss. So braucht man, um manche Person für eine Sache zu gewinnen, dieser Sache nur den Glanz des Menschenfreundlichen, Edlen, Mildthätigen, Aufopfernden zu geben — und welcher Sache könnte man ihn nicht geben? — Es ist das Zuckerwerk und die Näscherei ihrer Seele; andere haben anderes.

360.

Verhalten beim Lobe. — Wenn gute Freunde die begabte Natur loben, so wird sie sich öfters aus Höflichkeit und Wohlwollen darüber erfreut zeigen: aber

*) Wort Cromwell's.

in Wahrheit ist es ihr gleichgültig. Ihr eigentliches Wesen ist ganz träge dagegen und um keinen Schritt dadurch aus der Sonne oder dem Schatten, in dem sie liegt, herauszuwälzen; doch die Menschen wollen durch Lob eine Freude machen, und man würde sie betrüben, wenn man sich über ihr Lob nicht auch erfreut zeigte.

361.

Die Erfahrung des Sokrates. — Ist man in einer Sache Meister geworden, so ist man gewöhnlich eben dadurch in den meisten andern Sachen ein Stümper geblieben; aber man urtheilt gerade umgekehrt, — wie dies schon Sokrates erfuhr.*) Dies ist der Uebelstand, welcher den Umgang mit Meistern unangenehm macht.

362.

Mittel der Verthierung. — Im Kampf mit der Dummheit werden die billigsten und sanftesten Menschen zuletzt brutal. Sie sind damit vielleicht auf dem rechten Wege der Vertheidigung; denn an die dumme Stirn gehört, als Argument, von Rechtswegen die geballte Faust. Aber weil, wie gesagt, ihr Charakter sanft und billig ist, so leiden sie durch diese Mittel der Nothwehr mehr, als sie Leid zufügen.

363.

Neugierde. — Wenn die Neugierde nicht wäre, würde Wenig für das Wohl des Nächsten gethan werden. Aber die Neugierde schleicht sich unter dem Namen der Pflicht oder des Mitleides in das Haus des Unglücklichen und Bedürftigen. — Vielleicht ist selbst an der vielgerühmten Mutterliebe ein gut Stück Neugierde.

*) Apologie 8.

364.

Verrechnung in der Gesellschaft. — Dieser wünscht interessant zu sein durch seine Urtheile, Jener durch seine Neigungen und Abneigungen, der Dritte durch seine Bekanntschaften, ein Vierter durch seine Vereinsamung — und sie verrechnen sich Alle. Denn Der, vor dem das Schauspiel aufgeführt wird, meint, selber das einzig dabei in Betracht kommende Schauspiel zu sein.

365.

Duell. — Zu Gunsten aller Ehrenhändel und Duelle ist zu sagen, dass, wenn Einer ein so reizbares Gefühl hat, nicht leben zu wollen, wenn Der und Der das und das über ihn sagt oder denkt, er ein Recht hat, die Sache auf den Tod des Einen oder des Andern ankommen zu lassen. Darüber, dass er so reizbar ist, ist gar nicht zu rechten, damit sind wir die Erben der Vergangenheit, ihrer Grösse sowohl wie ihrer Uebertreibungen, ohne welche es nie eine Grösse gab. Existirt nun ein Ehren-Kanon, welcher Blut an Stelle des Todes gelten lässt, sodass nach einem regelrechten Duell das Gemüth erleichtert wird, so ist dies eine grosse Wohlthat, weil sonst viele Menschenleben in Gefahr wären. — Eine solche Institution erzieht übrigens die Menschen in Vorsicht auf ihre Aeusserungen und macht den Umgang mit ihnen möglich.

366.

Vornehmheit und Dankbarkeit. — Eine vornehme Seele wird sich gern zur Dankbarkeit verpflichtet fühlen und den Gelegenheiten, bei denen sie sich verpflichtet, nicht ängstlich aus dem Wege gehen; ebenso wird sie nachher gelassen in den Aeusserungen der

Dankbarkeit sein; während niedere Seelen sich gegen alles Verpflichtet-werden sträuben oder nachher in den Aeusserungen ihrer Dankbarkeit übertrieben und allzu sehr beflissen sind. Letzteres kommt übrigens auch bei Personen von niederer Herkunft oder gedrückter Stellung vor: eine Gunst, ihnen erwiesen, deucht ihnen ein Wunder von Gnade.

367.

Die Stunden der Beredtsamkeit. — Der Eine hat, um gut zu sprechen, Jemanden nöthig, der ihm entschieden und anerkannt überlegen ist; der Andere kann nur vor Einem, den er überragt, völlige Freiheit der Rede und glückliche Wendungen der Beredtsamkeit finden: in beiden Fällen ist es der selbe Grund; Jeder von ihnen redet nur gut, wenn er sans gêne redet, der Eine, weil er vor dem Höheren den Antrieb der Concurrenz, des Wettbewerbs nicht fühlt, der Andere ebenfalls deshalb angesichts des Niederen. — Nun giebt es eine ganz andere Gattung von Menschen, die nur gut reden, wenn sie im Wetteifer, mit der Absicht zu siegen, reden. Welche von beiden Gattungen ist die ehrgeizigere: die, welche aus erregter Ehrsucht gut, oder die, welche aus eben diesen Motiven schlecht oder gar nicht spricht?

368.

Das Talent zur Freundschaft. — Unter den Menschen, welche eine besondere Gabe zur Freundschaft haben, treten zwei Typen hervor. Der Eine ist in fortwährendem Aufsteigen und findet für jede Phase seiner Entwickelung einen genau zugehörigen Freund. Die Reihe von Freunden, welche er auf diese Weise erwirbt, ist unter sich selten in Zusammenhang, mitunter in

Misshelligkeit und Widerspruch: ganz dem entsprechend, dass die späteren Phasen in seiner Entwickelung die früheren Phasen aufheben oder beeinträchtigen. Ein solcher Mensch mag im Scherz eine Leiter heissen. — Den andern Typus vertritt Der, welcher eine Anziehungskraft auf sehr verschiedene Charaktere und Begabungen ausübt, sodass er einen ganzen Kreis von Freunden gewinnt; diese selbst aber kommen dadurch unter einander in freundschaftliche Beziehung, trotz aller Verschiedenheit. Einen solchen Menschen nenne man einen Kreis: denn in ihm muss jene Zusammengehörigkeit so verschiedener Anlagen und Naturen irgendwie vorgebildet sein. — Uebrigens ist die Gabe, gute Freunde zu haben, in manchem Menschen grösser, als die Gabe, ein guter Freund zu sein.

369.

Taktik im Gespräch. — Nach einem Gespräch mit Jemandem ist man am besten auf den Mitunterredner zu sprechen, wenn man Gelegenheit hatte, seinen Geist, seine Liebenswürdigkeit vor ihm im ganzen Glanze zu zeigen. Dies benutzen kluge Menschen, welche Jemanden sich günstig stimmen wollen, indem sie bei der Unterredung ihm die besten Gelegenheiten zu einem guten Witz und dergleichen zuschieben. Es wäre ein lustiges Gespräch zwischen zwei sehr Klugen zu denken, welche sich gegenseitig günstig stimmen wollen und sich deshalb die schönen Gelegenheiten im Gespräch hin und her zuwerfen, während keiner sie annimmt: sodass das Gespräch im Ganzen geistlos und unliebenswürdig verliefe, weil Jeder dem Andern die Gelegenheit zu Geist und Liebenswürdigkeit zuwiese.

370.

Entladung des Unmuthes. — Der Mensch, dem Etwas misslingt, führt dies Misslingen lieber auf den bösen Willen eines Anderen, als auf den Zufall zurück. Seine gereizte Empfindung wird erleichtert, wenn er sich — statt eine Sache — eine Person als Ursache des Misslingens denkt; denn an Personen kann man sich rächen, die Unbilden des Zufalls aber muss man hinunterwürgen. Die Umgebung eines Fürsten pflegt deshalb, wenn diesem Etwas misslungen ist, einen einzelnen Menschen als angebliche Ursache zu bezeichnen und im Interesse aller Höflinge aufzuopfern; denn der Missmuth des Fürsten würde sich sonst an ihnen Allen auslassen, da er ja an der Schicksalsgöttin selber keine Rache nehmen kann.

371.

Die Farbe der Umgebung annehmen. — Warum ist Neigung und Abneigung so ansteckend, dass man in der Nähe einer stark empfindenden Person kaum leben kann, ohne mit ihrem Für und Wider angefüllt zu werden? Erstens ist die völlige Enthaltung vom Urtheilen sehr schwer, mitunter für unsere Eitelkeit geradezu unerträglich; sie trägt da gleiche Farbe mit der Gedanken- und Empfindungsarmuth oder mit der Aengstlichkeit, der Unmännlichkeit: und so werden wir wenigstens dazu fortgerissen, Partei zu nehmen, vielleicht gegen die Richtung unserer Umgebung, wenn diese Stellung unserm Stolze mehr Vergnügen macht. Gewöhnlich aber — das ist das Zweite — bringen wir uns den Uebergang von Gleichgültigkeit zu Neigung oder Abneigung gar nicht zum Bewusstsein, sondern gewöhnen uns allmählich an die Empfindungsweise unserer Umgebung, und weil sympa-

thisches Zustimmen und einander-Verstehen so angenehm ist, tragen wir bald alle Zeichen und Parteifarben dieser Umgebung.

372.

Ironie. — Die Ironie ist nur als pädagogisches Mittel am Platze, von Seiten eines Lehrers im Verkehr mit Schülern irgend welcher Art: ihr Zweck ist Demüthigung, Beschämung, aber von jener heilsamen Art, welche gute Vorsätze erwachen lässt und Dem, welcher uns so behandelte, Verehrung, Dankbarkeit als einem Arzte entgegenbringen heisst. Der Ironische stellt sich unwissend und zwar so gut, dass die sich mit ihm unterredenden Schüler getäuscht sind und in ihrem guten Glauben an ihr eigenes Besserwissen dreist werden und sich Blössen aller Art geben; sie verlieren die Behutsamkeit und zeigen sich, wie sie sind, — bis in einem Augenblick die Leuchte, die sie dem Lehrer in's Gesicht hielten, ihre Strahlen sehr demüthigend auf sie selbst zurückfallen lässt. — Wo ein solches Verhältniss, wie zwischen Lehrer und Schüler, nicht vorliegt, da ist die Ironie eine Unart, ein gemeiner Affekt. Alle ironischen Schriftsteller rechnen auf die alberne Gattung von Menschen, die sich gerne allen Anderen mit dem Autor zusammen überlegen fühlen wollen, als welchen sie für das Mundstück ihrer Anmaassung ansehen. — Die Gewöhnung an Ironie, ebenso wie die an Sarkasmus, verdirbt übrigens den Charakter, sie verleiht allmählich die Eigenschaft einer schadenfrohen Ueberlegenheit: man ist zuletzt einem bissigen Hunde gleich, der noch das Lachen gelernt hat, ausser dem Beissen.

373.

Anmaassung. — Vor Nichts soll man sich so hüten, als vor dem Aufwachsen jenes Unkrautes, welches Anmaassung heisst und uns jede gute Ernte verdirbt; denn es giebt Anmaassung in der Herzlichkeit, in der Ehrenbezeigung, in der wohlwollenden Vertraulichkeit, in der Liebkosung, im freundschaftlichen Rathe, im Eingestehen von Fehlern, im Mitleid mit Anderen: — alle diese schönen Dinge erwecken Widerwillen, wenn jenes Kraut dazwischenwächst. Der Anmaassende, das heisst Der, welcher Mehr bedeuten will, als er ist oder gilt, macht immer eine falsche Berechnung. Zwar hat er den augenblicklichen Erfolg für sich, insofern die Menschen, vor denen er anmaassend ist, ihm gewöhnlich das Maass von Ehre zollen, welches er fordert, aus Angst oder Bequemlichkeit; aber sie nehmen eine schlimme Rache dafür, da sie ebenso Viel, als er über das Maass forderte, von dem Werthe subtrahiren, den sie ihm bis jetzt beilegten. Es giebt Nichts, was die Menschen sich theurer bezahlen lassen, als Demüthigung. Der Anmaassende kann sein wirkliches, grosses Verdienst in den Augen der Andern so verdächtigen und klein machen, dass man mit staubigen Füssen darauf tritt. — Selbst ein stolzes Benehmen sollte man sich nur dort erlauben, wo man ganz sicher sein kann, nicht missverstanden und als anmaassend betrachtet zu werden, zum Beispiel vor Freunden und Gattinnen. Denn es giebt im Verkehre mit Menschen keine grössere Thorheit, als sich den Ruf des Anmaassenden zuzuziehen; es ist noch schlimmer, als wenn man nicht gelernt hat, höflich zu lügen.

374.

Zwiegespräch. — Das Zwiegespräch ist das vollkommene Gespräch, weil Alles, was der Eine sagt, seine bestimmte Farbe, seinen Klang, seine begleitende Gebärde in strenger Rücksicht auf den Anderen, mit dem gesprochen wird, erhält, — also dem entsprechend, was beim Briefverkehr geschieht: dass man unter zehn Ausdrucksweisen eines und des selben Gefühls diejenige wählt, die sich nur für diesen und keinen andern Adressaten eignet. Beim Zwiegespräch giebt es nur eine einzige Strahlenbrechung des Gedankens: diese bringt der Mit-Unterredner hervor, als der Spiegel, in welchem wir unsere Gedanken möglichst schön wiedererblicken wollen. Wie aber ist es bei zwei, bei drei und mehr Mit-Unterrednern? Da verliert nothwendig das Gespräch an individualisirender Feinheit, die verschiedenen Rücksichten kreuzen sich, heben sich auf: die Wendung, welche dem Einen wohlthut, ist nicht der Sinnesart des Andern gemäss. Deshalb wird der Mensch im Verkehr mit Mehreren gezwungen, sich auf sich zurückzuziehen, die Thatsachen hinzustellen, wie sie sind, und ihnen gerade jenen spielenden Aether der Humanität zu nehmen, der ein Zwiegespräch zu den angenehmsten Dingen der Welt macht. Man höre nur den Ton, in welchem Männer im Verkehr mit ganzen Gruppen von Männern zu reden pflegen! es ist, als ob der Grundbass aller Rede der sei: „Das bin ich! das sage ich! Nun haltet davon, was ihr wollt!“ — Dies ist auch der Grund, weshalb geistreiche Frauen bei Dem, welcher sie in Gesellschaften kennen lernte, meistens einen befremdenden, peinlichen, abschreckenden Eindruck hinterlassen: es ist das Reden zu Vielen, vor Vielen, das die Frauen aller geistigen Liebenswürdigkeit beraubt und nur das bewusste

Beruhen auf sich selbst, ihre Taktik und die Absicht auf öffentlichen Sieg in grellem Lichte zeigt: während die selben Frauen im Zwiegespräch wieder zu Weibern werden und ihre geistige Anmuth wiederfinden.

375.

Nachruhm. — Auf die Anerkennung einer fernen Zukunft hoffen, hat nur Sinn, wenn man annimmt, dass die Menschheit wesentlich unverändert bleibe und dass alles Grosse nicht für Eine, sondern für alle Zeiten als gross empfunden werden müsse. Dies ist aber ein Irrthum; die Menschheit, in ihrem Empfinden und Urtheilen über Das, was schön und gut ist, verwandelt sich sehr stark; es ist Phantasterei, von sich zu glauben, dass man eine Meile Wegs voraus sei und dass die gesammte Menschheit unsere Strasse ziehe. Zudem: ein Gelehrter, der sich verkannt weiss, darf jetzt bestimmt darauf rechnen, dass seine Entdeckung von Anderen auch gemacht wird, und dass ihm besten Falls einmal später von einem Historiker zuerkannt wird, er habe Das und Jenes auch schon gewusst, sei aber nicht im Stande gewesen, seiner Sache Glauben zu verschaffen. Nicht-anerkannt-werden wird von der Nachwelt immer als Mangel an Kraft ausgelegt. — Kurz, man soll der hochmüthigen Vereinsamung nicht zu bereitwillig das Wort reden. Es mag ja Ausnahmefälle geben: aber zumeist sind es unsere Fehler, Schwächen und Narrheiten, welche die Anerkennung unserer grossen Eigenschaften verhindern.

376.

Von den Freunden. — Ueberlege nur mit dir selber einmal, wie verschieden die Empfindungen, wie getheilt die Meinungen selbst unter den nächsten Be-

kannten sind! wie selbst gleiche Meinungen in den Köpfen deiner Freunde eine ganz andere Stellung oder Stärke haben, als in deinem! wie hundertfältig der Anlass kommt zum Missverstehen, zum feindseligen Auseinanderfliehen! Nach Alledem wirst du dir sagen: „Wie unsicher ist der Boden, auf dem alle unsere Bündnisse und Freundschaften ruhen! wie nahe sind kalte Regengüsse oder böse Wetter! wie vereinsamt ist jeder Mensch!" — Sieht Einer dies ein, und noch dazu, dass alle Meinungen und deren Art und Stärke bei seinen Mitmenschen ebenso nothwendig und unverantwortlich sind wie ihre Handlungen, gewinnt er das Auge für diese innere Nothwendigkeit der Meinungen aus der unlösbaren Verflechtung von Charakter, Beschäftigung, Talent, Umgebung, — so wird er vielleicht die Bitterkeit der Empfindung los, mit der jener Weise rief: „Freunde, es giebt keine Freunde!" Er wird sich vielmehr eingestehen: Ja, es giebt Freunde! aber der Irrthum, die Täuschung über dich führte sie dir zu! und schweigen müssen sie gelernt haben, um dir freund zu bleiben! denn fast immer beruhen solche menschliche Beziehungen darauf, dass irgend ein paar Dinge nie gesagt werden, ja dass an sie nie gerührt wird: kommen diese Steinchen aber in's Rollen, so folgt die Freundschaft hinterdrein und zerbricht. Giebt es Menschen, welche nicht tödtlich zu verletzen wären, wenn sie erführen, was ihre vertrautesten Freunde im Grunde von ihnen denken? — Indem wir uns selbst erkennen und unser Wesen selber als eine wandelnde Sphäre der Meinungen und Stimmungen ansehen und somit ein Wenig geringschätzen lernen, bringen wir uns wieder in's Gleichgewicht mit den Uebrigen. Es ist wahr, wir haben gute Gründe, unsere Bekannten, und seien es die grössten,

gering zu achten; aber eben so gute, diese Empfindung gegen uns selber zu kehren. — Und so wollen wir es mit einander aushalten, da wir es ja mit uns aushalten; und vielleicht kommt Jedem auch einmal die freudigere Stunde, wo er sagt:

„Freunde, es giebt keine Freunde!“ so rief der sterbende Weise;
„Feinde, es giebt keinen Feind!“ — ruf' ich, der lebende Thor.

Siebentes Hauptstück.

Weib und Kind.

377.

Das vollkommene Weib. — Das vollkommene Weib ist ein höherer Typus des Menschen, als der vollkommene Mann: auch etwas viel Seltneres. — Die Naturwissenschaft der Thiere bietet ein Mittel, diesen Satz wahrscheinlich zu machen.

378.

Freundschaft und Ehe. — Der beste Freund wird wahrscheinlich die beste Gattin bekommen, weil die gute Ehe auf dem Talent zur Freundschaft beruht.

379.

Fortleben der Eltern. — Die unaufgelösten Dissonanzen im Verhältniss von Charakter und Gesinnung der Eltern klingen in dem Wesen des Kindes fort und machen seine innere Leidensgeschichte aus.

380.

Von der Mutter her. — Jedermann trägt ein Bild des Weibes von der Mutter her in sich: davon wird er bestimmt, die Weiber überhaupt zu verehren oder sie geringzuschätzen oder gegen sie im Allgemeinen gleichgültig zu sein.

381.

Die Natur corrigiren. — Wenn man keinen guten Vater hat, so soll man sich einen anschaffen.

382.

Väter und Söhne. — Väter haben Viel zu thun, um es wieder gut zu machen, dass sie Söhne haben.

383.

Irrthum vornehmer Frauen. — Die vornehmen Frauen denken, dass eine Sache gar nicht da ist, wenn es nicht möglich ist, von ihr in der Gesellschaft zu sprechen.

384.

Eine Männerkrankheit. — Gegen die Männerkrankheit der Selbstverachtung hilft es am sichersten, von einem klugen Weibe geliebt zu werden.

385.

Eine Art der Eifersucht. — Mütter sind leicht eifersüchtig auf die Freunde ihrer Söhne, wenn diese besondere Erfolge haben. Gewöhnlich liebt eine Mutter sich mehr in ihrem Sohn, als den Sohn selber.

386.

Vernünftige Unvernunft. — In der Reife des Lebens und des Verstandes überkommt den Menschen das Gefühl, dass sein Vater Unrecht hatte, ihn zu zeugen.

387.

Mütterliche Güte. — Manche Mutter braucht glückliche, geehrte Kinder, manche unglückliche: sonst kann sich ihre Güte als Mutter nicht zeigen.

388.

Verschiedene Seufzer. — Einige Männer haben über die Entführung ihrer Frauen geseufzt, — viele darüber, dass Niemand sie ihnen entführen wollte.

389.

Liebesheirathen. — Die Ehen, welche aus Liebe geschlossen werden (die sogenannten Liebesheirathen), haben den Irrthum zum Vater und die Noth (das Bedürfniss) zur Mutter.

390.

Frauenfreundschaft. — Frauen können recht gut mit einem Manne Freundschaft schliessen; aber um diese aufrecht zu erhalten — dazu muss wohl eine kleine physische Antipathie mithelfen.

391.

Langeweile. — Viele Menschen, namentlich Frauen, empfinden die Langeweile nicht, weil sie niemals ordentlich arbeiten gelernt haben.

392.

Ein Element der Liebe. — In jeder Art der weiblichen Liebe kommt auch Etwas von der mütterlichen Liebe zum Vorschein.

393.

Die Einheit des Ortes und das Drama. — Wenn die Ehegatten nicht beisammen lebten, würden die guten Ehen häufiger sein.

394.

Gewöhnliche Folgen der Ehe. — Jeder Umgang, der nicht hebt, zieht nieder, und umgekehrt; deshalb sinken gewöhnlich die Männer etwas, wenn sie Frauen

nehmen, während die Frauen etwas gehoben werden. Allzu geistige Männer bedürfen ebenso sehr der Ehe, als sie ihr wie einer widrigen Medizin widerstreben.

395.

Befehlen lehren. — Kinder aus bescheidenen Familien muss man ebenso sehr das Befehlen durch Erziehung lehren, wie andere Kinder das Gehorchen.

396.

Verliebt werden wollen. — Verlobte, welche die Convenienz zusammengefügt hat, bemühen sich häufig, verliebt zu werden, um über den Vorwurf der kalten, berechnenden Nützlichkeit hinwegzukommen. Ebenso bemühen sich Solche, die ihres Vortheils wegen zum Christenthum umlenken, wirklich fromm zu werden; denn so wird das religiöse Mienenspiel ihnen leichter.

397.

Kein Stillstand in der Liebe. — Ein Musiker, der das langsame Tempo liebt, wird die selben Tonstücke immer langsamer nehmen. So giebt es in jeglicher Liebe kein Stillstehen.

398.

Schamhaftigkeit. — Mit der Schönheit der Frauen nimmt im Allgemeinen ihre Schamhaftigkeit zu.

399.

Ehe von gutem Bestand. — Eine Ehe, in der Jedes durch das Andere ein individuelles Ziel erreichen will, hält gut zusammen, zum Beispiel wenn die Frau durch den Mann berühmt, der Mann durch die Frau beliebt werden will.

400.

Proteus-Natur. — Weiber werden aus Liebe ganz zu dem, als was sie in der Vorstellung der Männer, von denen sie geliebt werden, leben.

401.

Lieben und besitzen. — Frauen lieben meistens einen bedeutenden Mann so, dass sie ihn allein haben wollen. Sie würden ihn gern in Verschluss legen, wenn nicht ihre Eitelkeit widerriethe: diese will, dass er auch vor Anderen bedeutend erscheine.

402.

Probe einer guten Ehe. — Die Güte einer Ehe bewährt sich dadurch, dass sie einmal eine „Ausnahme“ verträgt.

403.

Mittel, Alle zu Allem zu bringen. — Man kann Jedermann so durch Unruhen, Aengste, Ueberhäufung von Arbeit und Gedanken abmatten und schwach machen, dass er einer Sache, die den Schein des Complicirten hat, nicht mehr widersteht, sondern ihr nachgiebt, — das wissen die Diplomaten und die Weiber.

404.

Ehrbarkeit und Ehrlichkeit. — Jene Mädchen, welche allein ihrem Jugendreize die Versorgung für's ganze Leben verdanken wollen und deren Schlauheit die gewitzigten Mütter noch soufflíren, wollen ganz das Selbe wie die Hetären, nur dass sie klüger und unehrlicher als diese sind.

405.

Masken. — Es giebt Frauen, die, wo man bei ihnen auch nachsucht, kein Inneres haben, sondern reine

Masken sind. Der Mann ist zu beklagen, der sich mit solchen fast gespenstischen, nothwendig unbefriedigenden Wesen einlässt; aber gerade sie vermögen das Verlangen des Mannes auf das stärkste zu erregen: er sucht nach ihrer Seele — und sucht immer fort.

406.

Die Ehe als langes Gespräch. — Man soll sich beim Eingehen einer Ehe die Frage vorlegen: glaubst du, dich mit dieser Frau bis in's Alter hinein gut unterhalten zu können? Alles Andere in der Ehe ist transitorisch, aber die meiste Zeit des Verkehrs gehört dem Gespräche an.

407.

Mädchenträume. — Unerfahrene Mädchen schmeicheln sich mit der Vorstellung, dass es in ihrer Macht stehe, einen Mann glücklich zu machen; später lernen sie, dass es so viel heisst als: einen Mann geringschätzen, wenn man annimmt, dass es nur eines Mädchens bedürfe, um ihn glücklich zu machen. — Die Eitelkeit der Frauen verlangt, dass ein Mann Mehr sei, als ein glücklicher Gatte.

408.

Aussterben von Faust und Gretchen. — Nach der sehr einsichtigen Bemerkung eines Gelehrten*) ähneln die gebildeten Männer des gegenwärtigen Deutschland einer Mischung von Mephistopheles und Wagner, aber durchaus nicht Fausten: welchen die Grossväter (in ihrer Jugend wenigstens) in sich rumoren fühlten. Zu ihnen passen deshalb — um jenen Satz fortzusetzen — aus zwei Gründen die Gretchen nicht. Und weil sie nicht mehr begehrt werden, so sterben sie, scheint es, aus.

*) Paul de Lagarde.

409.

M ä d c h e n a l s G y m n a s i a s t e n. — Um Alles in der Welt nicht noch auf die Mädchen unsere Gymnasialbildung übertragen! Sie, die aus geistreichen, wissbegierigen, feurigen Jungen meist — Abbilder ihrer Lehrer macht!

410.

O h n e N e b e n b u h l e r i n n e n. — Frauen merken es einem Manne bald an, ob seine Seele schon in Besitz genommen ist; sie wollen ohne Nebenbuhlerinnen geliebt sein und verargen ihm die Ziele seines Ehrgeizes, seine politischen Aufgaben, seine Wissenschaften und Künste, wenn er eine Leidenschaft zu solchen Sachen hat. Es sei denn, dass er durch diese glänze, — dann erhoffen sie, im Falle einer Liebesverbindung mit ihm, zugleich einen Zuwachs i h r e s Glanzes; wenn es so steht, begünstigen sie den Liebhaber.

411.

D e r w e i b l i c h e I n t e l l e k t. — Der Intellekt der Weiber zeigt sich als vollkommene Beherrschung, Gegenwärtigkeit des Geistes, Benutzung aller Vortheile. Sie vererben ihn als ihre Grundeigenschaft auf ihre Kinder, und der Vater giebt den dunkleren Hintergrund des Willens dazu. Sein Einfluss bestimmt gleichsam Rhythmus und Harmonie, mit denen das neue Leben abgespielt werden soll; aber die Melodie desselben stammt vom Weibe. — Für Solche gesagt, welche Etwas sich zurecht zu legen wissen: die Weiber haben den Verstand, die Männer das Gemüth und die Leidenschaft. Dem widerspricht nicht, dass es die Männer mit ihrem Verstande thatsächlich so viel weiterbringen: sie haben die tieferen, gewaltigeren Antriebe; diese tragen ihren Verstand, der

an sich etwas Passives ist, so weit. Die Weiber wundern sich im Stillen oft über die grosse Verehrung, welche die Männer ihrem Gemüthe zollen. Wenn die Männer vor Allem nach einem tiefen, gemüthvollen Wesen, die Weiber aber nach einem klugen, geistesgegenwärtigen und glänzenden Wesen bei der Wahl ihres Ehegenossen suchen, so sieht man im Grunde deutlich, wie der Mann nach dem idealisirten Manne, das Weib nach dem idealisirten Weibe sucht, also nicht nach Ergänzung, sondern nach Vollendung der eigenen Vorzüge.

412.

Ein Urtheil Hesiod's bekräftigt. — Ein Zeichen für die Klugheit der Weiber ist es, dass sie es fast überall verstanden haben, sich ernähren zu lassen, wie Drohnen im Bienenkorbe. Man erwäge doch, was das aber ursprünglich bedeuten will und warum die Männer sich nicht von den Frauen ernähren lassen. Gewiss weil die männliche Eitelkeit und Ehrsucht grösser als die weibliche Klugheit ist; denn die Frauen haben es verstanden, sich durch Unterordnung doch den überwiegenden Vortheil, ja die Herrschaft zu sichern. Selbst das Pflegen der Kinder könnte ursprünglich von der Klugheit der Weiber als Vorwand benutzt worden sein, um sich der Arbeit möglichst zu entziehen. Auch jetzt noch verstehen sie, wenn sie wirklich thätig sind, zum Beispiel als Haushälterinnen, davon ein sinnverwirrendes Aufheben zu machen, sodass von den Männern das Verdienst ihrer Thätigkeit zehnfach überschätzt zu werden pflegt.

413.

Die Kurzsichtigen sind verliebt. — Mitunter genügt schon eine stärkere Brille, um den Verliebten zu

heilen; und wer die Kraft der Einbildung hätte, um ein Gesicht, eine Gestalt sich zwanzig Jahre älter vorzustellen, gienge vielleicht sehr ungestört durch das Leben.

414.

Frauen im Hass. — Im Zustande des Hasses sind Frauen gefährlicher, als Männer: zunächst weil sie durch keine Rücksicht auf Billigkeit in ihrer einmal erregten feindseligen Empfindung gehemmt werden, sondern ihren Hass ungestört bis zu den letzten Consequenzen anwachsen lassen; sodann weil sie darauf eingeübt sind, wunde Stellen (die jeder Mensch, jede Partei hat) zu finden und dort hineinzustechen: wozu ihnen ihr dolchspitzer Verstand treffliche Dienste leistet (während die Männer beim Anblick von Wunden zurückhaltend, oft grossmüthig und versöhnlich gestimmt werden).

415.

Liebe. — Die Abgötterei, welche die Frauen mit der Liebe treiben, ist im Grunde und ursprünglich eine Erfindung der Klugheit, insofern sie ihre Macht durch jene Idealisirungen der Liebe erhöhen und sich in den Augen der Männer als immer begehrenswerther darstellen. Aber, durch die Jahrhunderte-lange Gewöhnung der Frauen an diese Ueberschätzung der Liebe, ist es geschehen, dass sie in ihr eigenes Netz gelaufen sind und jenen Ursprung vergessen haben. Sie selber sind jetzt noch mehr die Getäuschten, als die Männer, leiden deshalb auch mehr an der Enttäuschung, — die ja fast nothwendig im Leben jeder Frau eintreten wird, wofern sie nur Phantasie und Verstand genug hat, um getäuscht und enttäuscht werden zu können.

416.

Zur Emancipation der Frauen. — Können die Frauen überhaupt gerecht sein, da sie so gewohnt sind, gleich zu lieben oder zu hassen, gleich für oder wider zu empfinden? — Sie sind seltener für Sachen, mehr für Personen eingenommen; sind sie es aber für Sachen, so werden sie sofort deren Parteigänger und verderben damit die reine unschuldige Wirkung derselben. Eine nicht geringe Gefahr entstünde daher, wenn ihnen die Politik und einzelne Theile der Wissenschaft anvertraut würden (zum Beispiel Geschichte). Denn was wäre seltener, als eine Frau, welche wirklich wüsste, was Wissenschaft ist? Die besten nähren im Busen sogar eine heimliche Geringschätzung gegen sie, als ob sie ihr irgend wodurch überlegen wären. Vielleicht kann dies Alles anders werden, — einstweilen ist es so.

417.

Die Inspiration im Urtheile der Frauen. — Jene plötzlichen Entscheidungen über das Für oder Wider, welche Frauen zu geben pflegen, die blitzschnellen Erhellungen persönlicher Beziehungen durch ihre hervorbrechenden Neigungen und Abneigungen, kurz die Beweise der weiblichen Ungerechtigkeit, sind von liebenden Männern mit einem Glanz umgeben worden, als ob alle Frauen Inspirationen von Weisheit hätten, auch ohne den delphischen Kessel und die Lorbeerbinde! — sodass ihre Aussprüche noch lange nachher wie sibyllinische Orakel interpretirt und zurechtgelegt werden. Wenn man aber erwägt, dass für jede Person, für jede Sache sich Etwas geltend machen lässt, aber ebenso gut auch Etwas gegen sie, dass alle Dinge nicht nur zwei-, sondern drei- und vierseitig sind, so muss man zugeben, dass es beinahe un-

möglich ist, mit solchen plötzlichen Entscheidungen gänzlich fehlzugreifen; ja man könnte sagen: die Natur der Dinge ist so eingerichtet, dass die Frauen immer Recht behalten.

418.

Sich lieben lassen. — Weil die eine von zwei liebenden Personen gewöhnlich die liebende, die andere die geliebte Person ist, so ist der Glaube entstanden, es gäbe in jedem Liebeshandel ein gleichbleibendes Maass von Liebe: je mehr die eine Person davon an sich reisse, um so weniger bleibe für die andere übrig. Ausnahmsweise kommt es vor, dass die Eitelkeit jede der beiden Personen überredet, sie sei die, welche geliebt werden müsse: sodass sich beide lieben lassen wollen, — woraus sich, namentlich in der Ehe, mancherlei halb drollige, halb absurde Scenen ergeben.

419.

Widersprüche in weiblichen Köpfen. — Weil die Weiber so viel mehr persönlich als sachlich sind, vertragen sich in ihrem Gedankenkreise Richtungen, die logisch mit einander in Widerspruch stehen: sie pflegen sich eben für die Vertreter dieser Richtungen der Reihe nach zu begeistern und nehmen deren Systeme in Bausch und Bogen an; doch so, dass überall dort eine todte Stelle entsteht, wo eine neue Persönlichkeit später das Uebergewicht erhält. Es kommt vielleicht vor, dass die ganze Philosophie im Kopf einer alten Frau aus lauter solchen todten Stellen besteht.

420.

Wer leidet mehr? — Nach einem persönlichen Zwiespalt und Zanke zwischen einer Frau und einem

Manne leidet der eine Theil am meisten bei der Vorstellung, dem anderen Wehe gethan zu haben; während jener am meisten bei der Vorstellung leidet, dem andern nicht genug Wehe gethan zu haben: weshalb er sich bemüht, durch Thränen, Schluchzen und verstörte Mienen, ihm noch hinterdrein das Herz schwer zu machen.

421.

Gelegenheit zu weiblicher Grossmuth. — Wenn man sich über die Ansprüche der Sitte einmal in Gedanken hinwegsetzt, so könnte man wohl erwägen, ob nicht Natur und Vernunft den Mann auf mehrfache Verheirathung nach einander anweist, etwa dergestalt, dass er zuerst im Alter von zweiundzwanzig Jahren ein älteres Mädchen heirathet, das ihm geistig und sittlich überlegen ist und seine Führerin durch die Gefahren der zwanziger Jahre (Ehrgeiz, Hass, Selbstverachtung, Leidenschaften aller Art) werden kann. Die Liebe Dieser würde später ganz in das Mütterliche übertreten, und sie ertrüge es nicht nur, sondern förderte es auf die heilsamste Weise, wenn der Mann in den dreissiger Jahren eine Verbindung mit einem ganz jungen Mädchen eingienge, dessen Erziehung er selber in die Hand nähme. — Die Ehe ist für die zwanziger Jahre ein nöthiges, für die dreissiger ein nützliches, aber nicht nöthiges Institut: für das spätere Leben wird sie oft schädlich und befördert die geistige Rückbildung des Mannes.

422.

Tragödie der Kindheit. — Es kommt vielleicht nicht selten vor, dass edel und hochstrebende Menschen ihren härtesten Kampf in der Kindheit zu bestehen haben: etwa dadurch, dass sie ihre Gesinnung gegen einen niedrig denkenden, dem Schein und der Lügnerei ergebenen

Vater durchsetzen müssen, oder, wie Lord Byron, fortwährend im Kampfe mit einer kindischen und zornwüthigen Mutter leben. Hat man dergleichen erlebt, so wird man sein Leben lang es nicht verschmerzen, zu wissen, wer Einem eigentlich der grösste, der gefährlichste Feind gewesen ist.

423.

Eltern-Thorheit. — Die grössten Irrthümer in der Beurtheilung eines Menschen werden von dessen Eltern gemacht: — dies ist eine Thatsache; aber wie soll man sie erklären? Haben die Eltern zu viele Erfahrung von dem Kinde und können sie diese nicht mehr zu einer Einheit zusammenbringen? Man bemerkt, dass Reisende nur in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes unter fremden Völkern die allgemeinen unterscheidenden Züge derselben richtig erfassen; je mehr sie ein Volk kennen lernen, desto mehr verlernen sie, das Typische und Unterscheidende an ihm zu sehen. Sobald sie nah-sichtig werden, hören ihre Augen auf, fern-sichtig zu sein. Sollten die Eltern deshalb über das Kind falsch urtheilen, weil sie ihm nie fern genug gestanden haben? — Eine andere Erklärung wäre folgende. Die Menschen pflegen über das Nächste, was sie umgiebt, nicht mehr nachzudenken, sondern es nur hinzunehmen. Vielleicht ist die gewohnheitsmässige Gedankenlosigkeit der Eltern der Grund, weshalb sie, einmal genöthigt über ihre Kinder zu urtheilen, so schief urtheilen.

424.

Aus der Zukunft der Ehe. — Jene edlen, freigesinnten Frauen, welche die Erziehung und Erhebung des weiblichen Geschlechtes sich zur Aufgabe stellen, sollten einen Gesichtspunkt nicht übersehen: die Ehe in jener höheren Auffassung, wie sie von der Zukunft er-

hofft wird, — als Seelenfreundschaft zweier Menschen verschiedenen Geschlechts, geschlossen zum Zweck der Erzeugung und Erziehung einer neuen Generation, — eine solche Ehe, welche das Sinnliche ganz selten, gleichsam nur als gelegentliches Mittel für einen grösseren Zweck gebraucht, bedarf wahrscheinlich, wie man besorgen muss, einer natürlichen Beihülfe: — des Concubinats. Denn wenn, aus Gründen der Gesundheit des Mannes, das Eheweib zugleich zur alleinigen Befriedigung des geschlechtlichen Bedürfnisses dienen soll, so ist dies, schon für die Wahl einer Gattin, ein falscher, den angedeuteten Zielen entgegengesetzter Gesichtspunkt: — die Erzielung der Nachkommenschaft wird zufällig, die glückliche Erziehung höchst unwahrscheinlich. Eine gute Gattin, welche Freundin, Gehülfin, Gebärerin, Mutter, Familienhaupt, Verwalterin sein soll, ja vielleicht abgesondert von dem Manne ihrem eigenen Geschäft und Amte vorzustehen hat, kann nicht zugleich Concubine sein: es hiesse im Allgemeinen zu Viel von ihr verlangen. Somit könnte in Zukunft das Umgekehrte dessen eintreten, was zu Perikles' Zeiten in Athen sich begab: die Männer, welche damals an ihren Eheweibern nicht viel Mehr als Concubinen hatten, wandten sich nebenbei zu den Aspasien, weil sie nach den Reizen einer kopf- und herzbefreienden Geselligkeit verlangten, wie eine solche nur die Anmuth und geistige Biegsamkeit der Frauen zu schaffen vermag. Alle menschlichen Institutionen, wie die Ehe, gestatten nur einen mässigen Grad von praktischer Idealisirung, widrigenfalls sofort grobe Remeduren nöthig werden.

425.

Sturm- und Drangperiode der Frauen. — Man kann in den drei oder vier civilisirten Ländern

Europa's aus den Frauen, durch einige Jahrhunderte von Erziehung, Alles machen, was man will, — selbst Männer: freilich nicht im geschlechtlichen Sinne, aber doch in jedem andern Sinne. Sie werden einst, unter einer solchen Einwirkung, alle Tugenden und Stärken der Männer angenommen haben, dabei allerdings auch deren Schwächen und Laster mit in den Kauf nehmen müssen: — so viel, wie gesagt, kann man erzwingen. Aber wie werden wir den dadurch herbeigeführten Zwischenzustand aushalten, welcher vielleicht selber ein paar Jahrhunderte dauern kann, während deren die Narrheiten und Ungerechtigkeiten der Weiber — ihr uraltes Angebinde — noch die Uebermacht über alles Hinzugewonnene, Angelernte behaupten? — In dieser Zeit wird es der Zorn sein, der den eigentlich männlichen Affekt ausmacht, — der Zorn darüber, dass alle Künste und Wissenschaften durch einen unerhörten Dilettantismus überschwemmt und verschlammt sind, die Philosophie durch sinnverwirrendes Geschwätz zu Tode geredet, die Politik phantastischer und parteiischer als je, die Gesellschaft in voller Auflösung ist, weil die Bewahrerinnen der alten Sitte, nachdem sie sich selber lächerlich geworden, in jeder Beziehung ausser der Sitte zu stehen bestrebt sind. Hatten nämlich die Frauen ihre grösste Macht in der Sitte: wonach werden sie greifen müssen, um eine ähnliche Fülle der Macht wiederzugewinnen, nachdem sie die Sitte aufgegeben haben?

426.

Freigeist und Ehe. — Ob die Freigeister mit Frauen leben werden? Im Allgemeinen, glaube ich, werden sie — gleich den wahrsagenden Vögeln des Alterthums — als die Wahrdenkenden, Wahrheit-Redenden der Gegenwart, es vorziehen müssen, allein zu fliegen.

427.

Glück der Ehe. — Alles Gewohnte zieht ein immer fester werdendes Netz von Spinneweben um uns zusammen; alsbald merken wir, dass die Fäden zu Stricken geworden sind und dass wir selber inmitten als Spinne sitzen, die sich hier gefangen hat und von ihrem eigenen Blute zehren muss. Deshalb hasst der Freigeist alle Gewöhnungen und Regeln, alles Dauernde und Definitive, deshalb reisst er, mit Schmerz, das Netz um sich immer wieder auseinander: wiewohl er in Folge dessen an zahlreichen kleinen und grossen Wunden leiden wird, — denn jene Fäden muss er von sich, von seinem Leibe, seiner Seele abreissen. Er muss dort lieben lernen, wo er bisher hasste, und umgekehrt. Ja es darf für ihn nichts Unmögliches sein, auf das selbe Feld Drachenzähne auszusäen, auf welches er vorher die Füllhörner seiner Güte ausströmen liess. — Daraus lässt sich abnehmen, ob er für das Glück der Ehe geschaffen ist.

428.

Zu nahe. — Leben wir zu nahe mit einem Menschen zusammen, so ergeht es uns so, wie wenn wir einen guten Kupferstich immer wieder mit blossen Fingern anfassen: eines Tages haben wir Nichts, als schlechtes beschmutztes Papier in den Händen. Auch die Seele eines Menschen wird durch beständiges Angreifen endlich abgegriffen; mindestens erscheint sie uns endlich so, — wir sehen ihre ursprüngliche Zeichnung und Schönheit nie wieder. — Man verliert immer durch den allzuvertraulichen Umgang mit Frauen und Freunden; und mitunter verliert man die Perle seines Lebens dabei.

429.

Die goldene Wiege. — Der Freigeist wird immer aufathmen, wenn er sich endlich entschlossen hat, jenes mutterhafte Sorgen und Bewachen, mit welchem die Frauen um ihn walten, von sich abzuschütteln. Was schadet ihm denn ein rauherer Luftzug, den man so ängstlich von ihm wehrte? was bedeutet ein wirklicher Nachtheil, Verlust, Unfall, eine Erkrankung, Verschuldung, Bethörung mehr oder weniger in seinem Leben, verglichen mit der Unfreiheit der goldenen Wiege, des Pfauenschweif-Wedels und der drückenden Empfindung, noch dazu dankbar sein zu müssen, dass er wie ein Säugling gewartet und verwöhnt wird? Deshalb kann sich ihm die Milch, welche die mütterliche Gesinnung der ihn umgebenden Frauen reicht, so leicht in Galle verwandeln.

430.

Freiwilliges Opferthier. — Durch Nichts erleichtern bedeutende Frauen ihren Männern, falls diese berühmt und gross sind, das Leben so sehr, als dadurch, dass sie gleichsam das Gefäss der allgemeinen Ungunst und gelegentlichen Verstimmung der übrigen Menschen werden. Die Zeitgenossen pflegen ihren grossen Männern viele Fehlgriffe und Narrheiten, ja Handlungen grober Ungerechtigkeit nachzusehen, wenn sie nur Jemanden finden, den sie als Opferthier zur Erleichterung ihres Gemüthes misshandeln und schlachten dürfen. Nicht selten findet eine Frau den Ehrgeiz in sich, sich zu dieser Opferung anzubieten, und dann kann freilich der Mann sehr zufrieden sein, — falls er nämlich Egoist genug ist, um sich einen solchen freiwilligen Blitz-, Sturm- und Regenableiter in seiner Nähe gefallen zu lassen.

431.

Angenehme Widersacher. — Die natürliche Neigung der Frauen zu ruhigem, gleichmässigem, glücklich zusammenstimmendem Dasein und Verkehr, das Oelgleiche und Beschwichtigende ihrer Wirkungen auf dem Meere des Lebens, arbeitet unwillkürlich dem heroischeren inneren Drange des Freigeistes entgegen. Ohne es zu wissen, handeln die Frauen so, als wenn man dem wandernden Mineralogen die Steine vom Wege nimmt, damit sein Fuss nicht daran stosse, — während er gerade ausgezogen ist, um daran zu stossen.

432.

Missklang zweier Consonanzen. — Die Frauen wollen dienen, und haben darin ihr Glück: — und der Freigeist will nicht bedient sein, und hat darin sein Glück.

433.

Xanthippe. — Sokrates fand eine Frau, wie er sie brauchte, — aber auch er hätte sie nicht gesucht, falls er sie gut genug gekannt hätte: so weit wäre der Heroismus auch dieses freien Geistes nicht gegangen. Thatsächlich trieb ihn Xanthippe in seinen eigenthümlichen Beruf immer mehr hinein, indem sie ihm Haus und Heim unhäuslich und unheimlich machte: sie lehrte ihn, auf den Gassen und überall dort zu leben, wo man schwätzen und müssig sein konnte, und bildete ihn damit zum grössten athenischen Gassen-Dialektiker aus: der sich zuletzt selber mit einer Bremse vergleichen musste, welche dem schönen Pferde Athen von einem Gotte auf den Nacken gesetzt worden sei, um es nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

434.

Für die Ferne blind. — Ebenso wie die Mütter fast nur Sinn und Auge für die augen- und sinnfälligen Schmerzen ihrer Kinder haben, so können die Gattinnen hochstrebender Männer es nicht über sich gewinnen, ihre Ehegenossen leidend, darbend und missachtet zu sehen, — während vielleicht gerade dies Ungemach das Wahrzeichen einer richtigen Wahl ihrer Lebenshaltung, ja schon die Bürgschaft dafür sein kann, dass sie ihre grossen Ziele irgendwann einmal erreichen müssen. Die Frauen intriguiren im Stillen immer gegen die höhere Seele ihrer Männer: sie wollen dieselbe um ihre Zukunft, zu Gunsten einer schmerzlosen, behaglichen Gegenwart, betrügen.

435.

Macht und Freiheit. — So hoch Frauen ihre Männer ehren, so ehren sie doch die von der Gesellschaft anerkannten Gewalten und Vorstellungen noch höher: sie sind seit Jahrtausenden gewohnt, vor allem Herrschenden gebückt, die Hände auf die Brust gefaltet, einherzugehen und missbilligen jede Auflehnung gegen die öffentliche Macht. Deshalb hängen sie sich, ohne es auch nur zu beabsichtigen, vielmehr wie aus Instinkt, als Hemmschuh in die Räder eines unabhängigen, freigeistischen Strebens und machen unter Umständen ihre Gatten auf's Höchste ungeduldig, zumal wenn diese sich noch vorreden, dass Liebe es sei, was die Frauen im Grunde dazu antreibe. Die Mittel der Frauen missbilligen und grossmüthig die Motive dieser Mittel ehren — das ist Männer-Art, und oft genug Männer-Verzweiflung.

436.

Ceterum censeo. — Es ist zum Lachen, wenn eine Gesellschaft von Habenichtsen die Abschaffung des Erbrechts dekretirt, und nicht minder zum Lachen ist es, wenn Kinderlose an der praktischen Gesetzgebung eines Landes arbeiten: — sie haben ja nicht genug Schwergewicht in ihrem Schiffe, um sicher in den Ocean der Zukunft hineinsegeln zu können. Aber ebenso ungereimt ist es, wenn Der, welcher die allgemeinste Erkenntniss und die Abschätzung des gesammten Daseins zu seiner Aufgabe erkoren hat, sich mit persönlichen Rücksichten auf eine Familie, auf Ernährung, Sicherung, Achtung von Weib und Kind, belastet und vor sein Teleskop jenen trüben Schleier aufspannt, durch welchen kaum einige Strahlen der fernen Gestirnwelt hindurchzudringen vermögen. So komme auch ich zu dem Satze, dass in den Angelegenheiten der höchsten philosophischen Art alle Verheiratheten verdächtig sind.

437.

Zuletzt. — Es giebt mancherlei Arten von Schierling, und gewöhnlich findet das Schicksal eine Gelegenheit, dem Freigeiste einen Becher dieses Giftgetränkes an die Lippen zu setzen, — um ihn zu „strafen“, wie dann alle Welt sagt. Was thun dann die Frauen um ihn? Sie werden schreien und wehklagen und vielleicht die Sonnenuntergangs-Ruhe des Denkers stören: wie sie es im Gefängniss von Athen thaten. „O Kriton, heisse doch Jemanden diese Weiber da fortführen!“ sagte endlich Sokrates. —

Achtes Hauptstück.

Ein Blick auf den Staat.

438.

Um das Wort bitten. — Der demagogische Charakter und die Absicht, auf die Massen zu wirken, ist gegenwärtig allen politischen Parteien gemeinsam: sie alle sind genöthigt, der genannten Absicht wegen, ihre Principien zu grossen Alfresco-Dummheiten umzuwandeln und sie so an die Wand zu malen. Daran ist Nichts mehr zu ändern, ja es ist überflüssig, auch nur einen Finger dagegen aufzuheben; denn auf diesem Gebiete gilt, was Voltaire sagt: quand la populace se mêle de raisonner, tout est perdu. Seitdem dies geschehen ist, muss man sich den neuen Bedingungen fügen, wie man sich fügt, wenn ein Erdbeben die alten Grenzen und Umrisse der Bodengestalt verrückt und den Werth des Besitzes verändert hat. Ueberdies: wenn es sich nun einmal bei aller Politik darum handeln soll, möglichst Vielen das Leben erträglich zu machen, so mögen immerhin diese Möglichst-Vielen auch bestimmen, was sie unter einem erträglichen Leben verstehen; trauen sie sich den Intellekt zu, um auch die richtigen Mittel zu diesem Ziele zu finden, was hülfe es, daran zu zweifeln? Sie wollen nun einmal ihres Glückes und Unglückes eigene Schmiede sein; und wenn dieses Gefühl der

Selbstbestimmung, der Stolz auf die fünf, sechs Begriffe, welche ihr Kopf birgt und zu Tage bringt, ihnen in der That das Leben so angenehm macht, dass sie die fatalen Folgen ihrer Beschränktheit gern ertragen, so ist Wenig einzuwenden, — vorausgesetzt, dass die Beschränktheit nicht so weit geht, zu verlangen, es solle Alles in diesem Sinne zur Politik werden, es solle Jeder nach solchem Maassstabe leben und wirken. Zuerst nämlich muss es, gegen früher, Einigen mehr erlaubt sein, sich der Politik zu enthalten und ein Wenig bei Seite zu treten: dazu treibt auch sie die Lust an der Selbstbestimmung, und ein kleiner Stolz mag auch damit verbunden sein, zu schweigen, wenn zu Viele, oder überhaupt nur Viele, reden. Sodann muss man es diesen Wenigen nachsehen, wenn sie das Glück der Vielen, verstehe man nun darunter Völker oder Bevölkerungsschichten, nicht so wichtig nehmen und sich dann und wann eine ironische Miene zu Schulden kommen lassen; denn ihr Ernst liegt anderswo, ihr Begriff des Glückes ist ein anderer, ihr Ziel ist nicht von jeder plumpen Hand, welche eben nur fünf Finger hat, zu umspannen. Endlich kommt — was ihnen gewiss am schwersten zugestanden wird, aber ebenfalls zugestanden werden muss — von Zeit zu Zeit ein Augenblick, wo sie aus ihren schweigsamen Vereinsamungen heraustreten und die Kraft ihrer Lungen wieder einmal versuchen: dann rufen sie einander zu wie Verirrte in einem Walde, um sich gegenseitig zu erkennen zu geben und zu ermuthigen; wobei freilich Mancherlei laut wird, was den Ohren, für welche es nicht bestimmt ist, übel klingt. — Nun, bald darauf ist es wieder stille im Walde, so stille, dass man das Schwirren, Summen und Flattern der zahllosen Insekten, welche in, über und unter ihm leben, wieder deutlich vernimmt. —

439.

Kultur und Kaste. — Eine höhere Kultur kann allein dort entstehen, wo es zwei unterschiedene Kasten der Gesellschaft giebt: die der Arbeitenden und die der Müssigen, zu wahrer Musse Befähigten; oder mit stärkerem Ausdruck: die Kaste der Zwangs-Arbeit und die Kaste der Frei-Arbeit. Der Gesichtspunkt der Vertheilung des Glücks ist nicht wesentlich, wenn es sich um die Erzeugung einer höheren Kultur handelt; jedenfalls aber ist die Kaste der Müssigen die leidensfähigere, leidendere, ihr Behagen am Dasein ist geringer, ihre Aufgabe grösser. Findet nun gar ein Austausch der beiden Kasten statt, so, dass die stumpferen, ungeistigeren Familien und Einzelnen aus der oberen Kaste in die niedere herabgesetzt werden und wiederum die freieren Menschen aus dieser Kaste den Zutritt zur höheren erlangen: so ist ein Zustand erreicht, über den hinaus man nur noch das offene Meer unbestimmter Wünsche sieht. — So redet die verklingende Stimme der alten Zeit zu uns; aber wo sind noch Ohren, sie zu hören?

440.

Von Geblüt. — Das, was Männer und Frauen von Geblüt vor Anderen voraus haben und was ihnen ein unanzweifelbares Anrecht auf höhere Schätzung giebt, sind zwei durch Vererbung immer mehr gesteigerte Künste: die Kunst, befehlen zu können, und die Kunst des stolzen Gehorsams. — Nun entstehen überall, wo das Befehlen zum Tagesgeschäft gehört (wie in der grossen Kaufmanns- und Industrie-Welt), ähnliche Geschlechter wie jene „von Geblüt“: aber ihnen fehlt die vornehme Haltung im Gehorsam, welche bei jenen eine Erbschaft feudaler Zustände ist und die in unserem Kultur-Klima nicht mehr wachsen will.

441.

Subordination. — Die Subordination, die man im Militär- und Beamtenstaate so hoch schätzt, wird uns bald ebenso unglaublich werden, wie es uns die geschlossene Taktik der Jesuiten bereits geworden ist; und wenn diese Subordination nicht mehr möglich ist, lässt sich eine Menge der erstaunlichsten Wirkungen nicht mehr erreichen, und die Welt wird ärmer sein. Sie muss schwinden, denn ihr Fundament schwindet, — der Glaube an die unbedingte Autorität, an die endgültige Wahrheit. Der physische Zwang allein genügt nicht, um Subordination hervorzubringen, selbst in Militärstaaten nicht: — vielmehr muss die angeerbte Adoration vor dem Fürstlichen als vor etwas Uebermenschlichem hinzukommen. — In freieren Verhältnissen ordnet man sich nur auf Bedingungen unter, in Folge gegenseitigen Vertrages, also mit allen Vorbehalten des Eigennutzes.

442.

Volksheere. — Der grösste Nachtheil der jetzt so verherrlichten Volksheere besteht in der Vergeudung von Menschen der höchsten Civilisation; nur durch die Gunst aller Verhältnisse giebt es solche Menschen überhaupt, — wie sparsam und ängstlich sollte man mit ihnen umgehen, da es grosser Zeiträume bedarf, um die Bedingungen zur Erzeugung so zart organisirter Gehirne zu schaffen! Aber wie die Griechen in Griechenblut wütheten, so die Europäer jetzt in Europäerblut: und zwar werden relativ am meisten die Höchstgebildeten zum Opfer gebracht, gerade Die, welche eine reichliche und gute Nachkommenschaft verbürgen; denn Solche stehen im Kampfe voran, als Befehlende, und setzen sich überdies, ihres höheren Ehrgeizes wegen, den Gefahren

am meisten aus. — Der grobe Römer-Patriotismus ist jetzt, wo ganz andere und höhere Aufgaben gestellt sind, als patria und honor, entweder etwas Unehrliches oder ein Zeichen der Zurückgebliebenheit.

443.

Hoffnung als Anmaassung. — Unsere gesellschaftliche Ordnung wird langsam wegschmelzen, wie es allen früheren Ordnungen ergangen ist, sobald die Sonnen neuer Meinungen mit neuer Gluth über die Menschen hinleuchteten. Wünschen kann man dies Wegschmelzen nur, indem man hofft: und hoffen darf man vernünftigerweise erst dann, wenn man sich und Seinesgleichen mehr Kraft in Herz und Kopf zutraut, als den Vertretern des Bestehenden. Gewöhnlich wird also diese Hoffnung eine Anmaassung, eine Ueberschätzung sein.

444.

Krieg. — Zu Ungunsten des Krieges kann man sagen: er macht die Sieger dumm, den Besiegten boshaft; zu Gunsten des Krieges: er barbarisirt in beiden eben genannten Wirkungen und macht dadurch natürlicher. Er ist für die Kultur Schlaf oder Winterszeit; der Mensch kommt kräftiger zum Guten und Bösen aus ihm heraus.

445.

Im Dienste des Fürsten. — Ein Staatsmann wird, um völlig rücksichtslos handeln zu können, am besten thun, sein Werk nicht für sich, sondern für einen Fürsten auszuführen. Von dem Glanze dieser Uneigennützigkeit wird das Auge des Beschauers geblendet, sodass er jene Tücken und Härten, welche das Werk des Staatsmannes mit sich bringt, nicht sieht.

446.

Eine Frage der Macht, nicht des Rechtes. — Für Menschen, welche bei jeder Sache den höheren Nutzen in's Auge fassen, giebt es bei dem Socialismus, falls er wirklich die Erhebung der Jahrtausende lang Gedrückten, Niedergehaltenen gegen ihre Unterdrücker ist, kein Problem des Rechtes (mit der lächerlichen, weichlichen Frage: „wie weit soll man seinen Forderungen nachgeben?"), sondern nur ein Problem der Macht („wie weit kann man seine Forderungen benutzen?"); also wie bei einer Naturmacht, zum Beispiel dem Dampfe, welcher entweder von dem Menschen in seine Dienste, als Maschinengott, gezwungen wird, oder, bei Fehlern der Maschine, das heisst Fehlern der menschlichen Berechnung im Bau derselben, sie und den Menschen zertrümmert. Um jene Machtfrage zu lösen, muss man wissen, wie stark der Socialismus ist, in welcher Modifikation er noch als mächtiger Hebel innerhalb des jetzigen politischen Kräftespiels benutzt werden könnte; unter Umständen müsste man sogar Alles thun, ihn zu kräftigen. Die Menschheit muss bei jeder grossen Kraft — und sei es die gefährlichste — daran denken, aus ihr ein Werkzeug ihrer Absichten zu machen. — Ein Recht würde sich der Socialismus erst dann gewinnen, wenn es zwischen den beiden Mächten, den Vertretern des Alten und Neuen, zum Kriege gekommen wäre und beide Parteien, aus kluger Rücksicht auf die eigene Erhaltung und Zuträglichkeit, sich zu einem Vertrag entschlössen. Ohne Vertrag kein Recht. Bis jetzt aber giebt es auf dem bezeichneten Gebiete weder Krieg, noch Verträge, — also auch keine Rechte, kein „Sollen".

447.

Benutzung der kleinsten Unredlichkeit. — Die Macht der Presse besteht darin, dass jeder Einzelne, der ihr dient, sich nur ganz wenig verpflichtet und verbunden fühlt. Er sagt für gewöhnlich seine Meinung, aber sagt sie einmal auch nicht, um seiner Partei oder der Politik seines Landes oder endlich sich selbst zu nützen. Solche kleine Vergehen der Unredlichkeit, oder vielleicht nur eines unredlichen Verschweigens, sind von dem Einzelnen nicht schwer zu tragen: die Folgen jedoch können ausserordentliche sein, weil diese kleinen Vergehen von Vielen zu gleicher Zeit begangen werden. Jeder von Diesen sagt sich: „für so geringe Dienste lebe ich besser, kann ich mein Auskommen finden; durch den Mangel solcher kleinen Rücksichten mache ich mich unmöglich“. Weil es beinahe sittlich gleichgültig erscheint, eine Zeile, noch dazu vielleicht ohne Namensunterschrift, mehr zu schreiben oder nicht zu schreiben, so kann Einer, der Geld und Einfluss hat, jede Meinung zur öffentlichen machen. Wer da weiss, dass die meisten Menschen in Kleinigkeiten schwach sind, sich daher zur Erreichung der verschiedensten Zwecke benutzen lassen, kann ein sehr gefährlicher Mensch sein.

448.

Allzu lauter Ton bei Beschwerden. — Dadurch, dass ein Nothstand (zum Beispiel die Gebrechen einer Verwaltung, Bestechlichkeit und Gunstwillkür in politischen oder gelehrten Körperschaften) stark übertrieben dargestellt wird, verliert zwar die Darstellung bei den Einsichtigen ihre Wirkung, aber wirkt um so stärker auf die Nichteinsichtigen (welche bei einer sorgsamen maassvollen Darlegung gleichgültig geblieben wären).

Da die Nichteinsichtigen aber bedeutend in der Mehrzahl sind und stärkere Willenskräfte, ungestümere Lust zum Handeln in sich beherbergen, so wird jene Uebertreibung zum Anlass von Untersuchungen, Bestrafungen, Versprechen, Reorganisationen. — Insofern ist es nützlich, Nothstände übertrieben darzustellen.

449.

Die anscheinenden Wettermacher der Politik. Wie das Volk von Dem, welcher sich auf das Wetter versteht und es um einen Tag voraussagt, im Stillen annimmt, dass er das Wetter mache, so legen selbst Gebildete und Gelehrte mit einem Aufwand von abergläubischem Glauben grossen Staatsmännern alle die wichtigen Veränderungen und Conjunkturen, welche während ihrer Regierung eintraten, als deren eigenstes Werk bei, wenn es nur ersichtlich ist, dass Jene Etwas davon eher wussten, als Andere, und ihre Berechnung darnach machten: sie werden also ebenfalls als Wettermacher genommen — und dieser Glaube ist nicht das geringste Werkzeug ihrer Macht.

450.

Neuer und alter Begriff der Regierung. — Zwischen Regierung und Volk so zu scheiden, als ob hier zwei getrennte Machtsphären, eine stärkere, höhere mit einer schwächeren, niederen, verhandelten und sich vereinbarten, ist ein Stück vererbter politischer Empfindung, welches der historischen Feststellung der Machtverhältnisse in den meisten Staaten noch jetzt genau entspricht. Wenn zum Beispiel Bismarck die constitutionelle Form als einen Compromiss zwischen Regierung und Volk bezeichnet, so redet er gemäss einem Princip, welches

seine Vernunft in der Geschichte hat (ebendaher freilich auch den Beisatz von Unvernunft, ohne den nichts Menschliches existiren kann). Dagegen soll man nun lernen — gemäss einem Princip, welches rein aus dem Kopfe entsprungen ist und erst Geschichte machen soll —, dass Regierung Nichts als ein Organ des Volkes sei, nicht ein vorsorgliches, verehrungswürdiges „Oben" im Verhältniss zu einem an Bescheidenheit gewöhnten „Unten". Bevor man diese bis jetzt unhistorische und willkürliche, wenn auch logischere Aufstellung des Begriffs Regierung annimmt, möge man doch ja die Folgen erwägen: denn das Verhältniss zwischen Volk und Regierung ist das stärkste vorbildliche Verhältniss, nach dessen Muster sich unwillkürlich der Verkehr zwischen Lehrer und Schüler, Hausherr und Dienerschaft, Vater und Familie, Heerführer und Soldat, Meister und Lehrling bildet. Alle diese Verhältnisse gestalten sich jetzt, unter dem Einflusse der herrschenden constitutionellen Regierungsform, ein Wenig um: sie werden Compromisse. Aber wie müssen sie sich verkehren und verschieben, Namen und Wesen wechseln, wenn jener allerneueste Begriff überall sich der Köpfe bemeistert hat! — wozu es aber wohl ein Jahrhundert noch brauchen dürfte. Hierbei ist Nichts mehr zu wünschen, als Vorsicht und langsame Entwickelung.

451.

Gerechtigkeit als Parteien-Lockruf. — Wohl können edle (wenn auch nicht gerade sehr einsichtsvolle) Vertreter der herrschenden Klasse sich geloben: „wir wollen die Menschen als gleich behandeln, ihnen gleiche Rechte zugestehen"; sie können damit beweisen, dass eine socialistische Denkungsweise, welche auf Gerechtigkeit beruht, möglich ist, wenn auch, wie gesagt, nur innerhalb

der herrschenden Klasse, welche in diesem Falle die Gerechtigkeit mit Opfern und Verleugnungen übt. Dagegen Gleichheit der Rechte fordern, wie es die Socialisten der unterworfenen Kaste thun, ist nun und nimmermehr ein Ausfluss der Gerechtigkeit, sondern der Begehrlichkeit. — Wenn man der Bestie blutige Fleischstücke aus der Nähe zeigt und wieder wegzieht, bis sie endlich brüllt: meint ihr, dass dies Gebrüll Gerechtigkeit bedeute?

452.

Besitz und Gerechtigkeit. — Wenn die Socialisten nachweisen, dass die Eigenthums-Vertheilung in der gegenwärtigen Menschheit die Consequenz zahlloser Ungerechtigkeiten und Gewaltsamkeiten ist, und in summa die Verpflichtung gegen etwas so unrecht Begründetes ablehnen: so sehen sie nur etwas Einzelnes. Die ganze Vergangenheit der alten Kultur ist auf Gewalt, Sklaverei, Betrug, Irrthum aufgebaut; wir können aber uns selbst, die Erben aller dieser Zustände, ja die Concrescenzen aller jener Vergangenheit, nicht wegdekretiren und dürfen nicht ein einzelnes Stück herausziehen wollen. Die ungerechte Gesinnung steckt in den Seelen der Nicht-Besitzenden auch; sie sind nicht besser als die Besitzenden und haben kein moralisches Vorrecht: denn irgend wann sind ihre Vorfahren Besitzende gewesen. Nicht gewaltsame neue Vertheilungen, sondern allmähliche Umschaffungen des Sinnes thun noth: die Gerechtigkeit muss in Allen grösser werden, der gewaltthätige Instinkt schwächer.

453.

Der Steuermann der Leidenschaften. — Der Staatsmann erzeugt öffentliche Leidenschaften, um den

Gewinn von der dadurch erweckten Gegenleidenschaft zu haben. Um ein Beispiel zu nehmen: so weiss ein deutscher Staatsmann wohl, dass die katholische Kirche niemals mit Russland gleiche Pläne haben wird, ja sich viel lieber mit den Türken verbünden würde, als mit den Russen; ebenso weiss er, dass Deutschland keine geringe Gefahr von einem Bündnisse Frankreichs mit Russland droht. Kann er es nun dahin bringen, Frankreich zum Herd und Hort der katholischen Kirche zu machen, so hat er diese Gefahr auf eine lange Zeit beseitigt. Er hat demnach ein Interesse daran, Hass gegen die Katholiken zu zeigen und, durch Feindseligkeiten aller Art, die Bekenner der Autorität des Papstes in eine leidenschaftliche politische Macht zu verwandeln, welche der deutschen Politik feindlich ist und sich naturgemäss mit Frankreich, als dem Widersacher Deutschlands, verschmelzen muss: sein Ziel ist ebenso nothwendig die Katholisirung Frankreichs, als Mirabeau in der Dekatholisirung das Heil seines Vaterlandes sah. — Der eine Staat will also die Verdunkelung von Millionen Köpfen eines anderen Staates, um seinen Vortheil aus dieser Verdunkelung zu ziehen. Es ist dies die selbe Gesinnung, welche die republikanische Regierungsform des nachbarlichen Staates — le désordre organisé, wie Mérimée sagt, — aus dem alleinigen Grunde unterstützt, weil sie annimmt, dass diese Regierungsform das Volk schwächer, zerrissener und kriegsunfähiger mache.

454.

Die Gefährlichen unter den Umsturz-Geistern. Man theile Die, welche auf einen Umsturz der Gesellschaft bedacht sind, in Solche ein, welche für sich selbst, und in Solche, welche für ihre Kinder und Enkel Etwas erreichen wollen. Die Letzteren sind die Gefährlicheren;

denn sie haben den Glauben und das gute Gewissen der Uneigennützigkeit. Die Anderen kann man abspeisen: dazu ist die herrschende Gesellschaft immer noch reich und klug genug. Die Gefahr beginnt, sobald die Ziele unpersönlich werden; die Revolutionäre aus unpersönlichem Interesse dürfen alle Vertheidiger des Bestehenden als persönlich Interessirte ansehen und deshalb sich ihnen überlegen fühlen.

455.

Politischer Werth der Vaterschaft. — Wenn der Mensch keine Söhne hat, so hat er kein volles Recht, über die Bedürfnisse eines Staatswesens mitzureden. Man muss selber mit den Anderen sein Liebstes daran gewagt haben: das erst bindet an den Staat fest; man muss das Glück seiner Nachkommen in's Auge fassen, also vor Allem Nachkommen haben, um an allen Institutionen und deren Veränderung rechten, natürlichen Antheil nehmen zu können. Die Entwickelung der höhern Moral hängt daran, dass Einer Söhne hat; dies stimmt ihn unegoistisch, oder richtiger: es erweitert seinen Egoismus der Zeitdauer nach, und lässt ihn Ziele über seine individuelle Lebenslänge hinaus mit Ernst verfolgen.

456.

Ahnenstolz. — Auf eine ununterbrochene Reihe guter Ahnen, bis zum Vater herauf, darf man mit Recht stolz sein, — nicht aber auf die Reihe; denn diese hat Jeder. Die Herkunft von guten Ahnen macht den echten Geburtsadel aus; eine einzige Unterbrechung in jener Kette, Ein böser Vorfahr also, hebt den Geburtsadel auf. Man soll Jeden, welcher von seinem Adel redet, fragen: hast du keinen gewaltthätigen, habsüchtigen, ausschweifenden, boshaften, grausamen Menschen unter deinen

Vorfahren? Kann er darauf in gutem Wissen und Gewissen mit Nein antworten, so bewerbe man sich um seine Freundschaft.

457.

Sklaven und Arbeiter. — Dass wir mehr Werth auf Befriedigung der Eitelkeit, als auf alles übrige Wohlbefinden (Sicherheit, Unterkommen, Vergnügen aller Art) legen, zeigt sich in einem lächerlichen Grade daran, dass Jedermann (abgesehen von politischen Gründen) die Aufhebung der Sklaverei wünscht und es auf's Aergste verabscheut, Menschen in solche Abhängigkeit zu bringen: während Jeder sich sagen muss, dass die Sklaven in allen Beziehungen sicherer und glücklicher leben, als der moderne Arbeiter, dass Sklavenarbeit sehr wenig Arbeit ist im Verhältniss zu der des „Arbeiters". Man protestirt im Namen der „Menschenwürde", schlichter ausgedrückt, jener lieben Eitelkeit, die das Nicht-gleich-gestellt-sein, das öffentlich Niedriger-geschätzt-werden, als das härteste Loos empfindet. — Der Cyniker denkt anders darüber, weil er die Ehre verachtet: — und so war Diogenes eine Zeit lang Sklave und Hauslehrer.

458.

Leitende Geister und ihre Werkzeuge. — Grosse Staatsmänner und alle Die, welche sich vieler Menschen zur Durchführung ihrer Pläne bedienen müssen, verfahren bald so, bald so: die einen wählen sehr fein und sorgsam die zu ihren Plänen passenden Menschen aus und lassen ihnen dann verhältnissmässig grosse Freiheit, weil sie wissen, dass diese Ausgewählten von ihrer eigenen Natur dorthin getrieben werden, wohin sie nach dem Willen Jener *sollen*; die anderen wählen schlecht, ja nehmen was ihnen unter die Hand kommt, formen

aber aus jedem Thone etwas für ihre Zwecke Taugliches. Leitende Geister der letzten Art sind gewaltsamer, sie begehren auch unterwürfigere Werkzeuge; ihre Menschenkenntniss ist gewöhnlich viel geringer, ihre Menschenverachtung grösser, als bei den erstgenannten Geistern, aber die Maschine, welche sie construiren, arbeitet gemeinhin besser, als die Maschine aus der Werkstätte Jener.

459.

Willkürliches Recht nothwendig. — Die Juristen streiten, ob das am vollständigsten durchgedachte Recht oder das am leichtesten zu verstehende in einem Volke zum Sieg kommen solle. Das erste, dessen höchstes Muster das römische ist, erscheint dem Laien als unverständlich und deshalb nicht als Ausdruck seiner Rechtsempfindung. Die Volksrechte, wie zum Beispiel die germanischen, waren grob, abergläubisch, unlogisch, zum Theil albern, aber sie entsprachen ganz bestimmten vererbten heimischen Sitten und Empfindungen. — Wo aber, wie bei uns, das Recht nicht mehr Herkommen ist, da kann es nur befohlen sein, Zwang sein; wir Alle haben kein herkömmliches Rechtsgefühl mehr, deshalb müssen wir uns Willkür-Rechte gefallen lassen, als Ausdruck der Nothwendigkeit, dass es ein Recht geben müsse. Das logischste ist dann jedenfalls das annehmbarste, weil es das unparteilichste ist: selbst zugegeben, dass in jedem Falle die kleinste Maasseinheit im Verhältniss von Vergehen und Strafe willkürlich angesetzt ist.

460.

Der grosse Mann der Masse. — Das Recept zu dem, was die Masse einen grossen Mann nennt, ist leicht gegeben. Unter allen Umständen verschaffe man ihr

Etwas, das ihr sehr angenehm ist, oder setze ihr erst in den Kopf, dass Dies und Jenes sehr angenehm wäre, und gebe es ihr dann. Doch um keinen Preis sofort: sondern man erkämpfe es mit grösster Anstrengung oder scheine es zu erkämpfen. Die Masse muss den Eindruck haben, dass eine mächtige, ja unbezwingliche Willenskraft da sei; mindestens muss sie da zu sein scheinen. Den starken Willen bewundert Jedermann, weil Niemand ihn hat und Jedermann sich sagt, dass, wenn er ihn hätte, es für ihn und seinen Egoismus keine Grenze mehr gäbe. Zeigt sich nun, dass ein solcher starker Wille etwas der Masse sehr Angenehmes bewirkt, statt auf die Wünsche seiner Begehrlichkeit zu hören, so bewundert man noch einmal und wünscht sich selber Glück. Im Uebrigen habe er alle Eigenschaften der Masse: um so weniger schämt sie sich vor ihm, um so mehr ist er populär. Also: er sei gewaltthätig, neidisch, ausbeuterisch, intrigant, schmeichlerisch, kriechend, aufgeblasen, je nach Umständen alles.

461.

Fürst und Gott. — Die Menschen verkehren mit ihren Fürsten vielfach in ähnlicher Weise wie mit ihrem Gotte, wie ja auch der Fürst vielfach der Repräsentant des Gottes, mindestens sein Oberpriester war. Diese fast unheimliche Stimmung von Verehrung und Angst und Scham ist viel schwächer geworden, aber mitunter lodert sie auf und heftet sich an mächtige Personen überhaupt. Der Kultus des Genius ist ein Nachklang dieser Götter-Fürsten-Verehrung. Ueberall, wo man sich bestrebt, einzelne Menschen in das Uebermenschliche hinaufzuheben, entsteht auch die Neigung, ganze Schichten des Volkes sich roher und niedriger vorzustellen, als sie wirklich sind.

462.

Meine Utopie. — In einer besseren Ordnung der Gesellschaft wird die schwere Arbeit und Noth des Lebens Dem zuzumessen sein, der am wenigsten durch sie leidet, also dem Stumpfesten, — und so schrittweise aufwärts bis zu Dem, welcher für die höchsten sublimirtesten Gattungen des Leidens am empfindlichsten ist und deshalb selbst noch bei der grössten Erleichterung des Lebens leidet.

463.

Ein Wahn in der Lehre vom Umsturz. — Es giebt politische und sociale Phantasten, welche feurig und beredt zu einem Umsturz aller Ordnungen auffordern, in dem Glauben, dass dann sofort das stolzeste Tempelhaus schönen Menschenthums gleichsam von selbst sich erheben werde. In diesen gefährlichen Träumen klingt noch der Aberglaube Rousseau's nach, welcher an eine wundergleiche, ursprüngliche, aber gleichsam verschüttete Güte der menschlichen Natur glaubt und den Institutionen der Kultur, in Gesellschaft, Staat, Erziehung, alle Schuld jener Verschüttung beimisst. Leider weiss man aus historischen Erfahrungen, dass jeder solche Umsturz die wildesten Energien als die längst begrabenen Furchtbarkeiten und Maasslosigkeiten fernster Zeitalter zur Auferstehung bringt: dass also ein Umsturz wohl eine Kraftquelle in einer mattgewordenen Menschheit sein kann, nimmermehr aber ein Ordner, Baumeister, Künstler, Vollender der menschlichen Natur. — Nicht Voltaire's maassvolle, dem Ordnen, Reinigen und Umbauen zugeneigte Natur, sondern Rousseau's leidenschaftliche Thorheiten und Halblügen haben den optimistischen Geist der Revolution wachgerufen, gegen den ich rufe: „Ecrasez l'infâme!“ Durch ihn ist der Geist

der Aufklärung und der fortschreitenden Entwickelung auf lange verscheucht worden: sehen wir zu — ein Jeder bei sich selber — ob es möglich ist, ihn wieder zurückzurufen!

464.

Maass. — Die volle Entschiedenheit im Denken und Forschen, also die Freigeisterei, zur Eigenschaft des Charakters geworden, macht im Handeln mässig: denn sie schwächt die Begehrlichkeit, zieht Viel von der vorhandenen Energie an sich, zur Förderung geistiger Zwecke, und zeigt das Halbnützliche oder Unnütze und Gefährliche aller plötzlichen Veränderungen.

465.

Auferstehung des Geistes. — Auf dem politischen Krankenbette verjüngt sich gewöhnlich ein Volk und findet seinen Geist wieder, den es beim Suchen und Behaupten der Macht allmählich verloren hatte. Die Kultur verdankt das Allerhöchste den politisch geschwächten Zeiten.

466.

Neue Meinungen im alten Hause. — Dem Umsturz der Meinungen folgt der Umsturz der Institutionen nicht sofort nach, vielmehr wohnen die neuen Meinungen lange Zeit im verödeten und unheimlich gewordenen Hause ihrer Vorgängerinnen und conserviren es sogar, aus Wohnungsnoth.

467.

Schulwesen. — Das Schulwesen wird in grossen Staaten immer höchstens mittelmässig sein, aus dem selben Grunde, aus dem in grossen Küchen besten Falls mittelmässig gekocht wird.

468.

Unschuldige Corruption. — In allen Instituten, in welche die scharfe Luft der öffentlichen Kritik nicht hineinweht, wächst eine unschuldige Corruption auf, wie ein Pilz (zum Beispiel in gelehrten Körperschaften und Senaten).

469.

Gelehrte als Politiker. — Gelehrten, welche Politiker werden, wird gewöhnlich die komische Rolle zugetheilt, das gute Gewissen einer Politik zu sein.

470.

Der Wolf hinter dem Schafe versteckt. — Fast jeder Politiker hat unter gewissen Umständen einmal einen ehrlichen Mann so nöthig, dass er, gleich einem heisshungrigen Wolfe, in einen Schafstall einbricht: nicht aber um dann den geraubten Widder zu fressen, sondern um sich hinter seinen wolligen Rücken zu verstecken.

471.

Glückszeiten. — Ein glückliches Zeitalter ist deshalb gar nicht möglich, weil die Menschen es nur wünschen wollen, aber nicht haben wollen, und weil jeder Einzelne, wenn ihm gute Tage kommen, förmlich um Unruhe und Elend beten lernt. Das Schicksal der Menschen ist auf glückliche Augenblicke eingerichtet — jedes Leben hat solche —, aber nicht auf glückliche Zeiten. Trotzdem werden diese als „das Jenseits den Bergen“ in der Phantasie des Menschen bestehen bleiben, als Erbstück der Vorzeiten; denn man hat wohl den Begriff des Glückszeitalters seit uralten Zeiten her jenem Zustande entnommen, in dem der Mensch, nach gewaltiger Anstrengung durch Jagd und Krieg, sich der Ruhe ergiebt,

die Glieder streckt und die Fittige des Schlafes um sich rauschen hört. Es ist ein falscher Schluss, wenn der Mensch, jener alten Gewöhnung gemäss, sich vorstellt, dass er nun auch nach ganzen Zeiträumen der Noth und Mühsal jenes Zustandes des Glücks in entsprechender Steigerung und Dauer theilhaftig werden könne.

472.

Religion und Regierung. — So lange der Staat oder, deutlicher, die Regierung sich als Vormund zu Gunsten einer unmündigen Menge bestellt weiss und um ihretwillen die Frage erwägt, ob die Religion zu erhalten oder zu beseitigen sei: wird sie höchst wahrscheinlich sich immer für die Erhaltung der Religion entscheiden. Denn die Religion befriedigt das Gemüth in Zeiten des Verlustes, der Entbehrung, des Schreckens, des Misstrauens, also dann, wenn die Regierung sich ausser Stande fühlt, direkt Etwas zur Linderung der seelischen Leiden des Privatmannes zu thun: ja selbst bei allgemeinen, unvermeidlichen und zunächst unabwendbaren Uebeln (Hungersnöthen, Geldkrisen, Kriegen) giebt die Religion Gewähr für eine beruhigte, abwartende, vertrauende Haltung der Menge. Ueberall, wo die nothwendigen oder zufälligen Mängel der Staatsregierung, oder die gefährlichen Consequenzen dynastischer Interessen, dem Einsichtigen sich bemerklich machen und ihn widerspänstig stimmen, werden die Nicht-Einsichtigen den Finger Gottes zu sehen meinen und sich in Geduld den Anordnungen von Oben (in welchem Begriff göttliche und menschliche Regierungsweise gewöhnlich verschmelzen) unterwerfen: so wird der innere bürgerliche Frieden und die Continuität der Entwickelung gewahrt. Die Macht, welche in der Einheit der Volksempfindung, in gleichen Meinungen und

Zielen für Alle, liegt, wird durch die Religion beschützt und besiegelt, jene seltenen Fälle abgerechnet, wo eine Priesterschaft mit der Staatsgewalt sich über den Preis nicht einigen kann und mit ihr in Kampf tritt. Für gewöhnlich wird der Staat sich die Priester zu gewinnen wissen, weil er ihrer allerprivatesten, verborgenen Erziehung der Seelen benöthigt ist und Diener zu schätzen weiss, welche scheinbar und äusserlich ein ganz anderes Interesse vertreten. Ohne Beihülfe der Priester kann auch jetzt noch keine Macht „legitim“ werden: wie Napoleon begriff. — So gehen absolute vormundschaftliche Regierung und sorgsame Erhaltung der Religion nothwendig mit einander. Bei dieser Sachlage werden die regierenden Personen und Klassen über den Nutzen, den ihnen die Religion gewährt, aufgeklärt werden und sich ihr endlich soweit überlegen fühlen, dass sie dieselbe nur noch als Mittel gebrauchen (mit einer solchen Auffassung der Religion sind zugleich die Anfänge der Freigeisterei gegeben). — Wie aber, wenn jene ganz verschiedene Auffassung des Begriffes „Regierung“, wie sie in demokratischen Staaten gelehrt wird, durchdringt? wenn man in der Regierung Nichts als das Werkzeug des Volkswillens sieht, kein Oben im Vergleich zu einem Unten, sondern lediglich eine Funktion des alleinigen Souverains, des Volkes? Hier kann von der Regierung nur die selbe Stellung zur Religion eingenommen werden, welche das Volk zur Religion einnimmt; jede Verbreitung von Aufklärung wird bis in die Priesterschaft hineinklingen müssen, eine Benutzung und Ausbeutung der religiösen Triebkräfte und Tröstungen zu staatlichen Zwecken wird nicht so leicht möglich sein (es sei denn, dass mächtige Parteiführer zeitweilig einen Einfluss üben, welcher dem des aufgeklärten Despotismus ähnlich sieht). Wenn aber der

Staat keinen Nutzen mehr aus der Religion selber ziehen darf — das heisst wenn das Volk zu mannichfach über religiöse Dinge denkt, als dass es der Regierung das Recht eines gleichartigen, einheitlichen Vorgehens bei religiösen Maassregeln zugestehen könnte, — so wird nothwendig sich der Ausweg zeigen, die Religion als Privatsache zu behandeln und dem Gewissen und der Gewohnheit jedes Einzelnen zu überantworten. Die Folge ist, dass zu allererst das religiöse Empfinden verstärkt erscheint, weil versteckte und unterdrückte Regungen desselben, welchen der Staat unwillkürlich oder absichtlich keine Lebensluft gönnte, jetzt hervorbrechen und bis in's Extreme ausschweifen; später erweist sich, dass die Religion von Sekten überwuchert wird und dass eine Fülle von Drachenzähnen in dem Augenblicke gesät worden ist, als man die Religion zur Privatsache machte. Der Anblick des Streites, die feindselige Blosslegung aller Schwächen religiöser Bekenntnisse lässt endlich nur den Ausweg zu, dass jeder Bessere und Begabtere die Irreligiosität zu seiner Privatsache macht: als welche Gesinnung nun auch in dem Geiste der regierenden Personen die Ueberhand bekommt und, fast wider ihren Willen, ihren Maassregeln einen religionsfeindlichen Charakter giebt. Sobald dies eintritt, wandelt sich die Stimmung der noch religiös bewegten Menschen, welche früher den Staat als etwas Halb- und Ganzheiliges adorirten, in eine entschieden staatsfeindliche um; sie lauern den Maassregeln der Regierung auf, suchen zu hemmen, zu kreuzen, zu beunruhigen, so viel sie können, und treiben dadurch die Gegenpartei, die irreligiöse, durch die Hitze ihres Widerspruchs in eine fast fanatische Begeisterung für den Staat hinein; wobei im Stillen noch mitwirkt, dass in diesen Kreisen die Gemüther seit der

Trennung von der Religion eine Leere spüren und sich vorläufig durch die Hingebung an den Staat einen Ersatz, eine Art von Ausfüllung zu schaffen suchen. Nach diesen, vielleicht lange dauernden Uebergangskämpfen entscheidet es sich endlich, ob die religiösen Parteien noch stark genug sind, um einen alten Zustand heraufzubringen und das Rad zurückzudrehen: in welchem Falle unvermeidlich der aufgeklärte Despotismus (vielleicht weniger aufgeklärt und ängstlicher, als früher) den Staat in die Hände bekommt, — oder ob die religionslosen Parteien sich durchsetzen und die Fortpflanzung ihrer Gegnerschaft, einige Generationen hindurch, etwa durch Schule und Erziehung, untergraben und endlich unmöglich machen. Dann aber lässt auch bei ihnen die Begeisterung für den Staat nach: immer deutlicher tritt hervor, dass mit jener religiösen Adoration, für welche er ein Mysterium, eine überweltliche Stiftung ist, auch das ehrfürchtige und pietätvolle Verhältniss zu ihm erschüttert ist. Fürderhin sehen die Einzelnen immer nur die Seite an ihm, durch die er ihnen nützlich oder schädlich werden kann, und drängen sich mit allen Mitteln heran, um Einfluss auf ihn zu bekommen. Aber diese Concurrenz wird bald zu gross, die Menschen und Parteien wechseln zu schnell, stürzen sich gegenseitig zu wild vom Berge wieder herab, nachdem sie kaum oben angelangt sind. Es fehlt allen Maassregeln, welche von einer Regierung durchgesetzt werden, die Bürgschaft ihrer Dauer; man scheut vor Unternehmungen zurück, welche auf Jahrzehnte, Jahrhunderte hinaus ein stilles Wachsthum haben müssten, um reife Früchte zu zeitigen. Niemand fühlt mehr eine andere Verpflichtung gegen ein Gesetz, als die, sich augenblicklich der Gewalt, welche ein Gesetz einbrachte, zu beugen: sofort geht man aber daran, es durch eine neue Gewalt, eine neu zu bildende

Majorität zu unterminiren. Zuletzt — man kann es mit Sicherheit aussprechen — muss das Misstrauen gegen alles Regierende, die Einsicht in das Nutzlose und Aufreibende dieser kurzathmigen Kämpfe die Menschen zu einem neuen Entschlusse drängen: zur Abschaffung des Staatsbegriffs, zur Aufhebung des Gegensatzes „privat und öffentlich“. Die Privatgesellschaften ziehen Schritt vor Schritt die Staatsgeschäfte an sich: selbst der zäheste Rest, welcher von der alten Arbeit des Regierens übrigbleibt (jene Thätigkeit zum Beispiel, welche die Privaten gegen die Privaten sicher stellen soll), wird zu allerletzt einmal durch Privatunternehmer besorgt werden. Die Missachtung, der Verfall und der Tod des Staates, die Entfesselung der Privatperson (ich hüte mich zu sagen: des Individuums) ist die Consequenz des demokratischen Staatsbegriffes; hierin liegt seine Mission. Hat er seine Aufgabe erfüllt — die, wie alles Menschliche, viel Vernunft und Unvernunft im Schoosse trägt —, sind alle Rückfälle der alten Krankheit überwunden, so wird ein neues Blatt im Fabelbuche der Menschheit entrollt, auf dem man allerlei seltsame Historien und vielleicht auch einiges Gute lesen wird. — Um das Gesagte noch einmal kurz zu sagen: das Interesse der vormundschaftlichen Regierung und das Interesse der Religion gehen mit einander Hand in Hand, sodass, wenn letztere abzusterben beginnt, auch die Grundlage des Staates erschüttert wird. Der Glaube an eine göttliche Ordnung der politischen Dinge, an ein Mysterium in der Existenz des Staates, ist religiösen Ursprungs: schwindet die Religion, so wird der Staat unvermeidlich seinen alten Isis-Schleier verlieren und keine Ehrfurcht mehr erwecken. Die Souverainität des Volkes dient, in der Nähe gesehen, dazu, auch den letzten Zauber und Aberglauben auf dem Gebiete dieser

Empfindungen zu verscheuchen; die moderne Demokratie ist die historische Form vom Verfall des Staates. — Die Aussicht, welche sich durch diesen sicher bevorstehenden Verfall ergiebt, ist aber nicht in jedem Betracht eine unglückselige: die Klugheit und der Eigennutz der Menschen sind von allen ihren Eigenschaften am besten ausgebildet; wenn den Anforderungen dieser Kräfte der Staat nicht mehr entspricht, so wird am wenigsten das Chaos eintreten: sondern eine zweckmässigere Erfindung, als der Staat es war, wird zum Siege über den Staat kommen. Wie manche organisirende Gewalt hat die Menschheit schon absterben sehen! zum Beispiel die der Geschlechtsgenossenschaft: welche Jahrtausende lang viel mächtiger war, als die Gewalt der Familie, ja längst, bevor diese bestand, schon waltete und ordnete! Und wir selber — sehen wir nicht den bedeutenden Rechts- und Machtgedanken der Familie, der einst, so weit römisches Wesen reichte, die Herrschaft besass, immer blasser und ohnmächtiger werden? — So auch wird ein späteres Geschlecht den Staat in einzelnen Strecken der Erde bedeutungslos werden sehen, — eine Vorstellung, an welche viele Menschen der Gegenwart nur mit Angst und Abscheu denken können. An der Verbreitung und Verwirklichung dieser Vorstellung zu arbeiten, ist freilich ein ander Ding: man muss sehr anmaassend von seiner Vernunft denken und die Geschichte kaum halb verstehen, um schon jetzt die Hand an den Pflug zu legen, — während noch Niemand die Samenkörner aufzeigen kann, welche auf das zerrissene Erdreich nachher gestreut werden sollen ... Vertrauen wir „der Klugheit und dem Eigennutz der Menschen", dass jetzt noch der Staat eine gute Weile bestehen bleibt, und dass zerstörerische Versuche übereifriger und voreiliger Halbwisser abgewiesen werden!

473.

Der Socialismus, seinen Mitteln nach. — Der Socialismus ist der phantastische jüngere Bruder des fast abgelebten Despotismus, den er beerben will. Seine Bestrebungen sind also im tiefsten Verstande reaktionär: denn er begehrt eine Fülle der Staatsgewalt, wie sie der Despotismus nur je gehabt hat, ja er überbietet alles Vergangene dadurch, dass er geradezu die Vernichtung des Individuums anstrebt: als welches ihm wie ein unberechtigter Luxus der Natur vorkommt und durch ihn in ein zweckmässiges Organ des Gemeinwesens umgebessert werden soll. Seiner Verwandtschaft wegen erscheint er immer in der Nähe aller excessiven Machtentfaltungen, wie der alte typische Socialist Plato am Hofe des sicilischen Tyrannen; er wünscht (und befördert unter Umständen) den cäsarischen Gewaltstaat dieses Jahrhunderts, weil er, wie gesagt, sein Erbe werden möchte. Aber selbst diese Erbschaft würde für seine Zwecke nicht ausreichen, er braucht die allerunterthänigste Niederwerfung aller Bürger vor dem unbedingten Staate, wie etwas Gleiches niemals existirt hat. Da er nicht einmal auf die alte religiöse Pietät für den Staat mehr rechnen darf, vielmehr an deren Beseitigung fortwährend arbeiten muss — weil er an der Beseitigung aller bestehenden Staaten arbeitet —, so kann er sich nur für kurze Zeiten, durch den äussersten Terrorismus, auf Existenz Hoffnung machen. Deshalb bereitet er sich im Stillen zu Schreckensherrschaften vor und treibt den halbgebildeten Massen das Wort „Gerechtigkeit“ wie einen Nagel in den Kopf, um sie ihres Verstandes völlig zu berauben (nachdem dieser Verstand durch die Halbbildung schon sehr gelitten hat) und ihnen für das böse Spiel, das sie spielen sollen, ein gutes Gewissen zu schaffen. — Der Socialismus kann

dazu dienen, die Gefahr aller Anhäufungen von Staatsgewalt recht brutal und eindringlich zu lehren und insofern vor dem Staate selbst Misstrauen einzuflössen. Wenn seine rauhe Stimme in das Feldgeschrei „So viel Staat wie möglich!“ einfällt, so wird zwar dieses zunächst lärmender, als je: aber bald dringt das entgegengesetzte mit um so grösserer Kraft hervor: „So wenig Staat wie möglich!“

474.

Die Entwickelung des Geistes, vom Staate gefürchtet. — Die griechische Polis war, wie jede organisirende politische Macht, ausschliessend und misstrauisch gegen das Wachsthum der Bildung; ihr gewaltiger Grundtrieb wirkte auf diese fast nur lähmend und hemmend. Sie wollte keine Geschichte, kein Werden in der Bildung gelten lassen; die in dem Staatsgesetz festgestellte Erziehung sollte alle Generationen verpflichten und auf Einer Stufe festhalten. Nicht anders wollte es später auch noch Plato für seinen idealen Staat. Trotz der Polis entwickelte sich also die Bildung: — indirekt freilich und wider Willen trug sie auch zu ihr bei, weil die Ehrsucht des Einzelnen in der Polis auf's Höchste angereizt wurde, sodass er, einmal auf die Bahn geistiger Ausbildung gerathen, auch in ihr bis in's letzte Extrem fortgieng. Auf die Verherrlichungsrede des Perikles darf man sich für dies Verhältniss nicht berufen: denn sie ist nur ein grosses optimistisches Trugbild über den angeblich nothwendigen Zusammenhang von Polis und athenischer Kultur; Thukydides lässt sie, unmittelbar bevor die Nacht über Athen kommt (die Pest und der Abbruch der Tradition), gleich einer verklärenden Abendröthe aufleuchten, bei der man den schlimmen Tag vergessen soll, der ihr voranging.

475.

Der europäische Mensch und die Vernichtung der Nationen. — Der Handel und die Industrie, der Bücher- und Briefverkehr, die Gemeinsamkeit aller höheren Kultur, das schnelle Wechseln von Ort und Landschaft, das jetzige Nomadenleben aller Nicht-Landbesitzer, — diese Umstände bringen nothwendig eine Schwächung und zuletzt die Vernichtung der Nationen, mindestens der europäischen, mit sich: sodass aus diesen allen, in Folge fortwährender Kreuzungen, eine Mischrasse, die des europäischen Menschen, entstehen muss. Wenn auch jetzt diesem Ziele, bewusst oder unbewusst, die Abschliessung der Nationen durch Erzeugung nationaler Feindseligkeiten entgegenwirkt, so geht dennoch der Gang jener Mischung langsam vorwärts, trotz der zeitweiligen Gegenströmungen; — dieser künstliche Nationalismus ist übrigens so gefährlich wie der künstliche Katholicismus es war, denn er bedeutet einen gewaltsamen Noth- und Belagerungszustand, der von Wenigen über Viele verhängt ist, und braucht List, Lüge und Gewalt, um sich in Ansehen zu halten. Nicht das Interesse der Vielen (der Völker), wie man wohl sagt, sondern vor Allem das Interesse bestimmter Fürstendynastien, sodann das bestimmter Klassen des Handels und der Gesellschaft, treibt zu diesem Nationalismus; hat man dies einmal erkannt, so soll man sich ungescheut als guten Europäer ausgeben und durch die That an der Verschmelzung der Nationen arbeiten: wobei die Deutschen durch ihre altbewährte Eigenschaft, Dolmetscher und Vermittler der Völker zu sein, mitzuhelfen vermögen. — Beiläufig: das Problem der Juden ist nur innerhalb der nationalen Staaten vorhanden. In diesen muss ihre Thatkraft und höhere Intelligenz, ihr in langer Leidensschule von Ge-

schlecht zu Geschlecht angehäuftes Geistes- und Willens-Kapital, in einem neid- und hasserweckenden Maasse zum Uebergewicht kommen: daher in diesen Staaten — und zwar je mehr sie sich wieder national gebärden —, die journalistische Unart überhandnimmt, die Juden als Sündenböcke aller möglichen öffentlichen und inneren Uebelstände zur Schlachtbank zu führen. Sobald es sich nicht mehr um Conservirung von Nationen, sondern um die Erzeugung einer möglichst kräftigen europäischen Mischrasse handelt, ist der Jude als Ingredienz ebenso brauchbar und erwünscht, als irgend ein anderer nationaler Rest. Unangenehme, ja gefährliche Eigenschaften hat jede Nation, jeder Mensch; es ist grausam, zu verlangen, dass der Jude eine Ausnahme machen soll. Jene Eigenschaften mögen sogar bei ihm in besonderem Maasse gefährlich und abschreckend sein; und vielleicht ist der jugendliche Börsen-Jude die widerlichste Erfindung des Menschengeschlechtes überhaupt. Trotzdem möchte ich wissen, wie Viel man bei einer Gesammtabrechnung einem Volke nachsehen muss, welches, nicht ohne unser Aller Schuld, die leidvollste Geschichte unter allen Völkern gehabt hat und dem man den edelsten Menschen (Christus), den reinsten Weisen (Spinoza), das mächtigste Buch und das wirkungsvollste Sittengesetz der Welt verdankt. Ueberdies: in den dunkelsten Zeiten des Mittelalters, als sich die asiatische Wolkenschicht schwer über Europa gelagert hatte, waren es jüdische Freidenker, Gelehrte und Aerzte, welche das Banner der Aufklärung und der geistigen Unabhängigkeit unter dem härtesten persönlichen Zwange festhielten und Europa gegen Asien vertheidigten; ihren Bemühungen ist es nicht am wenigsten zu danken, dass eine natürlichere, vernunftgemässere und jedenfalls unmythische Erklärung der Welt endlich wieder

zum Siege kommen konnte und dass der Ring der Kultur, welcher uns jetzt an die Aufklärung des griechisch-römischen Alterthums anschliesst, unzerbrochen blieb. Wenn das Christenthum Alles gethan hat, um den Occident zu orientalisiren, so hat das Judenthum wesentlich mit dazu geholfen, ihn immer wieder zu occidentalisiren, — was in einem bestimmten Sinne so viel heisst als: Europa's Aufgabe und Geschichte zu einer Fortsetzung der griechischen zu machen.

476.

Scheinbare Ueberlegenheit des Mittelalters. — Das Mittelalter zeigt in der Kirche ein Institut mit einem universalen, die gesammte Menschheit umspannenden Ziele, welches noch dazu den — vermeintlich — höchsten Interessen derselben galt: damit verglichen, machen die Ziele der Staaten und Nationen, welche die neuere Geschichte zeigt, einen beklemmenden Eindruck; sie erscheinen kleinlich, niedrig, materiell, räumlich beschränkt. Aber dieser verschiedene Eindruck auf die Phantasie darf unser Urtheil nicht bestimmen: denn jenes universale Institut entsprach erkünstelten, auf Fiktionen beruhenden Bedürfnissen, welche es, wo sie noch nicht vorhanden waren, erst erzeugen musste („Bedürfniss der Erlösung"); — die neuen Institute helfen wirklichen Nothzuständen ab; und die Zeit kommt, wo Institute entstehen, welche den gemeinsamen wahren Bedürfnissen aller Menschen dienen und das phantastische Urbild, die katholische Kirche, in Schatten und Vergessenheit stellen.

477.

Der Krieg unentbehrlich. — Es ist eitel Schwärmerei und Schönseelenthum, von der Menschheit noch

viel (oder gar: erst recht viel) zu erwarten, wenn sie verlernt hat, Kriege zu führen. Einstweilen kennen wir keine anderen Mittel, wodurch mattwerdenden Völkern jene rauhe Energie des Feldlagers, jener tiefe unpersönliche Hass, jene Mörder-Kaltblütigkeit mit gutem Gewissen, jene gemeinsame organisirende Gluth in der Vernichtung des Feindes, jene stolze Gleichgültigkeit gegen grosse Verluste, gegen das eigene Dasein und das der Befreundeten, jenes dumpfe erdbebenhafte Erschüttern der Seele ebenso stark und sicher mitgetheilt werden könnte, wie dies jeder grosse Krieg thut: von den hier hervorbrechenden Bächen und Strömen, welche freilich Steine und Unrath aller Art mit sich wälzen und die Wiesen zarter Kulturen zu Grunde richten, werden nachher, unter günstigen Umständen, die Räderwerke in den Werkstätten des Geistes mit neuer Kraft umgedreht. Die Kultur kann die Leidenschaften, Laster und Bosheiten durchaus nicht entbehren. — Als die kaiserlich gewordenen Römer der Kriege etwas müde wurden, versuchten sie aus Thierhetzen, Gladiatorenkämpfen und Christenverfolgungen sich neue Kraft zu gewinnen. Die jetzigen Engländer, welche dem Kriege auch abgesagt zu haben scheinen, ergreifen ein anderes Mittel, um jene entschwindenden Kräfte neu zu erzeugen: gefährliche Entdeckungsreisen, Durchschiffungen, Erkletterungen, zu wissenschaftlichen Zwecken, wie es heisst, unternommen, — in Wahrheit, um überschüssige Kraft aus Abenteuern und Gefahren aller Art mit nach Hause zu bringen. Man wird noch vielerlei ähnliche Surrogate des Krieges ausfindig machen, schliesslich aber doch einsehen, dass eine so hoch kultivirte und daher nothwendig matte Menschheit, wie die der jetzigen Europäer, nicht nur solcher Surrogate, sondern der Kriege selber, und zwar der

grössten und furchtbarsten Kriege — also zeitweiliger Rückfälle in die Barbarei — bedarf, um nicht durch die Mittel der Kultur ihre Kultur und ihr Dasein selber einzubüssen.

478.

Fleiss im Süden und Norden. — Der Fleiss entsteht auf zwei verschiedene Arten. Die Handwerker im Süden werden fleissig, nicht aus Erwerbstrieb, sondern aus der beständigen Bedürftigkeit der Anderen. Weil immer Einer kommt, der ein Pferd beschlagen, einen Wagen ausbessern lassen will, so ist der Schmied fleissig. Käme Niemand, so würde er auf dem Markte herumlungern. Sich zu ernähren, das hat in einem fruchtbaren Lande wenig Noth, dazu brauchte er nur ein sehr geringes Maass von Arbeit, jedenfalls keinen Fleiss; schliesslich würde er betteln und zufrieden sein. — Dagegen hat der Fleiss englischer Arbeiter den Erwerbssinn hinter sich: er ist sich seiner selbst und seiner Ziele bewusst und erstrebt mit dem Besitz die Macht, mit der Macht die grösstmögliche Freiheit und individuelle Vornehmheit.

479.

Reichthum als Ursprung eines Geblütsadels. Der Reichthum erzeugt nothwendig eine Aristokratie der Rasse: denn er gestattet die schönsten Weiber zu wählen, die besten Lehrer zu besolden, er gönnt dem Menschen Reinlichkeit, Zeit zu körperlichen Uebungen und vor Allem Abwendung von verdumpfender körperlicher Arbeit. Soweit verschafft er alle Bedingungen, um, in einigen Generationen, die Menschen vornehm und schön sich bewegen, ja selbst handeln zu machen: die grössere Freiheit des Gemüthes, die Abwesenheit des

Erbärmlich-Kleinen, der Erniedrigung vor Brodgebern, der Pfennig-Sparsamkeit. — Gerade diese negativen Eigenschaften sind das reichste Angebinde des Glückes für einen jungen Menschen; ein Armer richtet sich gewöhnlich durch Vornehmheit der Gesinnung zu Grunde, er kommt nicht vorwärts und erwirbt Nichts, seine Rasse ist nicht lebensfähig. — Dabei ist aber zu bedenken, dass der Reichthum fast die gleichen Wirkungen ausübt, wenn Einer dreihundert Thaler oder dreissigtausend jährlich verbrauchen darf: es giebt da keine wesentliche Progression der begünstigenden Umstände. Aber Wenig zu haben, als Knabe betteln und sich erniedrigen zu müssen, ist furchtbar: obwohl es der rechte Ausgangspunkt für Solche sein mag, die ihr Glück im Glanze der Höfe, in der Unterordnung unter Mächtige und Einflussreiche suchen, oder welche Kirchenhäupter werden wollen. (— Es lehrt, gebückt sich in die Höhlengänge der Gunst einzuschleichen.)

480.

Neid und Trägheit in verschiedener Richtung. Die beiden gegnerischen Parteien, die socialistische und die nationale — oder wie die Namen in den verschiedenen Ländern Europa's lauten mögen — sind einander würdig: Neid und Faulheit sind die bewegenden Mächte in ihnen beiden. In jenem Heerlager will man so wenig als möglich mit den Händen arbeiten, in diesem so wenig als möglich mit dem Kopf; im nationalen hasst und neidet man die hervorragenden, aus sich wachsenden Einzelnen, welche sich nicht gutwillig in Reih und Glied zum Zwecke einer Massenwirkung stellen lassen, — im socialistischen die bessere, äusserlich günstiger gestellte Kaste der Gesellschaft, deren eigentliche Aufgabe — die Erzeugung

der höchsten Kulturgüter — das Leben innerlich um so viel schwerer und schmerzensreicher macht. Gelingt es freilich, jenen Geist der Massenwirkung zum Geiste der höheren Klassen der Gesellschaft zu machen, so sind die socialistischen Schaaren im Rechte, wenn sie versuchen, auch äusserlich zwischen sich und jenen zu nivelliren, da sie ja innerlich, in Kopf und Herz, schon mit einander nivellirt sind. — Lebt als höhere Menschen und thut immerfort die Thaten der höheren Kultur, — so gesteht euch Alles, was da lebt, euer Recht zu, und die Ordnung der Gesellschaft, deren Spitze ihr seid, ist gegen jeden bösen Blick und Griff gefeit!

481.

Grosse Politik und ihre Einbussen. — Ebenso wie ein Volk die grössten Einbussen, welche Krieg und Kriegsbereitschaft mit sich bringen, nicht durch die Unkosten des Krieges, nicht durch Stauungen in Handel und Wandel, auch nicht durch die Unterhaltung der stehenden Heere erleidet — so gross diese Einbussen immerhin sein mögen, jetzt, wo acht Staaten Europa's jährlich die Summe von fünf Milliarden auf Heere verwenden —, sondern dadurch, dass Jahr aus Jahr ein die tüchtigsten, kräftigsten, arbeitsamsten Männer in ausserordentlich grosser Zahl ihren Beschäftigungen und Berufen entzogen werden, um Soldaten zu sein: — ebenso erleidet ein Volk, welches sich anschickt, grosse Politik zu treiben und unter den mächtigsten Staaten sich eine entscheidende Stimme zu sichern, seine grössten Einbussen nicht darin, worin man sie gewöhnlich findet. Es ist wahr, dass es von diesem Zeitpunkte ab fortwährend eine Menge der hervorragendsten Talente auf dem „Altar des Vaterlandes“ oder der nationalen Ehrsucht opfert, während früher diesen

Talenten, welche jetzt die Politik verschlingt, andere Wirkungskreise offen standen. Aber abseits von diesen öffentlichen Hekatomben, und im Grunde viel grauenhafter als diese, begiebt sich ein Schauspiel, welches fortwährend in hunderttausend Akten gleichzeitig sich abspielt: jeder tüchtige, arbeitsame, geistvolle, strebende Mensch eines solchen nach politischen Ruhmeskränzen lüsternen Volkes wird von dieser Lüsternheit beherrscht und gehört seiner eigenen Sache nicht völlig mehr an: die täglich neuen Fragen und Sorgen des öffentlichen Wohles verschlingen eine tägliche Abgabe von dem Kopf- und Herz-Kapitale jedes Bürgers: die Summe all dieser Opfer und Einbussen an individueller Energie und Arbeit ist so ungeheuer, dass das politische Aufblühen eines Volkes eine geistige Verarmung und Ermattung, eine geringere Leistungsfähigkeit zu Werken, welche grosse Concentration und Einseitigkeit verlangen, fast mit Nothwendigkeit nach sich zieht. Zuletzt darf man fragen: lohnt sich denn all diese Blüthe und Pracht des Ganzen (welche ja doch nur als Furcht der anderen Staaten vor dem neuen Coloss und als dem Ausland abgerungene Begünstigung der nationalen Handels- und Verkehrs-Wohlfahrt zu Tage tritt), wenn dieser groben und buntschillernden Blume der Nation alle die edleren, zarteren, geistigeren Pflanzen und Gewächse, an welchen ihr Boden bisher so reich war, zum Opfer gebracht werden müssen?

482.

Und nochmals gesagt. — Oeffentliche Meinungen — private Faulheiten.*)

*) III. Unzeitgemässe Betrachtung. S. 5.

Neuntes Hauptstück.

Der Mensch mit sich allein.

483.

Feinde der Wahrheit. — Ueberzeugungen sind gefährlichere Feinde der Wahrheit, als Lügen.

484.

Verkehrte Welt. — Man kritisirt einen Denker schärfer, wenn er einen uns unangenehmen Satz hinstellt; und doch wäre es vernünftiger, dies zu thun, wenn sein Satz uns angenehm ist.

485.

Charaktervoll. — Charaktervoll erscheint ein Mensch weit häufiger weil er immer seinem Temperamente, als weil er immer seinen Principien folgt.

486.

Das Eine, was noth thut. — Eins muss man haben: entweder einen von Natur leichten Sinn oder einen durch Kunst und Wissen erleichterten Sinn.

487.

Die Leidenschaft für Sachen. — Wer seine Leidenschaft auf Sachen (Wissenschaften, Staatswohl, Kulturinteressen, Künste) richtet, entzieht seiner Leidenschaft für Personen viel Feuer (selbst wenn sie Vertreter jener Sachen sind, wie Staatsmänner, Philosophen, Künstler Vertreter ihrer Schöpfungen sind).

488.

Die Ruhe in der That. — Wie ein Wasserfall im Sturz langsamer und schwebender wird, so pflegt der grosse Mensch der That mit mehr Ruhe zu handeln, als seine stürmische Begierde es vor der That erwarten liess.

489.

Nicht zu tief. — Personen, welche eine Sache in aller Tiefe erfassen, bleiben ihr selten auf immer treu. Sie haben eben die Tiefe an's Licht gebracht: da giebt es immer viel Schlimmes zu sehen.

490.

Wahn der Idealisten. — Alle Idealisten bilden sich ein, die Sachen, welchen sie dienen, seien wesentlich besser, als die anderen Sachen der Welt, und wollen nicht glauben, dass ihre Sache, um gedeihen zu können, des selben übel riechenden Düngers bedarf, den alle anderen menschlichen Unternehmungen nöthig haben.

491.

Selbstbeobachtung. — Der Mensch ist gegen sich selbst, gegen Auskundschaftung und Belagerung durch sich selber, sehr gut vertheidigt; er vermag gewöhnlich nicht Mehr von sich, als seine Aussenwerke wahrzunehmen. Die eigentliche Festung ist ihm unzugänglich, selbst unsichtbar: es sei denn, dass Freunde und Feinde die Verräther machen und ihn selber auf geheimem Wege hineinführen.

492.

Der richtige Beruf. — Männer halten selten einen Beruf aus, von dem sie nicht glauben oder sich

einreden, er sei im Grunde wichtiger, als alle anderen. Ebenso ergeht es Frauen mit ihren Liebhabern.

493.

Adel der Gesinnung. — Der Adel der Gesinnung besteht zu einem grossen Theil aus Gutmüthigkeit und Mangel an Misstrauen: enthält also gerade Das, worüber sich die gewinnsüchtigen und erfolgreichen Menschen so gern mit Ueberlegenheit und Spott ergehen.

494.

Ziel und Wege. — Viele sind hartnäckig in Bezug auf den einmal eingeschlagenen Weg, Wenige in Bezug auf das Ziel.

495.

Das Empörende an einer individuellen Lebensart. — Alle sehr individuellen Maassregeln des Lebens bringen die Menschen gegen Den auf, der sie ergreift; durch die aussergewöhnliche Behandlung, welche Jener sich angedeihen lässt, fühlen sie sich erniedrigt, als gewöhnliche Wesen.

496.

Vorrecht der Grösse. — Es ist das Vorrecht der Grösse, mit geringen Gaben hoch zu beglücken.

497.

Unwillkürlich vornehm. — Der Mensch beträgt sich unwillkürlich vornehm, wenn er sich gewöhnt hat, von den Menschen Nichts zu fordern und ihnen nur zu geben.

498.

Bedingung des Heroenthums. — Erst muss die Schlange zum Drachen geworden sein, damit Einer an ihr zum Helden werden könne.

499.

Freund. — Mitfreude, nicht Mitleiden, macht den Freund.

500.

Ebbe und Fluth benutzen. — Man muss es verstehen, zum Zweck der Erkenntniss jene innere Strömung zu benutzen, welche uns zu einer Sache hinzieht, und wiederum jene, welche uns nach einer Zeit von dieser Sache fortzieht.

501.

Freude an sich. — „Freude an der Sache“ sagt man: aber in Wahrheit ist es Freude an sich selbst vermittelst einer Sache.

502.

Der Bescheidene. — Wer gegen Personen bescheiden ist, zeigt gegen Sachen (Stadt, Staat, Gesellschaft, Zeit, Menschheit) um so grössere Anmaassung. Das ist seine Rache.

503.

Neid und Eifersucht. — Neid und Eifersucht sind die Schamtheile der menschlichen Seele. Die Vergleichung kann vielleicht fortgesetzt werden.

504.

Der vornehmste Heuchler. — Gar nicht von sich reden, ist eine sehr vornehme — Heuchelei.

505.

Verdruss. — Der Verdruss ist eine körperliche Krankheit, die keineswegs schon dadurch gehoben wird, dass man die Veranlassung zum Verdruss hinterdrein beseitigt.

506.

Vertreter der Wahrheit. — Nicht wenn es gefährlich ist, die Wahrheit zu sagen, findet sie am seltensten Vertreter, sondern wenn es langweilig ist.

507.

Beschwerlicher noch, als Feinde. — Viel mehr, als durch unsere Feinde, wird unsere Phantasie durch Personen gequält, von deren sympathischem Verhalten wir nicht unter allen Umständen überzeugt sind, gegen die uns aber irgend ein Grund (zum Beispiel Dankbarkeit) verpflichtet, den Anschein der unbedingten Sympathie unsererseits aufrecht zu erhalten.

508.

Die freie Natur. — Wir sind so gern in der freien Natur, weil diese keine Meinung über uns hat.

509.

Jeder in Einer Sache überlegen. — In civilisirten Verhältnissen fühlt sich Jeder, in Einer Sache wenigstens, jedem Anderen überlegen: darauf beruht das allgemeine Wohlwollen, insofern Jeder einer ist, der unter Umständen helfen kann und deshalb ohne Scham sich helfen lassen darf.

510.

Trostgründe. — Bei einem Todesfall braucht man zumeist Trostgründe, nicht um die Gewalt des Schmerzes zu lindern, sondern um sich zu entschuldigen, dass man so leicht getröstet ist.

511.

Die Ueberzeugungstreuen. — Wer viel zu thun hat, behält seine allgemeinen Ansichten und Standpunkte

fast unverändert bei; ebenso Jeder, der im Dienst einer Idee arbeitet. Er wird die Idee selber nie mehr prüfen, dazu hat er keine Zeit; ja es geht gegen sein Interesse, sie noch für discutirbar halten zu sollen.

512.

Moralität und Quantität. — Die höhere Moralität des einen Menschen, im Vergleich zu der eines anderen, besteht oft nur darin, dass die Ziele quantitativ grösser sind. Jenen zieht die Beschäftigung mit dem Kleinen, im engen Kreise, nieder.

513.

Das Leben als Ertrag des Lebens. — Der Mensch mag sich mit seiner Erkenntniss noch so weit ausrecken, sich selber noch so objektiv vorkommen: zuletzt trägt er doch Nichts davon, als seine eigene Biographie.

514.

Die eherne Nothwendigkeit. — Die „eherne Nothwendigkeit", von der die Menschen reden, ist gewöhnlich weder ehern, noch nothwendig.

515.

Aus der Erfahrung. — Die Unvernunft einer Sache ist kein Grund gegen ihr Dasein, vielmehr eine Bedingung desselben.

516.

Wahrheit. — Niemand stirbt jetzt an tödtlichen Wahrheiten: es giebt zu viele Gegengifte.

517.

Grundeinsicht. — Es giebt keine prästabilirte Harmonie zwischen der Förderung der Wahrheit und dem Wohle der Menschheit.

518.

Menschenloos. — Wer tiefer denkt, weiss, dass er immer Unrecht hat, er mag handeln und urtheilen, wie er will.

519.

Wahrheit als Circe. — Der Irrthum hat aus Thieren Menschen gemacht; sollte die Wahrheit im Stande sein, aus dem Menschen wieder ein Thier zu machen?

520.

Gefahr unserer Kultur. — Wir gehören einer Zeit an, deren Kultur in Gefahr ist, an den Mitteln der Kultur zu Grunde zu gehen.

521.

Grösse haben heisst: Richtung-geben. — Kein Strom ist durch sich selber gross und reich: sondern dass er so viele Nebenflüsse aufnimmt und fortführt, das macht ihn dazu. So steht es auch mit allen Grössen des Geistes. Nur darauf kommt es an, dass Einer die Richtung angiebt, welcher dann so viele Zuflüsse folgen müssen; nicht darauf, ob er von Anbeginn arm oder reich begabt ist.

522.

Schwaches Gewissen. — Menschen, welche von ihrer Bedeutung für die Menschheit sprechen, haben in Bezug auf gemeine bürgerliche Rechtlichkeit im Halten von Verträgen, Versprechungen, ein schwaches Gewissen.

523.

Geliebt sein wollen. — Die Forderung, geliebt zu werden, ist die grösste der Anmaassungen.

524.

Menschenverachtung. — Das unzweideutigste Anzeichen von Geringschätzung der Menschen ist dies, dass man Jedermann nur als Mittel zu seinem Zwecke, oder gar nicht gelten lässt.

525.

Anhänger aus Widerspruch. — Wer die Menschen zur Raserei gegen sich gebracht hat, hat sich immer auch eine Partei zu seinen Gunsten erworben.

526.

Erlebnisse vergessen. — Wer viel denkt, und zwar sachlich denkt, vergisst leicht seine eigenen Erlebnisse, aber nicht so die Gedanken, welche durch jene hervorgerufen wurden.

527.

Festhalten einer Meinung. — Der Eine hält eine Meinung fest, weil er sich Etwas darauf einbildet, von selbst auf sie gekommen zu sein, der Andere, weil er sie mit Mühe gelernt hat und stolz darauf ist, sie begriffen zu haben: Jeder also aus Eitelkeit.

528.

Das Licht scheuen. — Die gute That scheut das Licht ebenso ängstlich, als die böse That: diese fürchtet, durch das Bekanntwerden komme der Schmerz (als Strafe), jene fürchtet, durch das Bekanntwerden schwinde die Lust (jene reine Lust an sich selbst, welche sofort aufhört, sobald eine Befriedigung der Eitelkeit hinzutritt).

529.

Die Länge des Tages. — Wenn man Viel hineinzustecken hat, so hat ein Tag hundert Taschen.

530.

Tyrannengenie. — Wenn in der Seele eine unbezwingliche Lust dazu rege ist, sich tyrannisch durchzusetzen, und das Feuer beständig unterhält, so wird selbst eine geringe Begabung (bei Politikern, Künstlern) allmählich zu einer fast unwiderstehlichen Naturgewalt.

531.

Das Leben des Feindes. — Wer von der Bekämpfung eines Feindes lebt, hat ein Interesse daran, dass dieser am Leben bleibt.

532.

Wichtiger. — Man nimmt die unerklärte undeutliche Sache wichtiger, als die erklärte helle.

533.

Abschätzung erwiesener Dienste. — Dienstleistungen, die uns Jemand erweist, schätzen wir nach dem Werthe, den Jener darauflegt, — nicht nach dem, welchen sie für uns haben.

534.

Unglück. — Die Auszeichnung, welche im Unglück liegt (— als ob es ein Zeichen von Flachheit, Anspruchslosigkeit, Gewöhnlichkeit wäre, sich glücklich zu fühlen!), ist so gross, dass wenn Einem Jemand sagt: „Wie glücklich sind Sie!“, man gewöhnlich protestirt.

535.

Phantasie der Angst. — Die Phantasie der Angst ist jener böse äffische Kobold, der dem Menschen gerade dann noch auf den Rücken springt, wenn er schon am schwersten zu tragen hat.

536.

Werth abgeschmackter Gegner. — Man bleibt mitunter einer Sache nur deshalb treu, weil ihre Gegner nicht aufhören, abgeschmackt zu sein.

537.

Werth eines Berufes. — Ein Beruf macht gedankenlos; darin liegt sein grösster Segen. Denn er ist eine Schutzwehr, hinter welche man sich, wenn Bedenken und Sorgen allgemeiner Art Einen anfallen, erlaubtermaassen zurückziehen kann.

538.

Talent. — Das Talent manches Menschen erscheint geringer als es ist, weil er sich immer zu grosse Aufgaben gestellt hat.

539.

Jugend. — Die Jugend ist unangenehm; denn in ihr ist es nicht möglich oder nicht vernünftig, produktiv zu sein, in irgend einem Sinne.

540.

Zu grosse Ziele. — Wer sich öffentlich grosse Ziele stellt und hinterdrein im Geheimen einsieht, dass er zu schwach ist, sie zu erreichen, hat gewöhnlich auch nicht Kraft genug, jene Ziele öffentlich zu widerrufen, und wird dann unvermeidlich zum Heuchler.

541.

Im Strome. — Starke Wasser reissen viel Gestein und Gestrüpp mit sich fort, starke Geister viel dumme und verworrene Köpfe.

542.

Gefahren der geistigen Befreiung. — Bei der ernstlich gemeinten geistigen Befreiung eines Menschen

erhoffen sich im Stillen zugleich seine Leidenschaften und Begierden ihren Vortheil.

543.

Verkörperung des Geistes. — Wenn Einer viel und klug denkt, so bekommt nicht nur sein Gesicht, sondern auch sein Körper ein kluges Aussehen.

544.

Schlecht sehen und schlecht hören. — Wer wenig sieht, sieht immer weniger; wer schlecht hört, hört immer Einiges noch dazu.

545.

Selbstgenuss in der Eitelkeit. — Der Eitele will nicht sowohl hervorragen, als sich hervorragend fühlen: deshalb verschmäht er kein Mittel des Selbstbetruges und der Selbstüberlistung. Nicht die Meinung der Anderen, sondern seine Meinung von Deren Meinung liegt ihm am Herzen.

546.

Ausnahmsweise eitel. — Der für gewöhnlich Selbstgenugsame ist ausnahmsweise eitel und für Ruhm und Lobsprüche empfänglich, wenn er körperlich krank ist. In dem Maasse, in welchem er sich verliert, muss er aus fremder Meinung, von Aussen her, sich wieder zu gewinnen suchen.

547.

Die „Geistreichen". — Der hat keinen Geist, welcher den Geist sucht.

548.

Wink für Parteihäupter. — Wenn man die Leute dazu treiben kann, sich öffentlich für Etwas zu erklären, so hat man sie meistens auch dazu gebracht, sich inner-

lich dafür zu erklären; sie wollen fürderhin als consequent erfunden werden.

549.

Verachtung. — Die Verachtung durch Andere ist dem Menschen empfindlicher, als die durch sich selbst.

550.

Schnur der Dankbarkeit. — Es giebt sklavische Seelen, welche die Erkenntlichkeit für erwiesene Wohlthaten so weit treiben, dass sie sich mit der Schnur der Dankbarkeit selbst erdrosseln.

551.

Kunstgriff des Propheten. — Um die Handlungsweise gewöhnlicher Menschen im Voraus zu errathen, muss man annehmen, dass sie immer den mindesten Aufwand an Geist machen, um sich aus einer unangenehmen Lage zu befreien.

552.

Das einzige Menschenrecht. — Wer vom Herkömmlichen abweicht, ist das Opfer des Aussergewöhnlichen; wer im Herkömmlichen bleibt, ist der Sklave desselben. Zu Grunde gerichtet wird man auf jeden Fall.

553.

Unter das Thier hinab. — Wenn der Mensch vor Lachen wiehert, übertrifft er alle Thiere an Gemeinheit.

554.

Halbwissen. — Der, welcher eine fremde Sprache unvollkommen spricht, hat mehr Freude daran, als Der, welcher sie fliessend spricht. Das Vergnügen ist bei den Halbwissenden.

555.

Gefährliche Hülfbereitschaft. — Es giebt Leute, welche den Menschen das Leben aus keinem andern Grunde erschweren wollen, als um ihnen hinterdrein ihre Recepte zur Erleichterung des Lebens, zum Beispiel ihr Christenthum, anzubieten.

556.

Fleiss und Gewissenhaftigkeit. — Fleiss und Gewissenhaftigkeit sind oftmals dadurch Antagonisten, dass der Fleiss die Früchte sauer vom Baume nehmen will, die Gewissenhaftigkeit sie aber zu lange hängen lässt, bis sie herabfallen und sich zerschlagen.

557.

Verdächtigen. — Menschen, welche man nicht leiden kann, sucht man bei sich zu verdächtigen.

558.

Die Umstände fehlen. — Viele Menschen warten ihr Leben lang auf die Gelegenheit, auf ihre Art gut zu sein.

559.

Mangel an Freunden. — Der Mangel an Freunden lässt auf Neid oder Anmaassung schliessen. Mancher verdankt seine Freunde nur dem glücklichen Umstande, dass er keinen Anlass zum Neide hat.

560.

Gefahr in der Vielheit. — Mit einem Talente mehr steht man unsicherer, als mit einem weniger: wie der Tisch fester auf drei, als auf vier Füssen steht.

561.

Den Andern zum Vorbild. — Wer ein gutes Beispiel geben will, muss seiner Tugend einen Gran Narrheit zusetzen: dann ahmt man ihn nach und erhebt sich zugleich über den Nachgeahmten, — was die Menschen lieben.

562.

Zielscheibe sein. — Die bösen Reden Anderer über uns gelten nicht immer uns, sondern sind oft die Aeusserungen eines Aergers, einer Verstimmung aus ganz anderen Gründen.

563.

Leicht resignirt. — Man leidet wenig an versagten Wünschen, wenn man seine Phantasie geübt hat, die Vergangenheit zu verhässlichen.

564.

In Gefahr. — Man ist am meisten in Gefahr, überfahren zu werden, wenn man eben einem Wagen ausgewichen ist.

565.

Je nach der Stimme die Rolle. — Wer gezwungen ist, lauter zu reden, als er gewohnt ist (etwa vor einem Halb-Tauben oder vor einem grossen Auditorium), übertreibt gewöhnlich die Dinge, welche er mitzutheilen hat. — Mancher wird nur deshalb zum Verschwörer, böswilligen Nachredner, Intriganten, weil seine Stimme sich am besten zu einem Geflüster eignet.

566.

Liebe und Hass. — Liebe und Hass sind nicht blind, aber geblendet vom Feuer, das sie mit sich tragen.

567.

Mit Vortheil angefeindet. — Menschen, welche der Welt ihre Verdienste nicht völlig deutlich machen können, suchen sich eine starke Feindschaft zu erwecken. Sie haben dann den Trost, zu glauben, dass diese Feindschaft zwischen ihren Verdiensten und deren Anerkennung stehe — und dass mancher Andere das Selbe vermuthe: was sehr vortheilhaft für ihre Geltung ist.

568.

Beichte. — Man vergisst seine Schuld, wenn man sie einem Andern gebeichtet hat, aber wehe! der Andere vergisst sie nicht.

569.

Selbstgenügsamkeit. — Das goldene Vliess der Selbstgenügsamkeit schützt gegen Prügel, aber nicht gegen Nadelstiche.

570.

Schatten in der Flamme. — Die Flamme ist sich selber nicht so hell, als den Menschen, denen sie leuchtet: so auch der Weise.

571.

Eigene Meinungen. — Die erste Meinung, die uns einfällt, wenn wir plötzlich über eine Sache befragt werden, ist gewöhnlich nicht unsere eigene, sondern nur die landläufige, unserer Kaste, Stellung, Abkunft zugehörige; die eigenen Meinungen schwimmen selten obenauf.

572.

Herkunft des Muthes. — Der gewöhnliche Mensch ist muthig und unverwundbar wie ein Held, wenn er die Gefahr nicht sieht, für sie keine Augen hat. Umgekehrt: der Held hat die einzige verwundbare Stelle auf dem Rücken, also dort, wo er keine Augen hat.

573.

Gefahr im Arzte. — Man muss für seinen Arzt geboren sein, sonst geht man an seinem Arzt zu Grunde.

574.

Wunderliche Eitelkeit. — Wer dreimal mit Dreistigkeit das Wetter prophezeite und es eintreffen sah, der glaubt im Grunde seiner Seele ein Wenig an seine Prophetengabe. Wir lassen das Wunderliche, Irrationelle gelten, wenn es unserer Selbstschätzung schmeichelt.

575.

Beruf. — Ein Beruf ist das Rückgrat des Lebens.

576.

Gefahr persönlichen Einflusses. — Wer fühlt, dass er auf einen Anderen einen grossen innerlichen Einfluss ausübt, muss ihm ganz freie Zügel lassen, ja gelegentliches Widerstreben gern sehen und selbst herbeiführen: sonst wird er unvermeidlich sich einen Feind machen.

577.

Den Erben gelten lassen. — Wer etwas Grosses in selbstloser Gesinnung begründet hat, sorgt dafür, sich Erben zu erziehen. Es ist das Zeichen einer tyrannischen und unedlen Natur, in allen möglichen Erben seines Werkes seine Gegner zu sehen und gegen sie im Stande der Nothwehr zu leben.

578.

Halbwissen. — Das Halbwissen ist siegreicher, als das Ganzwissen: es kennt die Dinge einfacher, als sie sind, und macht daher seine Meinung fasslicher und überzeugender.

579.

Nicht geeignet zum Parteimann. — Wer viel denkt, eignet sich nicht zum Parteimann: er denkt sich zu bald durch die Partei hindurch.

580.

Schlechtes Gedächtniss. — Der Vortheil des schlechten Gedächtnisses ist, dass man die selben guten Dinge mehrmals zum Ersten Male geniessen kann.

581.

Sich Schmerzen machen. — Rücksichtslosigkeit des Denkens ist oft das Zeichen einer innerlich unfriedlichen Gesinnung, welche Betäubung begehrt.

582.

Märtyrer. — Der Jünger eines Märtyrers leidet mehr, als der Märtyrer.

583.

Rückständige Eitelkeit. — Die Eitelkeit mancher Menschen, die es nicht nöthig hätten, eitel zu sein, ist die übriggebliebene und gross gewachsene Gewohnheit aus der Zeit her, wo sie noch kein Recht hatten, an sich zu glauben und diesen Glauben erst von Andern in kleiner Münze einbettelten.

584.

Punctum saliens der Leidenschaft. — Wer im Begriff ist, in Zorn oder in einen heftigen Liebesaffekt zu gerathen, erreicht einen Punkt, wo die Seele voll ist wie ein Gefäss; aber doch muss ein Wassertropfen noch hinzukommen: der gute Wille zur Leidenschaft (den man gewöhnlich auch den bösen nennt). Es ist nur dies Pünktchen nöthig, dann läuft das Gefäss über.

585.

Gedanke des Unmuthes. — Es ist mit den Menschen wie mit den Kohlenmeilern im Walde. Erst wenn die jungen Menschen ausgeglüht haben und verkohlt sind, gleich jenen, dann werden sie nützlich. So lange sie dampfen und rauchen, sind sie vielleicht interessanter, aber unnütz und gar zu häufig unbequem. — Die Menschheit verwendet schonungslos jeden Einzelnen als Material zum Heizen ihrer grossen Maschinen: aber wozu dann die Maschinen, wenn alle Einzelnen (das heisst die Menschheit) nur dazu nützen, sie zu unterhalten? Maschinen, die sich selbst Zweck sind, — ist das die umana commedia?

586.

Vom Stundenzeiger des Lebens. — Das Leben besteht aus seltenen einzelnen Momenten von höchster Bedeutsamkeit und unzählig vielen Intervallen, in denen uns besten Falls die Schattenbilder jener Momente umschweben. Die Liebe, der Frühling, jede schöne Melodie, das Gebirge, der Mond, das Meer — Alles redet nur einmal ganz zum Herzen: wenn es überhaupt je ganz zu Worte kommt. Denn viele Menschen haben jene Momente gar nicht und sind selber nur Intervalle und Pausen in der Symphonie des wirklichen Lebens.

587.

Angreifen oder eingreifen. — Wir machen häufig den Fehler, eine Richtung oder Partei oder Zeit lebhaft anzufeinden, weil wir zufällig nur ihre veräusserlichte Seite, ihre Verkümmerung oder die ihnen nothwendig anhaftenden „Fehler ihrer Tugenden“ zu sehen bekommen, — vielleicht auch deshalb, weil wir selbst an diesen vornehmlich theilgenommen haben. Dann wenden

wir uns ab und suchen eine entgegengesetzte Richtung: aber besser wäre es, dort die starken guten Seiten aufzusuchen oder an sich selber auszubilden. Freilich gehört ein kräftigerer Blick und besserer Wille dazu, das Werdende und Unvollkommene zu fördern, als es in seiner Unvollkommenheit zu durchschauen und abzulehnen.

588.

Bescheidenheit. — Es giebt wahre Bescheidenheit (das heisst die Erkenntniss, dass wir nicht unsere eigenen Werke sind), und recht wohl geziemt sie dem grossen Geiste, weil gerade er den Gedanken der völligen Unverantwortlichkeit (auch für das Gute, das er schafft) fassen kann. Die Unbescheidenheit des Grossen hasst man nicht, insofern er seine Kraft fühlt, sondern weil er seine Kraft erst dadurch erfahren will, dass er die Anderen verletzt, herrisch behandelt und zusieht, wie weit sie es aushalten. Gewöhnlich beweist dies sogar den Mangel an sicherem Gefühl der Kraft und macht somit die Menschen an seiner Grösse zweifeln. Insofern ist Unbescheidenheit, vom Gesichtspunkte der Klugheit aus, sehr zu widerrathen.

589.

Des Tages erster Gedanke. — Das beste Mittel, jeden Tag gut zu beginnen, ist: beim Erwachen zu überlegen, wie man wenigstens einem Menschen an diesem Tage eine Freude machen könne. Wenn dies als ein Ersatz für die religiöse Gewöhnung des Gebetes gelten dürfte, so hätten die Mitmenschen einen Vortheil von dieser Aenderung.

590.

Anmaassung als letztes Trostmittel. — Wenn man ein Missgeschick, seine Krankheit, einen Mangel

seines Intellektes sich so zurechtlegt, dass man darin sein vorgezeichnetes Schicksal, seine Prüfung oder die geheimnissvolle Strafe für früher Begangenes sieht, so macht man sich sein eigenes Wesen dadurch interessant und erhebt sich in der Vorstellung über seine Mitmenschen. Der stolze Sünder ist eine bekannte Figur in allen kirchlichen Sekten.

591.

Vegetation des Glückes. — Dicht neben dem Wehe der Welt, und oft auf seinem vulkanischen Boden, hat der Mensch seine kleinen Gärten des Glückes angelegt; ob er das Leben mit dem Blicke Dessen betrachtet, der vom Dasein Erkenntniss allein will, oder Dessen, der sich ergiebt und resignirt, oder Dessen, der an der überwundenen Schwierigkeit sich freut, — überall wird er etwas Glück neben dem Unheil aufgesprosst finden — und zwar um so mehr Glück, je vulkanischer der Boden war —: nur wäre es lächerlich, zu sagen, dass mit diesem Glück das Leiden gerechtfertigt sei.

592.

Die Strasse der Vorfahren. — Es ist vernünftig, wenn Jemand das Talent, auf welches sein Vater oder Grossvater Mühe verwendet hat, an sich selbst weiter ausbildet, und nicht zu etwas ganz Neuem umschlägt; er nimmt sich sonst die Möglichkeit, zur Vollkommenheit in irgend einem Handwerk zu gelangen. Deshalb sagt das Sprüchwort: „Welche Strasse sollst du reiten? — die deiner Vorfahren.“

593.

Eitelkeit und Ehrgeiz als Erzieher. — So lange Einer noch nicht zum Werkzeug des allgemeinen menschlichen Nutzens geworden ist, möge ihn der Ehrgeiz peinigen; ist jenes Ziel aber erreicht, arbeitet er mit

Nothwendigkeit wie eine Maschine zum Besten Aller, so möge dann die Eitelkeit kommen: sie wird ihn im Kleinen vermenschlichen, geselliger, erträglicher, nachsichtiger machen, dann, wenn der Ehrgeiz die grobe Arbeit (ihn nützlich zu machen) an ihm vollendet hat.

594.

Philosophische Neulinge. — Hat man die Weisheit eines Philosophen eben eingenommen, so geht man durch die Strassen mit dem Gefühle, als sei man umgeschaffen und ein grosser Mann geworden; denn man findet lauter Solche, welche diese Weisheit nicht kennen, hat daher über Alles eine neue unbekannte Entscheidung vorzutragen: weil man ein Gesetzbuch anerkennt, meint man jetzt auch, sich als Richter gebärden zu müssen.

595.

Durch Missfallen gefallen — Die Menschen, welche gern auffallen und dadurch missfallen wollen, begehren das Selbe wie Die, welche nicht auffallen und dadurch gefallen wollen, — nur in einem viel höheren Grade und indirekt: vermittelst einer Stufe, auf der sie sich scheinbar von ihrem Ziele entfernen. Sie wollen Einfluss und Macht, und zeigen deshalb ihre Ueberlegenheit, selbst so, dass diese unangenehm empfunden wird; denn sie wissen, dass Der, welcher endlich zur Macht gelangt ist, fast in Allem, was er thut und sagt, gefällt, und dass selbst, wo er missfällt, er doch noch zu gefallen scheint. — Auch der Freigeist, und ebenso der Gläubige, wollen Macht, um durch sie einmal zu gefallen; wenn ihnen ihrer Lehre wegen ein übeles Schicksal, Verfolgung, Kerker, Hinrichtung droht, so freuen sie sich des Gedankens, dass ihre Lehre auf diese Weise der Menschheit einge-

ritzt und eingebrannt wird; sie nehmen es hin als ein schmerzhaftes, aber kräftiges, wenngleich spät wirkendes Mittel, um doch noch zur Macht zu gelangen.

596.

Casus belli und Aehnliches. — Der Fürst, welcher zu dem gefassten Entschlusse, Krieg mit dem Nachbar zu führen, einen casus belli ausfindig macht, gleicht dem Vater, der seinem Kinde eine Mutter unterschiebt, welche fürderhin als solche gelten soll. Und sind nicht fast alle öffentlich bekannten Motive unserer Handlungen solche untergeschobene Mütter?

597.

Leidenschaft und Recht. — Niemand spricht leidenschaftlicher von seinem Rechte, als Der, welcher im Grund seiner Seele an seinem Rechte zweifelt. Indem er die Leidenschaft auf seine Seite zieht, will er den Verstand und dessen Zweifel betäuben: so gewinnt er das gute Gewissen und mit ihm den Erfolg bei den Mitmenschen.

598.

Kunstgriff des Entsagenden. — Wer gegen die Ehe protestirt, nach Art der katholischen Priester, wird sie nach ihrer niedrigsten, gemeinsten Auffassung zu verstehen suchen. Ebenso wer die Ehre bei den Zeitgenossen von sich abweist, wird deren Begriff niedrig fassen; so erleichtert er sich die Entbehrung und den Kampf dagegen. Uebrigens wird Der, welcher sich im Ganzen Viel versagt, sich im Kleinen leicht Indulgenz geben. Es wäre möglich, dass Der, welcher über den Beifall der Zeitgenossen erhaben ist, doch die Befriedigung kleiner Eitelkeiten sich nicht versagen möchte.

599.

L e b e n s a l t e r d e r A n m a a s s u n g. — Zwischen dem sechsundzwanzigsten und dreissigsten Jahre liegt bei begabten Menschen die Periode der Anmaassung; es ist die Zeit der ersten Reife, mit einem starken Rest von Säuerlichkeit. Man fordert auf Grund dessen, was man in sich fühlt, von Menschen, welche Nichts oder Wenig davon sehen, Ehre und Unterwerfung, und rächt sich, wenn diese ausbleiben, durch jenen Blick, jene Gebärde der Anmaassung, jenen Ton der Stimme, die ein feines Ohr und Auge an allen Produktionen jenes Alters, seien es Gedichte, Philosophien, oder Bilder und Musik, wiedererkennt. Aeltere erfahrene Männer lächeln dazu, und mit Rührung gedenken sie dieses schönen Lebensalters, in dem man böse über das Geschick ist, so Viel zu s e i n und so Wenig zu s c h e i n e n. Später s c h e i n t man wirklich Mehr, — aber man hat den guten Glauben verloren, Viel zu s e i n: man bleibe denn zeitlebens ein unverbesserlicher Narr der Eitelkeit.

600.

T r ü g e r i s c h und d o c h h a l t b a r. — Wie man, um an einem Abgrund vorbeizugehen oder um einen tiefen Bach auf einem Balken zu überschreiten, eines Geländers bedarf, nicht um sich daran festzuhalten — denn es würde sofort mit Einem zusammenbrechen —, sondern um die Vorstellung der Sicherheit für das Auge zu erwerben: so bedarf man als Jüngling solcher Personen, die uns unbewusst den Dienst jenes Geländers erweisen. Es ist wahr, sie würden uns nicht helfen können, wenn wir uns wirklich, in grosser Gefahr, auf sie stützten: aber sie geben die beruhigende Empfindung des Schutzes in der Nähe (zum Beispiel Väter, Lehrer, Freunde, wie sie, allesammt, gewöhnlich sind).

601.

Lieben lernen. — Man muss lieben lernen, gütig sein lernen, und dies von Jugend auf; wenn Erziehung und Zufall uns keine Gelegenheit zur Uebung dieser Empfindungen geben, so wird unsere Seele trocken und selbst zu einem Verständnisse jener zarten Erfindungen liebevoller Menschen ungeeignet. Ebenso muss der Hass gelernt und genährt werden, wenn Einer ein tüchtiger Hasser werden will: sonst wird auch der Keim dazu allmählich absterben.

602.

Die Ruine als Schmuck. — Solche, die viele geistige Wandlungen durchmachen, behalten einige Ansichten und Gewohnheiten früherer Zustände bei, welche dann wie ein Stück unerklärlichen Alterthums und grauen Mauerwerks in ihr neues Denken und Handeln hineinragen: oft zur Zierde der ganzen Gegend.

603.

Liebe und Ehre. — Die Liebe begehrt, die Furcht meidet. Daran liegt es, dass man von der selben Person, in dem selben Zeitraume wenigstens, nicht zugleich geliebt und geehrt werden kann. Denn der Ehrende erkennt die Macht an, das heisst er fürchtet sie: sein Zustand ist Ehr-Furcht. Die Liebe aber erkennt keine Macht an, Nichts was trennt, abhebt, über- und unterordnet. Weil sie nicht ehrt, so sind ehrsüchtige Menschen, insgeheim oder öffentlich, gegen das Geliebt-werden widerspänstig.

604.

Vorurtheil für die kalten Menschen. — Menschen, welche rasch Feuer fangen, werden schnell kalt und sind daher im Ganzen unzuverlässig. Deshalb giebt es für alle

Die, welche immer kalt sind oder sich so stellen, das günstige Vorurtheil, dass sie besonders vertrauenswerthe zuverlässige Menschen seien: man verwechselt sie mit Denen, welche langsam Feuer fangen und es lange festhalten.

605.

Das Gefährliche in freien Meinungen. — Das leichte Befassen mit freien Meinungen giebt einen Reiz wie eine Art Jucken; giebt man ihm mehr nach, so fängt man an, die Stellen zu reiben — bis zuletzt eine offene schmerzende Wunde entsteht, das heisst: bis die freie Meinung uns in unserer Lebensstellung, unsern menschlichen Beziehungen zu stören, zu quälen beginnt.

606.

Begierde nach tiefem Schmerz. — Die Leidenschaft lässt, wenn sie vorüber ist, eine dunkele Sehnsucht nach sich selber zurück und wirft im Verschwinden uns noch einen verführerischen Blick zu. Es muss doch eine Art Lust gewährt haben, mit ihrer Geissel geschlagen worden zu sein. Die mässigeren Empfindungen erscheinen dagegen schaal; man will, wie es scheint, die heftige Unlust immer noch lieber, als die matte Lust.

607.

Unmuth über Andere und die Welt. — Wenn wir, wie so häufig, unsern Unmuth an Anderen auslassen, während wir ihn eigentlich über uns empfinden, erstreben wir im Grunde eine Umnebelung und Täuschung unseres Urtheils: wir wollen diesen Unmuth a posteriori motiviren durch die Versehen und Mängel der Anderen, und so uns selber aus den Augen verlieren. — Die religiös strengen Menschen, welche gegen sich selber unerbittliche Richter

sind, haben zugleich am meisten Uebles der Menschheit nachgesagt: ein Heiliger, welcher sich die Sünden und den Anderen die Tugenden vorbehält, hat nie gelebt: ebensowenig wie Jener, der nach Buddha's Vorschrift sein Gutes vor den Leuten verbirgt und sie sein Böses allein sehen lässt.

608.

Ursache und Wirkung verwechselt. — Wir suchen unbewusst die Grundsätze und Lehrmeinungen, welche unserem Temperamente angemessen sind, sodass es zuletzt aussieht, als ob die Grundsätze und Lehrmeinungen unseren Charakter geschaffen, ihm Halt und Sicherheit gegeben hätten: während es umgekehrt zugegangen ist. Unser Denken und Urtheilen soll nachträglich, so scheint es, zur Ursache unseres Wesens gemacht werden: aber thatsächlich ist Unser Wesen die Ursache, dass wir so und so denken und urtheilen. — Und was bestimmt uns zu dieser fast unbewussten Komödie? Die Trägheit und Bequemlichkeit und nicht am wenigsten der Wunsch der Eitelkeit, durch und durch als consistent, in Wesen und Denken einartig erfunden zu werden: denn dies erwirbt Achtung, giebt Vertrauen und Macht.

609.

Lebensalter und Wahrheit. — Junge Leute lieben das Interessante und Absonderliche, gleichgültig wie wahr oder falsch es ist. Reifere Geister lieben Das an der Wahrheit, was an ihr interessant und absonderlich ist. Ausgereifte Köpfe endlich lieben die Wahrheit auch in dem, wo sie schlicht und einfältig erscheint und dem gewöhnlichen Menschen Langeweile macht, — weil sie bemerkt haben, dass die Wahrheit das Höchste an Geist, was sie besitzt, mit der Miene der Einfalt zu sagen pflegt.

610.

Die Menschen als schlechte Dichter. — So wie schlechte Dichter im zweiten Theil des Verses zum Reime den Gedanken suchen, so pflegen die Menschen in der zweiten Hälfte des Lebens, ängstlicher geworden, die Handlungen, Stellungen, Verhältnisse zu suchen, welche zu denen ihres früheren Lebens passen: sodass äusserlich Alles wohl zusammenklingt; — aber ihr Leben ist nicht mehr von einem starken Gedanken beherrscht und immer wieder neu bestimmt, sondern an die Stelle desselben tritt die Absicht, einen Reim zu finden.

611.

Langeweile und Spiel. — Das Bedürfniss zwingt uns zur Arbeit; mit deren Ertrage wird das Bedürfniss gestillt. Das immer neue Erwachen der Bedürfnisse gewöhnt uns an die Arbeit. In den Pausen aber, in welchen die Bedürfnisse gestillt sind und gleichsam schlafen, überfällt uns die Langeweile. Was ist diese? — Es ist die Gewöhnung an Arbeit überhaupt, welche sich jetzt als neues, hinzukommendes Bedürfniss geltend macht; dieses wird um so stärker sein, je stärker Jemand gewöhnt ist zu arbeiten, vielleicht sogar: je stärker Jemand an Bedürfnissen gelitten hat. Um der Langenweile zu entgehen, arbeitet der Mensch entweder über das Maass seiner sonstigen Bedürfnisse hinaus oder er erfindet das Spiel, das heisst die Arbeit, welche kein anderes Bedürfniss stillen soll, als das nach Arbeit überhaupt. Wer des Spieles überdrüssig geworden ist und nicht durch neue Bedürfnisse Grund zur Arbeit hat, den überfällt mitunter das Verlangen nach einem dritten Zustand, welcher sich zum Spiel verhält wie Schweben zum Tanzen, wie Tanzen zum Gehen, nach

einer seligen, ruhigen Bewegtheit: es ist die Vision der Künstler und Philosophen von dem Glück.

612.

Lehre aus Bildern. — Betrachtet man eine Reihe Bilder von sich selber, von den Zeiten der letzten Kindheit bis zu denen der Mannesreife, so findet man, mit einer angenehmen Verwunderung, dass der Mann dem Kinde ähnlicher sieht, als der Mann dem Jünglinge: dass also, diesem Vorgange entsprechend, zwischen beiden Lebensaltern wahrscheinlich eine zeitweilige Abirrung vom Grundcharakter eingetreten war, über welche die gesammelte, geballte Kraft des Mannes wieder Herr geworden ist. Dieser Wahrnehmung entspricht die andere, dass alle die starken Einwirkungen von Leidenschaften, Lehrern, politischen Ereignissen, welche in dem Jünglingsalter uns herumziehen, später wieder auf ein festes Maass zurückgeführt erscheinen; gewiss, sie leben und wirken in uns fort! doch hat das Grundempfinden und Grundmeinen jetzt wieder die Uebermacht: es benutzt jene Einwirkungen wohl als Kraftquellen, nicht aber mehr als Regulatoren, wie dies in den zwanziger Jahren geschah. So erscheint auch das Denken und Empfinden des Mannes dem seines kindlichen Lebensalters wieder ähnlicher, — und diese innere Thatsache spricht sich in der erwähnten äusseren aus.

613.

Stimmklang der Lebensalter. — Der Ton, in welchem Jünglinge reden, loben, tadeln, dichten, missfällt den Aeltergewordenen, weil er zu laut ist und zwar dumpf und undeutlich zugleich, wie der Ton in einem Gewölbe, der durch die Leerheit eine solche Schallkraft bekommt; denn das Meiste, was Jünglinge denken, strömt

nicht aus der Fülle ihrer eigenen Natur heraus, sondern ist Anklang, Nachklang von dem, was in ihrer Nähe gedacht, geredet, gelobt, getadelt worden ist. Weil aber die Empfindungen (der Neigung und Abneigung) in ihnen viel stärker nachklingen, als die zugehörigen Gründe, so entsteht, wenn sie ihre Empfindungen wieder laut werden lassen, jener dumpfe, hallende Ton, der die Abwesenheit oder die Spärlichkeit von Gründen verräth. Der Ton des reiferen Alters ist streng, kurz abgebrochen, mässig laut, aber, wie alles deutlich Artikulirte, sehr weittragend. Das Alter endlich bringt häufig eine gewisse Milde und Nachsicht in den Klang und verzuckert ihn gleichsam: in manchen Fällen freilich versäuert sie ihn auch.

614.

Zurückgebliebene und vorwegnehmende Menschen. — Der unangenehme Charakter, der voller Misstrauen ist, alles glückliche Gelingen der Mitbewerbenden und Nächsten mit Neid fühlt, gegen abweichende Meinungen gewaltthätig und aufbrausend ist, zeigt an, dass er einer früheren Stufe der Kultur zugehört, also ein Ueberbleibsel ist: denn die Art, in welcher er mit den Menschen verkehrt, war die rechte und zutreffende für die Zustände eines Faustrecht-Zeitalters; er ist ein zurückgebliebener Mensch. Ein anderer Charakter, welcher reich an Mitfreude ist, überall Freunde gewinnt, alles Wachsende und Werdende liebevoll empfindet, alle Ehren und Erfolge Anderer mitgeniesst und kein Vorrecht, das Wahre allein zu erkennen, beansprucht, sondern voll eines bescheidenen Misstrauens ist, — das ist ein vorwegnehmender Mensch, welcher einer höheren Kultur der Menschen entgegenstrebt. Der unangenehme Charakter stammt aus den Zeiten, wo die rohen Fundamente des

menschlichen Verkehrs erst zu bauen waren; der andere lebt auf deren höchsten Stockwerken, möglichst entfernt von dem wilden Thier, welches in den Kellern, unter den Fundamenten der Kultur, eingeschlossen wüthet und heult.

615.

Trost für Hypochonder. — Wenn ein grosser Denker zeitweilig hypochondrischen Selbstquälereien unterworfen ist, so möge er sich zum Troste sagen: „es ist deine eigene grosse Kraft, aus der dieser Parasit sich nährt und wächst; wäre sie geringer, so würdest du weniger zu leiden haben.“ Ebenso möge der Staatsmann sprechen, wenn Eifersucht und Rachegefühl, überhaupt die Stimmung des bellum omnium contra omnes, zu der er als Vertreter einer Nation nothwendig eine starke Begabung haben muss, sich gelegentlich auch in seine persönlichen Beziehungen eindrängt und ihm das Leben schwer macht.

616.

Der Gegenwart entfremdet. — Es hat grosse Vortheile, seiner Zeit sich einmal in stärkerem Maasse zu entfremden und gleichsam von ihrem Ufer zurück in den Ocean der vergangenen Weltbetrachtungen getrieben zu werden. Von dort aus nach der Küste zu blickend, überschaut man wohl zum ersten Male ihre gesammte Gestaltung und hat, wenn man sich ihr wieder nähert, den Vortheil, sie im Ganzen besser zu verstehen, als Die, welche sie nie verlassen haben.

617.

Auf persönlichen Mängeln säen und ernten. — Menschen wie Rousseau verstehen es, ihre Schwächen, Lücken, Laster gleichsam als Dünger ihres Talentes zu

benutzen. Wenn Jener die Verdorbenheit und Entartung der Gesellschaft als leidige Folge der Kultur beklagt, so liegt hier eine persönliche Erfahrung zu Grunde; deren Bitterkeit giebt ihm die Schärfe seiner allgemeinen Verurtheilung und vergiftet die Pfeile, mit denen er schiesst. Er entlastet zunächst sich, als Individuum, und hofft ein Heilmittel zu finden, das direkt der Gesellschaft, indirekt aber, und vermittelst jener, auch ihm zu Nutze ist.

618.

Philosophisch gesinnt sein. — Gewöhnlich strebt man darnach, für alle Lebenslagen und Ereignisse eine Haltung des Gemüthes, eine Gattung von Ansichten zu erwerben, — das nennt man vornehmlich „philosophisch gesinnt sein“. Aber für die Bereicherung der Erkenntniss mag es höheren Werth haben, nicht in dieser Weise sich zu uniformiren, sondern auf die leise Stimme der verschiedenen Lebenslagen zu hören; diese bringen ihre eigenen Ansichten mit sich. Indem man sich selber nicht als starres, beständiges, Eines Individuum behandelt, nimmt man erkennenden Antheil am Leben und Wesen Vieler.

619.

Im Feuer der Verachtung. — Es ist ein neuer Schritt zum Selbständig-werden, wenn man Ansichten zu äussern wagt, die als schmählich für Den gelten, welcher sie hegt; da pflegen selbst die Freunde und Bekannten ängstlich zu werden. Auch durch dieses Feuer muss die begabte Natur hindurch; sie gehört sich hinterdrein noch viel mehr selber an.

620.

Aufopferung. — Die grosse Aufopferung wird, im Falle der Wahl, einer kleinen Aufopferung vorge-

zogen: weil wir für die grosse uns durch Selbstbewunderung entschädigen, — was bei der kleinen nicht möglich ist.

621.

Liebe als Kunstgriff. — Wer etwas Neues wirklich kennen lernen will (einen Menschen, ein Ereigniss, ein Buch), der thut gut, es mit seiner ganzen Liebe aufzunehmen und von Allem, was ihm daran feindlich, anstössig, falsch vorkommt, schnell das Auge abzuwenden, ja es zu vergessen: so, dass man zum Beispiel dem Autor eines Buches den grösstmöglichen Vorsprung giebt und, wie der Zuschauer eines Wettrennens, mit klopfendem Herzen darnach begehrt, dass er sein Ziel erreiche. Mit diesem Verfahren dringt man bis an's Herz der neuen Sache, bis an ihren bewegenden Punkt, — dies eben heisst: sie kennen lernen. Ist man so weit, so macht der Verstand hinterdrein seine Restriktionen; jene Ueberschätzung, jenes zeitweilige Aushängen des kritischen Pendels war nur der Kunstgriff, um die Seele einer Sache herauszulocken.

622.

Zu gut und zu schlecht von der Welt denken. Ob man zu gut oder zu schlecht von den Dingen denkt, man hat immer den Vortheil dabei, eine höhere Lust einzuernten: denn bei einer vorgefassten guten Meinung legen wir gewöhnlich mehr Süssigkeit in die Dinge (Erlebnisse) hinein, als sie eigentlich enthalten. Eine vorgefasste schlechte Meinung verursacht eine angenehme Enttäuschung: das Angenehme, das in den Dingen liegt, bekommt einen Zuwachs durch das Angenehme der Ueberraschung. — Ein finsteres Temperament wird übrigens in beiden Fällen die umgekehrte Erfahrung machen.

623.

Tiefe Menschen. — Diejenigen, welche ihre Stärke in der Vertiefung der Eindrücke haben — man nennt sie gewöhnlich tiefe Menschen — sind bei allem Plötzlichen verhältnissmässig gefasst und entschlossen: denn im ersten Augenblick war der Eindruck noch flach, er wird dann erst tief. Lang vorher erwartete Ereignisse oder Personen aber regen solche Naturen am meisten auf und machen sie fast unfähig, bei der endlichen Ankunft derselben, noch Gegenwärtigkeit des Geistes zu haben.

624.

Verkehr mit dem höheren Selbst. — Ein Jeder hat seinen guten Tag, wo er sein höheres Selbst findet; und die wahre Humanität verlangt, Jemanden nur nach diesem Zustande und nicht nach den Werktagen der Unfreiheit und Knechtung abzuschätzen. Man soll zum Beispiel einen Maler nach der höchsten Vision, die er zu sehen und darzustellen vermochte, taxiren und verehren. Aber die Menschen selber verkehren sehr verschieden mit diesem ihrem höheren Selbst und sind häufig nur dessen Schauspieler, insofern sie Das, was sie in jenen Augenblicken sind, später immer wieder nachmachen. Manche leben in Scheu und Demuth vor ihrem Ideale und möchten es verleugnen: sie fürchten ihr höheres Selbst, weil es, wenn es redet, anspruchsvoll redet. Dazu hat es eine geisterhafte Freiheit, zu kommen und fortzubleiben wie es will; es wird deswegen häufig eine Gabe der Götter genannt, — während eigentlich alles Andere Gabe der Götter (des Zufalls) ist: jenes aber ist der Mensch selber.

625.

Einsame Menschen. — Manche Menschen sind so sehr an das Alleinsein mit sich selber gewöhnt, dass sie sich gar nicht mit Anderen vergleichen, sondern in einer ruhigen, freudigen Stimmung, unter guten Gesprächen mit sich, ja mit Lachen ihr monologisches Leben fortspinnen. Bringt man sie aber dazu, sich mit Anderen zu vergleichen, so neigen sie zu einer grübelnden Unterschätzung ihrer selbst: sodass sie gezwungen werden müssen, eine gute, gerechte Meinung über sich erst von Anderen wieder zu lernen: und auch von dieser erlernten Meinung werden sie immer wieder Etwas abziehen und abhandeln wollen. — Man muss gewissen Menschen ihr Alleinsein gönnen und nicht so albern sein, sie, wie es häufig geschieht, deswegen zu bedauern.

626.

Ohne Melodie. — Es giebt Menschen, denen ein stetiges Beruhen in sich selbst und ein harmonisches Sich-zurecht-legen aller ihrer Fähigkeiten so zu eigen ist, dass ihnen jede zielesetzende Thätigkeit widerstrebt. Sie gleichen einer Musik, welche aus lauter langgezogenen harmonischen Akkorden besteht, ohne dass je auch nur der Ansatz zu einer gegliederten bewegten Melodie sich zeigte. Alle Bewegung von Aussen her dient nur dazu, dem Kahne sofort wieder sein Gleichgewicht auf dem See harmonischen Wohlklangs zu geben. Moderne Menschen werden gewöhnlich auf's Aeusserste ungeduldig, wenn sie solchen Naturen begegnen: aus denen Nichts wird, ohne dass man von ihnen sagen dürfte, dass sie Nichts sind. Aber in einzelnen Stimmungen erregt ihr Anblick jene ungewöhnliche Frage: wozu überhaupt Melodie? Warum genügt es uns nicht, wenn das Leben

sich ruhevoll in einem tiefen See spiegelt? — Das Mittelalter war reicher an solchen Naturen, als unsere Zeit. Wie selten trifft man noch auf Einen, der so recht friedlich und froh mit sich auch im Gedränge fortleben kann, zu sich redend wie Goethe: „das Beste ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse, und gewinne, was sie mit Feuer und Schwert nicht nehmen können.“

627.

Leben und Erleben. — Sieht man zu, wie Einzelne mit ihren Erlebnissen — ihren unbedeutenden alltäglichen Erlebnissen — umzugehen wissen, sodass diese zu einem Ackerland werden, das dreimal des Jahres Frucht trägt; während Andere — und wie Viele! — durch den Wogenschlag der aufregendsten Schicksale, der mannichfaltigsten Zeit- und Volksströmungen hindurchgetrieben werden und doch immer leicht, immer obenauf, wie Kork, bleiben: so ist man endlich versucht, die Menschheit in eine Minorität (Minimalität) Solcher einzutheilen, welche aus Wenigem Viel zu machen verstehen: und in eine Majorität Derer, welche aus Vielem Wenig zu machen verstehen; ja man trifft auf jene umgekehrten Hexenmeister, welche, anstatt die Welt aus Nichts, aus der Welt ein Nichts schaffen.

628.

Ernst im Spiele. — In Genua hörte ich, zur Zeit der Abenddämmerung, von einem Thurme her ein langes Glockenspiel: das wollte nicht enden und klang, wie unersättlich an sich selber, über das Geräusch der Gassen in den Abendhimmel und die Meerluft hinaus, so schauerlich, so kindisch zugleich, so wehmuthsvoll. Da gedachte ich der Worte Plato's und fühlte sie auf einmal im

Herzen: alles Menschliche insgesammt ist des grossen Ernstes nicht werth; trotzdem — —

*

Von der Ueberzeugung und der Gerechtigkeit.

629.

Das, was der Mensch in der Leidenschaft sagt, verspricht, beschliesst, nachher in Kälte und Nüchternheit zu vertreten, — diese Forderung gehört zu den schwersten Lasten, welche die Menschheit drücken. Die Folgen des Zornes, der aufflammenden Rache, der begeisterten Hingebung in alle Zukunft anerkennen zu müssen — das kann zu um so grösserer Erbitterung gegen diese Empfindungen reizen, je mehr allerwärts, zumal von den Künstlern, mit ihnen Götzendienst getrieben wird. Diese züchten die Schätzung der Leidenschaften gross und haben es immer gethan; freilich verherrlichen sie auch die furchtbaren Genugthuungen der Leidenschaft, welche Einer an sich selber nimmt, jene Racheausbrüche mit Tod, Verstümmelung, freiwilliger Verbannung im Gefolge, und jene Resignation des zerbrochenen Herzens. Jedenfalls halten sie die Neugierde nach den Leidenschaften wach, indem sie gleichsam sagen: „ihr habt ohne Leidenschaften gar Nichts erlebt.“ — Weil man Treue geschworen (vielleicht gar einem rein fingirten Wesen, wie einem Gotte), weil man sein Herz hingegeben hat, einem Fürsten, einer Partei, einem Weibe, einem priesterlichen Orden, einem Künstler, einem Denker, im Zustande eines verblendeten Wahnes, welcher Entzückung über uns legte und jene Wesen als jeder Verehrung, jedes Opfers würdig erscheinen liess — ist man deswegen unentrinnbar fest gebunden? Haben wir uns damals nicht selbst betrogen? War es nicht ein hypothetisches Versprechen, gegeben unter der

freilich nicht laut gewordenen Voraussetzung, dass jene Wesen, denen wir uns weihten, wirklich die Wesen sind, als welche sie unserer Vorstellung erschienen? Sind wir verpflichtet, unsern Irrthümern selbst dann treu zu bleiben, wenn wir einsehen, dass diese Treue unserm höheren Selbst Schaden bringt? — Nein, es giebt kein Gesetz, keine Verpflichtung der Art! wir müssen Verräther werden, Untreue üben, unsere Ideale immer wieder preisgeben! Wir können aus einer Periode des Lebens in die andere nicht schreiten, ohne mit solchem Verrathe Schmerzen zuzufügen und auch hieran wieder zu leiden. Wäre es nöthig, dass wir uns, um diesen Schmerzen zu entgehen, vor den Aufwallungen unserer Empfindung hüten müssten? Würde dann die Welt nicht zu öde, zu gespenstisch für uns werden? — Fragen wir uns jedoch, ob diese Schmerzen beim Wechsel der Ueberzeugung nothwendig sind, oder ob sie nicht von einer irrthümlichen Meinung und Schätzung abhängen! Warum bewundert man Den, welcher seiner Ueberzeugung treu bleibt, und verachtet Den, welcher sie wechselt? — Ich fürchte, die Antwort muss sein: weil Jedermann voraussetzt, dass nur Motive gemeineren Vortheils oder persönlicher Angst einen solchen Wechsel veranlassen. Das heisst: man glaubt im Grunde nicht, dass Jemand seine Meinungen ändern werde, so lange sie ihm vortheilhaft sind, oder wenigstens so lange sie ihm keinen Schaden bringen. Steht es aber so, dann liegt hierin ein schlimmes Zeugniss für die intellektuelle Bedeutung aller Ueberzeugungen. Prüfen wir einmal, wie Ueberzeugungen entstehen, und sehen wir zu, ob sie nicht bei Weitem überschätzt werden: dabei wird sich ergeben, dass auch der Wechsel von Ueberzeugungen unter allen Umständen nach falschem Maasse bemessen wird und dass wir bisher zu viel durch diesen Wechsel zu leiden hatten.

630.

Ueberzeugung ist der Glaube, in irgend einem Punkte der Erkenntniss im Besitze der unbedingten Wahrheit zu sein. Dieser Glaube setzt voraus, dass es unbedingte Wahrheiten gebe; ferner, dass vollkommene Methoden gefunden seien, um zu ihnen zu gelangen; endlich, dass Jeder, der Ueberzeugungen habe, sich dieser vollkommenen Methoden bediene. Alle drei Aufstellungen beweisen sofort, dass der Mensch der Ueberzeugungen nicht der Mensch des wissenschaftlichen Denkens ist; er steht im Alter der theoretischen Unschuld und ist ein Kind, wie erwachsen er auch sonst sein möge. Ganze Jahrtausende aber haben in jenen kindlichen Voraussetzungen gelebt, und aus ihnen sind die mächtigsten Kraftquellen der Menschheit herausgeströmt. Jene unzähligen Menschen, die sich für ihre Ueberzeugungen opferten, meinten, es für die unbedingte Wahrheit zu thun. Sie alle irrten sich damit: für die Wahrheit hat sich wahrscheinlich noch nie ein Mensch geopfert; mindestens wird der dogmatische Ausdruck seines Glaubens unwissenschaftlich oder halbwissenschaftlich gewesen sein. Man wollte aber Recht behalten, weil man meinte, Recht haben zu *müssen*. Seinen Glauben sich entreissen lassen, das bedeutete: seine ewige Seligkeit vielleicht in Frage stellen. Bei einer Angelegenheit von dieser äussersten Wichtigkeit war der „Wille“ gar zu hörbar der Souffleur des Intellekts. Die Voraussetzung jedes Gläubigen jeder Richtung war, nicht widerlegt werden zu *können*; erwiesen sich die Gegengründe als sehr stark, so blieb ihm immer noch übrig, die Vernunft überhaupt zu verlästern und vielleicht gar das „credo quia absurdum est“ als Fahne des äussersten Fanatismus aufzupflanzen. Es ist nicht

der Kampf der Meinungen, welcher die Geschichte so gewaltthätig gemacht hat, sondern der Kampf des Glaubens an die Meinungen, das heisst der Kampf der Ueberzeugungen. Wenn doch alle Die, welche so gross von ihrer Ueberzeugung dachten, Opfer aller Art ihr brachten und Ehre, Leib und Leben in ihrem Dienste nicht schonten, nur die Hälfte ihrer Kraft der Untersuchung gewidmet hätten, mit welchem Rechte sie an dieser oder jener Ueberzeugung hiengen, auf welchem Wege sie zu ihr gekommen seien: wie friedfertig sähe die Geschichte der Menschheit aus! Wieviel mehr des Erkannten würde es geben! Alle die grausamen Scenen bei der Verfolgung der Ketzer jeder Art wären uns aus zwei Gründen erspart geblieben: einmal weil die Inquisitoren vor Allem in sich selbst inquirirt hätten und über die Anmaassung, die unbedingte Wahrheit zu vertheidigen, hinausgekommen wären; sodann weil die Ketzer selber so schlecht begründeten Sätzen, wie die Sätze aller religiösen Sektirer und „Rechtgläubigen" sind, keine Theilnahme geschenkt haben würden, nachdem sie dieselben untersucht hätten.

631.

Aus den Zeiten her, in welchen die Menschen gewöhnt waren, sich im Besitz der unbedingten Wahrheit zu glauben, stammt ein tiefes Missbehagen an allen skeptischen und relativistischen Stellungen zu den Fragen der Erkenntniss; man zieht meistens vor, sich einer Ueberzeugung, welche Personen von Autorität haben (Väter, Freunde, Lehrer, Fürsten) auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, und hat, wenn man dies nicht thut, eine Art von Gewissensbissen. Dieser Hang ist begreiflich und seine Folgen geben kein Recht zu heftigen Vorwürfen gegen die Entwickelung der menschlichen Vernunft.

Allmählich muss aber der wissenschaftliche Geist im Menschen jene Tugend der vorsichtigen Enthaltung zeitigen, jene weise Mässigung, welche im Gebiet des praktischen Lebens bekannter ist, als im Gebiet des theoretischen Lebens, und welche zum Beispiel Goethe im Antonio dargestellt hat, als einen Gegenstand der Erbitterung für alle Tasso's, das heisst für die unwissenschaftlichen und zugleich thatlosen Naturen. Der Mensch der Ueberzeugung hat in sich ein Recht, jenen Menschen des vorsichtigen Denkens, den theoretischen Antonio, nicht zu begreifen; der wissenschaftliche Mensch hinwiederum hat kein Recht, jenen deshalb zu tadeln: er übersieht ihn und weiss ausserdem, dass jener, im bestimmten Falle, sich an ihn noch anklammern wird, so wie es Tasso zuletzt mit Antonio thut.

632.

Wer nicht durch verschiedene Ueberzeugungen hindurchgegangen ist, sondern in dem Glauben hängen bleibt, in dessen Netz er sich zuerst verfieng, ist wegen dieser Unwandelbarkeit ein Vertreter zurückgebliebener Kulturen; er ist gemäss diesem Mangel an Bildung (welche immer Bildbarkeit voraussetzt) hart, unverständig, unbelehrbar, ohne Milde, ein ewig Verdächtigender, ein Unbedenklicher, der zu allen Mitteln greift, um seine Meinung durchzusetzen, weil er gar nicht begreifen kann, dass es andere Meinungen geben müsse; er ist, in solchem Betracht, vielleicht eine Kraftquelle und in allzu frei und schlaff gewordenen Kulturen sogar heilsam, aber doch nur, weil er kräftig anreizt, ihm Widerpart zu halten: denn dabei wird das zartere Gebilde der neuen Kultur, welche zum Kampf mit ihm gezwungen ist, selber stark.

633.

Wir sind im Wesentlichen noch die selben Menschen, wie die des Zeitalters der Reformation: wie sollte es auch anders sein? Aber dass wir uns einige Mittel nicht mehr erlauben, um mit ihnen unsrer Meinung zum Siege zu verhelfen, das hebt uns gegen jene Zeit ab und beweist, dass wir einer höhern Kultur angehören. Wer jetzt noch, in der Art der Reformations-Menschen, Meinungen mit Verdächtigungen, mit Wuthausbrüchen bekämpft und niederwirft, verräth deutlich, dass er seine Gegner verbrannt haben würde, falls er in anderen Zeiten gelebt hätte, und dass er zu allen Mitteln der Inquisition seine Zuflucht genommen haben würde, wenn er als Gegner der Reformation gelebt hätte. Diese Inquisition war damals vernünftig, denn sie bedeutete nichts Anderes, als den allgemeinen Belagerungszustand, welcher über den ganzen Bereich der Kirche verhängt werden musste, und der, wie jeder Belagerungszustand, zu den äussersten Mitteln berechtigte, unter der Voraussetzung nämlich (welche wir jetzt nicht mehr mit jenen Menschen theilen), dass man die Wahrheit, in der Kirche, *habe*, und um jeden Preis mit jedem Opfer zum Heile der Menschheit bewahren *müsse*. Jetzt aber giebt man Niemandem so leicht mehr zu, dass er die Wahrheit habe: die strengen Methoden der Forschung haben genug Misstrauen und Vorsicht verbreitet, sodass Jeder, der in Wort und Werk Meinungen gewaltthätig vertritt, als ein Feind unserer jetzigen Kultur, mindestens als ein zurückgebliebener Mensch empfunden wird. In der That: das Pathos, dass man die Wahrheit habe, gilt jetzt sehr Wenig im Verhältniss zu jenem freilich milderen und klangloseren Pathos des Wahrheit-Suchens, welches nicht müde wird, umzulernen und neu zu prüfen.

634.

Uebrigens ist das methodische Suchen der Wahrheit selber das Resultat jener Zeiten, in denen die Ueberzeugungen mit einander in Fehde lagen. Wenn nicht dem Einzelnen an seiner „Wahrheit", das heisst an seinem Rechtbehalten, gelegen hätte, so gäbe es überhaupt keine Methode der Forschung; so aber, bei dem ewigen Kampfe der Ansprüche Einzelner auf unbedingte Wahrheit, gieng man Schritt vor Schritt weiter, um unumstössliche Principien zu finden, nach denen das Recht der Ansprüche geprüft und der Streit geschlichtet werden könne. Zuerst entschied man nach Autoritäten, später kritisirte man sich gegenseitig die Wege und Mittel, mit denen die angebliche Wahrheit gefunden worden war; dazwischen gab es eine Periode, wo man die Consequenzen des gegnerischen Satzes zog und sie vielleicht als unglücklich machend und schädlich erfand: woraus dann sich für Jedermanns Urtheil ergeben sollte, dass die Ueberzeugung des Gegners einen Irrthum enthalte. Der persönliche Kampf der Denker hat schliesslich die Methoden so verschärft, dass wirklich Wahrheiten entdeckt werden konnten und dass die Irrgänge früherer Methoden vor Jedermanns Blicken blossgelegt sind.

635.

Im Ganzen sind die wissenschaftlichen Methoden mindestens ein ebenso wichtiges Ergebniss der Forschung, als irgend ein sonstiges Resultat: denn auf der Einsicht in die Methode beruht der wissenschaftliche Geist, und alle Resultate der Wissenschaft könnten, wenn jene Methoden verloren giengen, ein erneutes Ueberhandnehmen des Aberglaubens und des Unsinns nicht verhindern. Geistreiche Leute mögen von den Ergebnissen

der Wissenschaft lernen, so viel sie wollen: man merkt es immer noch ihrem Gespräche und namentlich den Hypothesen in demselben an, dass ihnen der wissenschaftliche Geist fehlt: sie haben nicht jenes instinktive Misstrauen gegen die Abwege des Denkens, welches, in Folge langer Uebung, seine Wurzeln in die Seele jedes wissenschaftlichen Menschen eingeschlagen hat. Ihnen genügt es, irgend eine Hypothese über eine Sache zu finden, dann sind sie Feuer und Flamme für dieselbe und meinen, damit sei es gethan. Eine Meinung haben heisst bei ihnen schon: dafür sich fanatisiren und sie als Ueberzeugung für immer sich an's Herz legen. Sie erhitzen sich bei einer unerklärten Sache für den ersten Einfall ihres Kopfes, der einer Erklärung ähnlich sieht: woraus sich, namentlich auf dem Gebiete der Politik, fortwährend die schlimmsten Folgen ergeben. — Deshalb sollte jetzt Jedermann mindestens eine Wissenschaft von Grund aus kennen gelernt haben: dann wüsste er doch, was Methode heisst und wie nöthig die äusserste Besonnenheit ist. Namentlich ist den Frauen dieser Rath zu geben: als welche jetzt rettungslos die Opfer aller Hypothesen sind, zumal wenn diese den Eindruck des Geistreichen, Hinreissenden, Belebenden, Kräftigenden machen. Ja bei genauerem Zusehen bemerkt man, dass der allergrösste Theil der Gebildeten noch jetzt von einem Denker Ueberzeugungen und Nichts als Ueberzeugungen begehrt, und dass allein eine geringe Minderheit Gewissheit will. Jene Vielen wollen stark fortgerissen werden, um dadurch selber einen Kraftzuwachs zu erlangen; diese Wenigen haben jenes sachliche Interesse, das von persönlichen Vortheilen, auch von dem des erwähnten Kraftzuwachses, absieht. Auf jene bei Weitem überwiegende Klasse wird überall dort gerechnet, wo der Denker sich als

Genie benimmt und bezeichnet, also wie ein höheres Wesen dreinschaut, welchem Autorität zukommt. Insofern das Genie jener Art die Gluth der Ueberzeugungen unterhält und Misstrauen gegen den vorsichtigen und bescheidenen Sinn der Wissenschaft weckt, ist es ein Feind der Wahrheit, — wenn es sich auch noch so sehr für deren Freier halten sollte.

636.

Es giebt freilich auch eine ganz andere Gattung der Genialität, — die der Gerechtigkeit; und ich kann mich durchaus nicht entschliessen, dieselbe niedriger zu schätzen, als irgend eine philosophische, politische oder künstlerische Genialität. Ihre Art ist es, mit herzlichem Unwillen Allem aus dem Wege zu gehen, was das Urtheil über die Dinge blendet und verwirrt; sie ist folglich eine Gegnerin der Ueberzeugungen, denn sie will Jedem, sei es ein Belebtes oder Todtes, Wirkliches oder Gedachtes, das Seine geben — und dazu muss sie es rein erkennen; sie stellt daher jedes Ding in das beste Licht und geht um dasselbe mit sorgsamem Auge herum. Zuletzt wird sie selbst ihrer Gegnerin, der blinden oder kurzsichtigen „Ueberzeugung" (wie Männer sie nennen: — bei Weibern heisst sie „Glaube"), geben was der Ueberzeugung ist — um der Wahrheit willen.

637.

Aus den Leidenschaften wachsen die Meinungen; die Trägheit des Geistes lässt diese zu Ueberzeugungen erstarren. — Wer sich aber freien, rastlos lebendigen Geistes fühlt, kann durch beständigen Wechsel diese Erstarrung verhindern; und ist er gar ein denkender Schneeballen, so wird er überhaupt nicht Meinungen,

sondern nur Gewissheiten und genau bemessene Wahrscheinlichkeiten in seinem Kopfe haben. — Aber wir, die wir gemischten Wesens sind und bald vom Feuer durchglüht, bald vom Geiste durchkältet sind, wollen vor der Gerechtigkeit knieen, als der einzigen Göttin, welche wir über uns anerkennen. Das Feuer in uns macht uns für gewöhnlich ungerecht und, im Sinne jener Göttin, unrein; nie dürfen wir in diesem Zustande ihre Hand fassen, nie liegt dann das ernste Lächeln ihres Wohlgefallens auf uns. Wir verehren sie als die verhüllte Isis unsers Lebens; beschämt bringen wir ihr unsern Schmerz als Busse und Opfer dar, wenn das Feuer uns brennt und verzehren will. Der Geist ist es, der uns rettet, dass wir nicht ganz verglühen und verkohlen; er reisst uns hier und da fort von dem Opferaltare der Gerechtigkeit oder hüllt uns in ein Gespinnst aus Asbest. Vom Feuer erlöst, schreiten wir dann, durch den Geist getrieben, von Meinung zu Meinung, durch den Wechsel der Parteien, als edle Verräther aller der Dinge, die überhaupt verrathen werden können, — und dennoch ohne ein Gefühl von Schuld.

*

638.

Der Wanderer. — Wer nur einigermaassen zur Freiheit der Vernunft gekommen ist, kann sich auf Erden nicht anders fühlen, denn als Wanderer, — wenn auch nicht als Reisender nach einem letzten Ziele: denn dieses giebt es nicht. Wohl aber will er zusehen und die Augen dafür offen haben, was Alles in der Welt eigentlich vorgeht; deshalb darf er sein Herz nicht allzufest an alles Einzelne anhängen; es muss in ihm selber etwas Wanderndes sein, das seine Freude an dem Wechsel und

der Vergänglichkeit habe. Freilich werden einem solchen Menschen böse Nächte kommen, wo er müde ist und das Thor der Stadt, die ihm Rast bieten sollte, verschlossen findet; vielleicht, dass noch dazu, wie im Orient, die Wüste bis an das Thor reicht, dass die Raubthiere bald ferner, bald näher her heulen, dass ein starker Wind sich erhebt, dass Räuber ihm seine Zugthiere wegführen. Dann sinkt für ihn wohl die schreckliche Nacht wie eine zweite Wüste auf die Wüste, und sein Herz wird des Wanderns müde. Geht ihm dann die Morgensonne auf, glühend wie eine Gottheit des Zornes, öffnet sich die Stadt, so sieht er in den Gesichtern der hier Hausenden vielleicht noch mehr Wüste, Schmutz, Trug, Unsicherheit, als vor den Thoren — und der Tag ist fast schlimmer, als die Nacht. So mag es wohl einmal dem Wanderer ergehen; aber dann kommen, als Entgelt, die wonnevollen Morgen anderer Gegenden und Tage, wo er schon im Grauen des Lichtes die Musenschwärme im Nebel des Gebirges nahe an sich vorübertanzen sieht, wo ihm nachher, wenn er still, in dem Gleichmaass der Vormittagsseele, unter Bäumen sich ergeht, aus deren Wipfeln und Laubverstecken heraus lauter gute und helle Dinge zugeworfen werden, die Geschenke aller jener freien Geister, die in Berg, Wald und Einsamkeit zu Hause sind und welche, gleich ihm, in ihrer bald fröhlichen, bald nachdenklichen Weise, Wanderer und Philosophen sind. Geboren aus den Geheimnissen der Frühe, sinnen sie darüber nach, wie der Tag zwischen dem zehnten und zwölften Glockenschlage ein so reines, durchleuchtetes, verklärt-heiteres Gesicht haben könne: — sie suchen die Philosophie des Vormittages.

Unter Freunden.

Ein Nachspiel.

I.

Schön ist's, mit einander schweigen,
schöner, mit einander lachen, —
unter seidnem Himmels-Tuche
hingelehnt zu Moos und Buche
lieblich laut mit Freunden lachen
und sich weisse Zähne zeigen.

Macht' ich's gut, so woll'n wir schweigen;
macht' ich's schlimm —, so woll'n wir lachen
und es immer schlimmer machen,
schlimmer machen, schlimmer lachen,
bis wir in die Grube steigen.

Freunde! Ja! So soll's geschehn? —
Amen! Und auf Wiedersehn!

* * *

II.

Kein Entschuld'gen! Kein Verzeihen!
Gönnt ihr Frohen, Herzens-Freien
diesem unvernünft'gen Buche
Ohr und Herz und Unterkunft!
Glaubt mir, Freunde, nicht zum Fluche
ward mir meine Unvernunft!

Was ich finde, was ich suche —,
stand das je in einem Buche?
Ehrt in mir die Narren-Zunft!
Lernt aus diesem Narrenbuche,
wie Vernunft kommt — „zur Vernunft"!

Also, Freunde, soll's geschehn? —
Amen! Und auf Wiedersehn!

* * *

REGISTER.

I. Von den ersten und letzten Dingen.

Chemie der Begriffe und Werthgefühle 19
Der Erbfehler der Philosophen . 21
Schätzung der unscheinbaren Wahrheiten 23
Astrologie und Verwandtes . . . 24
Missverständniss des Traumes . . 25
Der Geist der Wissenschaft im Theil, nicht im Ganzen mächtig 25
Der Störenfried in der Wissenschaft 26
Pneumatische Erklärung der Natur 26
Metaphysische Welt 27
Harmlosigkeit der Metaphysik in der Zukunft 28
Die Sprache als vermeintliche Wissenschaft 28
Traum und Kultur 30
Logik des Traumes 30
Miterklingen 34
Kein Innen und Aussen in der Welt 34
Erscheinung und Ding an sich . 35
Metaphysische Erklärungen . . . 37
Grundfragen der Metaphysik . 38
Die Zahl 40
Einige Sprossen zurück 41
Muthmaasslicher Sieg der Skepsis 42
Unglaube an das „monumentum aere perennius“ 42
Zeitalter der Vergleichung . . . 44
Möglichkeit des Fortschritts . . . 45
Privat- und Welt-Moral 46
Die Reaktion als Fortschritt . . 46
Ersatz der Religion 48
Verrufene Worte 49
Vom Dufte der Blüthen berauscht 50
Schlechte Gewohnheiten im Schliessen 50
Das Unlogische nothwendig . . . 51
Ungerechtsein nothwendig . . . 52
Der Irrthum über das Leben zum Leben nothwendig 53
Zur Beruhigung 54

II. Zur Geschichte der moralischen Empfindungen.

Vortheile der psychologischen Beobachtung 59
Einwand 60
Trotzdem 62
Inwiefern nützlich 64
Die Fabel von der intelligibelen Freiheit 65
Das Ueber-Thier 67
Der unveränderliche Charakter . 67
Die Ordnung der Güter und die Moral 68
Grausame Menschen als zurückgeblieben 69
Dankbarkeit und Rache 69
Doppelte Vorgeschichte von Gut und Böse 70
Mitleiden stärker als Leiden . . 71
Hypochondrie 71
Oekonomie der Güte 72
Wohlwollen 72
Mitleiden erregen wollen 73
Wie der Schein zum Sein wird . 75
Der Punkt der Ehrlichkeit beim Betruge 76
Angebliche Stufen der Wahrheit . 76
Die Lüge 77
Des Glaubens wegen die Moral verdächtigen 77
Sieg der Erkenntniss über das radikale Böse 78
Moral als Selbstzertheilung des Menschen 79
Was man versprechen kann . . 80
Intellekt und Moral 81
Sich rächen wollen und sich rächen 81
Warten-können 81
Schwelgerei der Rache 82
Werth der Verkleinerung 83
Der Aufbrausende 83
Wohin die Ehrlichkeit führen kann 83
Sträflich, nie gestraft 84
Sancta simplicitas der Tugend . 84
Moralität und Erfolg 84
Liebe und Gerechtigkeit 85

Hinrichtung 85
Die Hoffnung 86
Grad der moralischen Erhitzbarkeit unbekannt 86
Der Märtyrer wider Willen . . . 87
Alltags-Maassstab 87
Missverständniss über die Tugend 87
Der Asket 88
Die Ehre von der Person auf die Sache übertragen 88
Ehrgeiz ein Surrogat des moralischen Gefühls 88
Eitelkeit bereichert 88
Greis und Tod 89
Irrthümer des Leidenden und des Thäters 89
Haut der Seele 91
Schlaf der Tugend 91
Feinheit der Scham 91
Bosheit ist selten 91
Das Zünglein an der Wage . . . 91
Lucas 18,14 verbessert 91
Verhinderung des Selbstmordes . 91
Eitelkeit 92
Grenze der Menschenliebe . . . 93
Moralité larmoyante 93
Ursprung der Gerechtigkeit . . . 93
Vom Rechte des Schwächeren . . 94
Die drei Phasen der bisherigen Moralität 95
Moral des reifen Individuums . . 96
Sitte und sittlich 97
Die Lust in der Sitte 98
Lust und socialer Instinkt 99
Das Unschuldige an den sogenannten bösen Handlungen . . 100
Scham 101
Richtet nicht! 102
„Der Mensch handelt immer gut“ 103
Das Harmlose an der Bosheit . 104
Nothwehr 106
Die belohnende Gerechtigkeit . 107
Am Wasserfall 108
Unverantwortlichkeit u. Unschuld 108

III. Das religiöse Leben.

Der doppelte Kampf gegen das Uebel 115
Gram ist Erkenntniss 116
Die Wahrheit in der Religion . 117
Ursprung des religiösen Kultus' 120
Beim Anblick gewisser antiker Opfergeräthschaften 125
Christenthum als Alterthum . . . 126
Das Ungriechische im Christenthum 127
Mit Vortheil religiös sein . . . 128
Der Alltags-Christ 128
Von der Klugheit des Christenthums 129
Personenwechsel 129
Schicksal des Christenthums . . 129
Der Beweis der Lust 129
Gefährliches Spiel 130
Die blinden Schüler 130
Abbruch der Kirchen 130
Sündlosigkeit des Menschen . . 130
Irreligiosität der Künstler . . . 131
Kunst und Kraft der falschen Interpretation 131
Verehrung des Wahnsinns . . . 132
Verheissungen der Wissenschaft . 132
Verbotene Freigebigkeit 132
Fortleben des religiösen Kultus' im Gemüth 132
Religiöse Nachwehen 133
Von dem christlichen Erlösungsbedürfniss 135
Von der christlichen Askese und Heiligkeit 140

IV. Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller.

Das Vollkommene soll nicht geworden sein 155
Der Wahrheitssinn des Künstlers 156
Die Kunst als Todtenbeschwörerin 156
Dichter als Erleichterer des Lebens 157
Der langsame Pfeil der Schönheit 158
Beseelung der Kunst 158
Wodurch das Metrum verschönert 159
Kunst der hässlichen Seele . . . 159
Die Kunst macht dem Denker das Herz schwer 159
Mit dem Leben spielen 160

Glaube an Inspiration 160
Nochmals die Inspiration . . . 161
Die Leiden des Genius' und ihr Werth 162
Verhängniss der Grösse 163
Die Kunst dem Künstler gefährlich 163
Geschaffene Menschen 164
Selbstüberschätzung im Glauben an Künstler und Philosophen 165
Kultus des Genius' aus Eitelkeit 166
Der Ernst des Handwerks . . . 168
Gefahr und Gewinn im Kultus des Genius' 169
Das Genie und das Nichtige . . 171
Das Publikum 172
Artistische Erziehung des Publikums 172
Künstler und sein Gefolge müssen Schritt halten 172
Herkunft des Komischen 173
Künstler-Ehrgeiz 174
Das Nothwendige am Kunstwerk 174
Den Meister vergessen machen . 175
Corriger la fortune 175
Verkleinern 176
Sinnlichkeit in der Kunst der Gegenwart 176
Shakespeare als Moralist . . . 176
Sich gut zu Gehör bringen . . 177
Das Unvollständige als das Wirksame 177
Gegen die Originalen 178
Collectivgeist 178
Zweierlei Verkennung 178
Verhältniss zur Wissenschaft . . 178
Der Schlüssel 178
Unübersetzbar 178
Paradoxien des Autors 179
Witz 179
Die Antithese 179
Denker als Stilisten 179
Gedanken im Gedicht 179
Sünde wider den Geist des Lesers 179
Grenze der Ehrlichkeit 180
Der beste Autor 180
DrakonischesGesetz gegen Schriftsteller 180
Die Narren der modernen Kultur 180
Den Griechen nach 181
Gute Erzähler schlechte Erklärer 181
Die Schriften von Bekannten und ihre Leser 182
Rhythmische Opfer 182
Das Unvollständige als künstlerisches Reizmittel 183
Vorsicht im Schreiben und Lehren 183
SchlechteSchriftsteller nothwendig 183
Zu nah und zu fern 184
Eine verschwundene Vorbereitung zur Kunst 184
Dunkles und Ueberhelles neben einander. 185
Schriftstellerisches Malerthum . . 185
Bücher, welche tanzen lehren . . 185
Nicht fertig gewordene Gedanken 186
Das Buch fast zum Menschen geworden 186
Freude im Alter 187
Ruhige Fruchtbarkeit 188
Achilles und Homer 188
Alte Zweifel über die Wirkung der Kunst 189
Freude am Unsinn 190
Veredelung der Wirklichkeit . . 190
Musik 191
Gebärde und Sprache 192
Die Entsinnlichung der höheren Kunst 193
Der Stein ist mehr Stein, als früher 194
Religiöse Herkunft der neueren Musik 195
Das Jenseits in der Kunst . . . 196
Die Revolution in der Poesie . . 197
Was von der Kunst übrig bleibt 202
Abendröthe der Kunst 203

V. Anzeichen höherer und niederer Kultur.

Veredelung durch Entartung . . 207
Freigeist ein relativer Begriff . . 209
Herkunft des Glaubens 210
Aus den Folgen auf Grund und Ungrund zurückgeschlossen . . 211
Der starke, gute Charakter . . 212

Maass der Dinge bei den gebundenen Geistern 213
Esprit fort 214
Die Entstehung des Genie's . . 214
Vermuthung über den Ursprung der Freigeisterei 215
Die Stimme der Geschichte . . 215
Werth der Mitte des Wegs . . 216
Genius und idealer Staat in Widerspruch 217
Die Zonen der Kultur 218
Renaissance und Reformation . 220
Gerechtigkeit gegen den werdenden Gott 221
Die Früchte nach der Jahreszeit 222
Zunehmende Severität der Welt 222
Genius der Kultur 223
Wunder-Erziehung 223
Die Zukunft des Arztes 224
In der Nachbarschaft des Wahnsinns 225
Glockenguss der Kultur 226
Die Cyklopen der Kultur . . . 227
Kreislauf des Menschenthums . . 227
Trostrede eines desperaten Fortschritts 228
An der Vergangenheit der Kultur leiden 228
Manieren 229
Zukunft der Wissenschaft . . . 230
Die Lust am Erkennen 231
Treue als Beweis der Stichhaltigkeit 233
Zunahme des Interessanten . . . 233
Aberglaube bei Gleichzeitigem . 233
Das Können, nicht das Wissen durch die Wissenschaft geübt 234
Jugendreiz der Wissenschaft . . 234
Die Statue der Menschheit . . . 235
Eine Kultur der Männer 235
Das Vorurtheil zu Gunsten der Grösse 236
Die Tyrannen des Geistes . . . 237
Homer 241
Begabung 242
Der Geistreiche entweder überschätzt oder unterschätzt . . . 242
Die Vernunft in der Schule . . 243
Unterschätzte Wirkung des gymnasialen Unterrichts 244
Viele Sprachen lernen 245
Zur Kriegsgeschichte des Individuums 246
Um eine Viertelstunde früher . . 246
Die Kunst, zu lesen 246
Die Kunst, zu schliessen 247
Jahresringe der individuellen Kultur 247
Zurückgegangen, nicht zurückgeblieben 249
Ein Ausschnitt unseres Selbst als künstlerisches Objekt 249
Cyniker und Epikureer 250
Mikrokosmus und Makrokosmus der Kultur 251
Glück und Kultur 252
Gleichniss vom Tanze 253
Von der Erleichterung des Lebens 253
Erschwerung als Erleichterung und umgekehrt 254
Die höhere Kultur wird nothwendig missverstanden 254
Klagelied 255
Hauptmangel der thätigen Menschen 256
Zu Gunsten der Müssigen . . . 256
Die moderne Unruhe 257
Inwiefern der Thätige faul ist . 257
Censor vitae 258
Nebenerfolg 258
Werth der Krankheit 258
Empfindung auf dem Lande . . 259
Vorsicht der freien Geister . . . 259
Vorwärts 260

VI. Der Mensch im Verkehr.

Wohlwollende Verstellung . . . 265
Kopien 265
Der Redner 265
Mangel an Vertraulichkeit . . . 265
Zur Kunst des Schenkens . . . 265
Der gefährlichste Parteimann . . 266
Rathgeber des Kranken 266
Doppelte Art der Gleichheit . . 266
Gegen Verlegenheit 266
Vorliebe für einzelne Tugenden . 266

Warum man widerspricht . . . 266
Vertrauen und Vertraulichkeit . . 267
Gleichgewicht der Freundschaft . 267
Die gefährlichsten Aerzte . . . 267
Wann Paradoxien am Platze sind 267
Wie muthige Leute gewonnen werden 267
Artigkeiten 267
Warten lassen 268
Gegen die Vertraulichen 268
Ausgleichsmittel 268
Eitelkeit der Zunge 268
Rücksichtsvoll 268
Zum Disputiren erforderlich . . 269
Umgang und Anmaassung . . . 269
Motiv des Angriffs 269
Schmeichelei 269
Guter Briefschreiber 269
Am hässlichsten 269
Die Mitleidigen 270
Verwandte eines Selbstmörders . 270
Undank vorauszusehen 270
In geistloser Gesellschaft . . . 270
Gegenwart von Zeugen 270
Schweigen 270
Das Geheimniss des Freundes . 271
Humanität 271
Der Befangene 271
Dank 271
Merkmal der Entfremdung . . 271
Anmaassung bei Verdiensten . . 271
Gefahr in der Stimme 272
Im Gespräche 272
Furcht vor dem Nächsten . . . 272
Durch Tadel auszeichnen . . . 272
Verdruss am Wohlwollen Anderer 272
Sich kreuzende Eitelkeiten . . . 273
Unarten als gute Anzeichen . . 273
Wann es rathsam ist, Unrecht zu behalten 273
Zu wenig geehrt 274
Urzustände in der Rede nachklingend 274
Der Erzähler 274
Der Vorleser 275
Eine Lustspiel-Scene, welche im Leben vorkommt 275
Wider Willen unhöflich 275
Verräther-Meisterstück 276
Beleidigen und beleidigt werden 276
Im Disput 276
Kunstgriff 276
Gewissensbisse nach Gesellschaften 277
Man wird falsch beurtheilt . . 277
Tyrannei des Portraits 277
Der Verwandte als der beste Freund 278
Verkannte Ehrlichkeit 278
Der Parasit 278
Auf dem Altar der Versöhnung . 279
Mitleid fordern, ein Zeichen der Anmaassung 279
Köder 279
Verhalten beim Lobe 279
Die Erfahrung des Sokrates . . 280
Mittel der Verthierung 280
Neugierde 280
Verrechnung in der Gesellschaft 281
Duell 281
Vornehmheit und Dankbarkeit . 281
Die Stunden der Beredtsamkeit . 282
Das Talent zur Freundschaft . . 282
Taktik im Gespräch 283
Entladung des Unmuthes . . . 284
Die Farbe der Umgebung annehmen 284
Ironie 285
Anmaassung 286
Zwiegespräch 287
Nachruhm 288
Von den Freunden 288

VII. Weib und Kind.

Das vollkommene Weib . . . 293
Freundschaft und Ehe 293
Fortleben der Eltern 293
Von der Mutter her 293
Die Natur corrigiren 294
Väter und Söhne 294
Irrthum vornehmer Frauen . . 294
Eine Männerkrankheit 294
Eine Art der Eifersucht 294
Vernünftige Unvernunft 294

Mütterliche Güte 294
Verschiedene Seufzer 295
Liebesheirathen 295
Frauenfreundschaft 295
Langeweile 295
Ein Element der Liebe 295
Die Einheit des Ortes und das Drama 295
Gewöhnliche Folgen der Ehe . 295
Befehlen lehren 296
Verliebt werden wollen 296
Kein Stillstand in der Liebe . . 296
Schamhaftigkeit 296
Ehe von gutem Bestand . . . 296
Proteus-Natur 297
Lieben und besitzen 297
Probe einer guten Ehe 297
Mittel, Alle zu Allem zu bringen 297
Ehrbarkeit und Ehrlichkeit . 297
Masken 297
Die Ehe als langes Gespräch . 298
Mädchenträume 298
Aussterben von Faust und Gretchen 298
Mädchen als Gymnasiasten . . 299
Ohne Nebenbuhlerinnen 299
Der weibliche Intellekt 299
Ein Urtheil Hesiod's bekräftigt . 300
Die Kurzsichtigen sind verliebt 300
Frauen im Hass 301
Liebe 301
Zur Emancipation der Frauen . 302
Die Inspiration im Urtheile der Frauen 302
Sich lieben lassen 303
Widersprüche in weiblichen Köpfen 303
Wer leidet mehr? 303
Gelegenheit zu weiblicher Grossmuth 304
Tragödie der Kindheit 304
Eltern-Thorheit 305
Aus der Zukunft der Ehe . . . 305
Sturm- und Drangperiode der Frauen 306
Freigeist und Ehe 307
Glück der Ehe 308
Zu nahe 308
Die goldene Wiege 309
Freiwilliges Opferthier . . . 309
Angenehme Widersacher 310
Missklang zweier Consonanzen . 310
Xanthippe 310
Für die Ferne blind 311
Macht und Freiheit 311
Ceterum censeo 312
Zuletzt 312

VIII. Ein Blick auf den Staat.

Um das Wort bitten 315
Kultur und Kaste 317
Von Geblüt 317
Subordination 318
Volksheere 318
Hoffnung als Anmaassung . . . 319
Krieg 319
Im Dienste des Fürsten 319
Eine Frage der Macht, nicht des Rechtes 320
Benutzung der kleinsten Unredlichkeit 321
Allzu lauter Ton bei Beschwerden 321
Die anscheinenden Wettermacher der Politik 322
Neuer und alter Begriff der Regierung 322
Gerechtigkeit als Parteien-Lockruf 323
Besitz und Gerechtigkeit . . . 324
Der Steuermann der Leidenschaften 324
Die Gefährlichen unter den Umsturz-Geistern 325
Politischer Werth der Vaterschaft 326
Ahnenstolz 326
Sklaven und Arbeiter 327
Leitende Geister und ihre Werkzeuge 327
Willkürliches Recht nothwendig 328
Der grosse Mann der Masse . . 328
Fürst und Gott 329
Meine Utopie 330
Ein Wahn in der Lehre vom Umsturz 330
Maass 331
Auferstehung des Geistes . . . 331
Neue Meinungen im alten Hause 331

Schulwesen 331
Unschuldige Corruption 332
Gelehrte als Politiker 332
Der Wolf hinter dem Schafe versteckt 332
Glückszeiten 332
Religion und Regierung . . . 333
Der Socialismus, seinen Mitteln nach 339
Die Entwickelung des Geistes, vom Staate gefürchtet . . . 340
Der europäische Mensch und die Vernichtung der Nationen . . 341
Scheinbare Ueberlegenheit des Mittelalters 343
Der Krieg unentbehrlich . . . 343
Fleiss im Süden und Norden . 345
Reichthum als Ursprung eines Geblütsadels 345
Neid und Trägheit in verschiedener Richtung 346
Grosse Politik und ihre Einbussen 347
Und nochmals gesagt 348

IX. Der Mensch mit sich allein.

Feinde der Wahrheit 351
Verkehrte Welt 351
Charaktervoll 351
Das Eine, was noth thut . . . 351
Die Leidenschaft für Sachen . . 351
Die Ruhe in der That 352
Nicht zu tief 352
Wahn der Idealisten 352
Selbstbeobachtung 352
Der richtige Beruf 352
Adel der Gesinnung 353
Ziel und Wege 353
Das Empörende an einer individuellen Lebensart 353
Vorrecht der Grösse 353
Unwillkürlich vornehm 353
Bedingung des Heroenthums . . 353
Freund 354
Ebbe und Fluth benutzen . . . 354
Freude an sich 354
Der Bescheidene 354
Neid und Eifersucht 354
Der vornehmste Heuchler . . . 354
Verdruss 354
Vertreter der Wahrheit 355
Beschwerlicher noch, als Feinde 355
Die freie Natur 355
Jeder in Einer Sache überlegen 355
Trostgründe 355
Die Ueberzeugungstreuen . . . 355
Moralität und Quantität 356
Das Leben als Ertrag des Lebens 356
Die eherne Nothwendigkeit . . 356
Aus der Erfahrung 356
Wahrheit 356
Grundeinsicht 356
Menschenloos 357
Wahrheit als Circe 357
Gefahr unserer Kultur 357
Grösse haben heisst: Richtunggeben 357
Schwaches Gewissen 357
Geliebt sein wollen 357
Menschenverachtung 358
Anhänger aus Widerspruch . . 358
Erlebnisse vergessen 358
Festhalten einer Meinung . . . 358
Das Licht scheuen 358
Die Länge des Tages 358
Tyrannengenie 359
Das Leben des Feindes 359
Wichtiger 359
Abschätzung erwiesener Dienste 359
Unglück 359
Phantasie der Angst 359
Werth abgeschmackter Gegner . 360
Werth eines Berufes 360
Talent 360
Jugend 360
Zu grosse Ziele 360
Im Strome 360
Gefahren der geistigen Befreiung 360
Verkörperung des Geistes . . . 361
Schlecht sehen und schlecht hören 361
Selbstgenuss in der Eitelkeit . . 361
Ausnahmsweise eitel 361
Die „Geistreichen“ 361
Wink für Parteihäupter 361

Verachtung 362
Schnur der Dankbarkeit 362
Kunstgriff des Propheten . . . 362
Das einzige Menschenrecht . . 362
Unter das Thier hinab 362
Halbwissen 362
Gefährliche Hülfbereitschaft . . 363
Fleiss und Gewissenhaftigkeit . 363
Verdächtigen 363
Die Umstände fehlen 363
Mangel an Freunden 363
Gefahr in der Vielheit 363
Den Andern zum Vorbild . . . 364
Zielscheibe sein 364
Leicht resignirt 364
In Gefahr 364
Je nach der Stimme die Rolle . 364
Liebe und Hass 364
Mit Vortheil angefeindet . . . 365
Beichte 365
Selbstgenügsamkeit 365
Schatten in der Flamme . . . 365
Eigene Meinungen 365
Herkunft des Muthes 365
Gefahr im Arzte 366
Wunderliche Eitelkeit 366
Beruf 366
Gefahr persönlichen Einflusses . 366
Den Erben gelten lassen . . . 366
Halbwissen 366
Nicht geeignet zum Parteimann 367
Schlechtes Gedächtniss 367
Sich Schmerzen machen . . . 367
Märtyrer 367
Rückständige Eitelkeit 367
Punctum saliens der Leidenschaft 367
Gedanke des Unmuthes 368
Vom Stundenzeiger des Lebens . 368
Angreifen oder eingreifen . . . 368
Bescheidenheit 369
Des Tages erster Gedanke . . 369
Anmaassung als letztes Trostmittel 369
Vegetation des Glückes 370
Die Strasse der Vorfahren . . . 370
Eitelkeit und Ehrgeiz als Erzieher 370
Philosophische Neulinge . . . 371
Durch Missfallen gefallen . . . 371
Casus belli und Aehnliches . . 372
Leidenschaft und Recht 372
Kunstgriff des Entsagenden . . 372
Lebensalter der Anmaassung . . 373
Trügerisch und doch haltbar . 373
Lieben lernen 374
Die Ruine als Schmuck 374
Liebe und Ehre 374
Vorurtheil für die kalten Menschen 374
Das Gefährliche in freien Meinungen 375
Begierde nach tiefem Schmerz . 375
Unmuth über Andere und die Welt 375
Ursache und Wirkung verwechselt 376
Lebensalter und Wahrheit . . . 376
Die Menschen als schlechte Dichter 377
Langeweile und Spiel 377
Lehre aus Bildern 378
Stimmklang der Lebensalter . . 378
Zurückgebliebene und vorwegnehmende Menschen 379
Trost für Hypochonder 380
Der Gegenwart entfremdet . . 380
Auf persönlichen Mängeln säen und ernten 380
Philosophisch gesinnt sein . . . 381
Im Feuer der Verachtung . . . 381
Aufopferung 381
Liebe als Kunstgriff 382
Zu gut und zu schlecht von der Welt denken 382
Tiefe Menschen 383
Verkehr mit dem höheren Selbst 383
Einsame Menschen 384
Ohne Melodie 384
Leben und Erleben 385
Ernst im Spiele 385
Von der Ueberzeugung und der Gerechtigkeit 386
Der Wanderer 395

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Dr. Max Zerbst.

Gesetz? Dramatische Dichtung.

klein 8°, 4 Bogen, broschirt Mark 1.50.

Das Drama spielt zur Zeit der Gesetzgebung Mose. Der tragische Conflict wird herbeigeführt durch den elementaren Gegensatz zwischen grosser, wilder, freier Naturkraft einerseits und dem starren Gesetz andererseits, indem sich der Held mit kräftigem und gesundem Instinkt gegen Moses und dessen Satzung auflehnt.

Ex undis. Neue Gedichte.

klein 8°, 8 Bogen, broschirt Mark 2.—

Für Diejenigen, welche Zerbst's Lyrik noch nicht kennen lernten, mögen hier zwei Gedichte aus dem „Ex undis" betitelten Liederbuche folgen:

Sühnung!

Die knospende Rose brach er über Nacht;
Durch stilles Dunkel haucht' ein weinend Flüstern. —
Ihn schreckten jäh, mit grausam-wilder Macht,
Die Todesschatten, die das Herz umdüstern. — —

Als über grauen Berg das Frührot kam,
Im Lindenbaum die jungen Amseln riefen, —
Da jauchzt' er auf: — die kleine Sünde nahm
Der grosse Tag in seine Sonnentiefen!

Vor dem Hause.

In die grünen Ranken
Lehn' ich zurück das Haupt; —
Ach, wie ist die Seele
Doch vergilbt und verstaubt! —

Tief, in vollen Zügen,
Trink' ich den Sonnenschein:
Blühender, lachender Frühling,
Sollst mein Heiland sein!

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Paul Weisengrün.

Das Problem.

Grundzüge einer Analyse des Realen.

8^0 13 Bogen broschirt Mark 3.—

Inhalt: Erstes Buch. Erkenntniss-Theorie und Weltanschauung. I. Kapitel. Die erkenntniss-theoretische Analyse. II. Kapitel. Das Methodische, Symmetrische und Aphoristische im Denken. III. Kapitel. Der Begriff Weltanschauung. Zweites Buch. Das Wesen der Analogie. I. Kapitel. Gedächtniss und Phantasie. II. Kapitel. Die primäre Analogie. III. Kapitel. Die secundäre Analogie (Selbstanalyse). Drittes Buch. Das Problem. I. Kapitel. Das Reale. II. Kapitel. Das Leben. Viertes Buch. Theorie und Praxis. I. Kapitel. Die Quintessenz der Moral. II. Kapitel. Die Typen des Intellekts.

Stimmen der Presse.

Westungarischer Grenzbote: „Man glaube nicht, dass die Schrift nur für Philosophen interessant sei und dass sie etwa keine Beziehung mit dem praktischen Leben habe. Wer das erste Kapitel gelesen hat, wird auch das Ganze lesen. Man wird, sobald man sich einigermaassen in diese Schrift vertieft, gefesselt, ja fortgerissen. Wen nicht das Hauptproblem interessirt, werden die Charakteristiken Cäsar's und Napoleon's, Jean Paul's und Nietzsche's, Shakespeare's und Dostojewski's, die Abschnitte über Hamlet und über die Psychologie der Frau, die Kapitel über den Pessimismus und die Quintessenz der Moral sicherlich interessiren."

Vossische Zeitung: „Der Autor schreibt mit grosser Klarheit und hat einen scharfen und umfassenden Blick für die Höhen und Tiefen des Lebens und des Geschichtsverlaufs."

Leipziger Tageblatt: „Die Untersuchungen des Autors fesseln und man verfolgt seinen Gedankengang mit wachsendem Interesse."

Franz Nikolaus Finck.

Weltfremd — Weltfreund.

klein 8^0 6 Bogen broschirt Mark 2.—

Stimmen der Presse:

Hamburger Fremdenblatt: „Als Ganzes trägt das Buch einen epischen Charakter, während im Einzelnen mehr die lyrische Form vorherrscht. Der gewandte und elegante Versbau erscheint durchaus als das Werk eines phantasievollen Dichters, der tiefsinnige Inhalt dagegen lässt auch den gedankenreichen Philosophen leicht erkennen."

Hannoverscher Courier: „Es ist die künstlerisches Gestalten so anregende Philosophie Nietzsche's, welche hier eingewirkt hat."

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Friedrich von Hindersin.

Gedichte und Schauspiele.

Gedichte. klein 8° 1886. $5^1/_4$ Bogen . .	broschirt	Mark	1.—
Heinrich IV. klein 8° 1886. $5^1/_4$ Bogen	„	„	1.—
Nero. klein 8° 1886. 6 Bogen . . .	„	„	1.—
Kaiser Otto III. kl. 8° 1887. $6^3/_4$ Bogen	„	„	1.—
Jesus von Nazareth. kl. 8° 1887. 7 Bogen	„	„	1.—
Alexander. klein 8° 1890. $6^1/_2$ Bogen .	„	„	1.—
Cäsar. klein 8° 1890. $6^1/_2$ Bogen. . .	„	„	1.—
Luther. klein 8° 1892. $5^3/_4$ Bogen . .	„	„	1.—

Stimmen der Presse.

Magazin: „Wir begrüssen in diesem Verfasser unbedingt ein dramatisches Talent, er besitzt die Gabe, eine spannende dramatische Handlung aufzubauen und in theaterwirksamen Scenen vorüberrollen zu lassen, und versteht es, seinen Helden einen grossen, ergreifenden Zug zu geben."

Berner Bund: „Ein gutes Volksstück, wahrscheinlich viel besser als alle andern Luther, die gelegentlich einen Theaterabend langweilig machen. Der Werth liegt in den sehr lebendig gehaltenen Volksscenen."

Vossische Zeitung: „Wir wollen Hindersin nicht mit Shakespeare in eine Linie stellen, aber wir stehen nicht an zu behaupten, dass die Persönlichkeit Cäsar's bei Hindersin besser zur Geltung kommt, als bei Shaekespeare, bei dem Cäsar mehr ein Opfer als ein Cäsar ist. Wie jener Abschluss des Stückes, so sind noch andere, kühnere und doch nicht minder zweckmässige Neuerungen von Hindersin eingeführt worden. Hindersin's „Julius Caesar" zählt zu den besten historischen Dramen, welche in den letzten Jahren erschienen sind."

Blätter für literarische Unterhaltung: „Das Schauspiel Alexander spielt im ersten Aufzuge bei Arbela in Persien, im zweiten und dritten in Susa, im vierten in Indien, im fünften in Babylon. Eine Reihe glänzender Bilder wird dem Beschauer vorgeführt, geschickt geordnet und mit allem Pompe musikalischer und scenischer Erfindung ausgestattet. Das Talent Hindersin's ist anzuerkennen; eine lebhafte Phantasie vereinigt sich mit einer starken Neigung zur Romantik.

Einzelne Scenen sind voll handelnden Lebens, und Hindersin weiss Könige sich königlich erweisen und äussern zu lassen. Als in Indien die Krieger Alexander's in ihrer Sehnsucht nach der Heimath schwierig werden, fragt der König:

Sind sie Macedonier
Und Männer? Heimweh ist für Frauen gut.
Des Mannes Heimath ist die Welt —

ganz im Sinne des geschichtlichen Alexander, der ja die Schranken der griechischen Sonderstaaten gegen einander und gegen den Orient durchbrach."

Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

C. G. Ritter.

Dramatische Dichtungen.

Der milde Welf. 16° 1. Aufl. 1877, 2. Aufl. 1880. 11 Bogen	broschirt	Mark	3.—	
König Roderich. 16° 1878. $10\frac{1}{4}$ Bogen	„	„	3.—	
Virginia. 16° 1878. 7 Bogen	„	„	2.—	
Bondelmonte. 16° 1881. $9\frac{1}{4}$ Bogen . .	„	„	3.—	
Raub der Sabinerinnen. 16° 1886. $11\frac{1}{4}$ Bog.	„	„	3.—	
Longinus. 16° 1892. 11 Bogen . . .	„	„	3.—	

Theorie des deutschen Trauerspiels.
16° 1880. 10 Bogen „ „ 3.—

Karl Hillebrand widmete bereits dem ersten dieser Bühnenstücke in der *National-Zeitung* (Referat vom 25. April 1879) eine *ausführliche Besprechung*, aus welcher hier einige Stellen hervorgehoben sein mögen:

Niemand wird das Trauerspiel, ohne einen Eindruck der Fremdartigkeit zu empfangen, durchlesen; aber auch Niemand wird es ohne das Gefühl, etwas Bedeutendem gegenüber zu sein, aus der Hand legen. Jenes erste Gefühl wird fast ganz verschwinden, das zweite aber viel mächtiger auf Denjenigen eindringen, der es wieder liest. Die Wahl des Stoffes ist höchst glücklich; aus unserer ganzen Vergangenheit ist kein Name so volksthümlich als Friedrich Barbarossa, keine Sage so lebendig, als die vom Kyffhäuser. Die Gegenwart, d. h. die Erstehung des neuen Reiches, daran anzuknüpfen, haben schon Viele versucht; erst Diesem ists geglückt. Dabei ist die geschichtliche Treue nicht das geringste Verdienst des Poems. Das Stück ist nicht für das Lesen geschrieben, aber es liest sich mit lebhaftestem Interesse. Die Exposition schon ist von bewegtester Dramatik. Einzelne Scenen sind von packender und dabei ganz natürlicher Drastik, so die wundervolle Gerichtsverhandlung vor dem Kaiser. Auch der Dialog ist ungemein lebendig, natürlich; im ganzen Stück ist nicht eine allgemeine Sentenz, die sich loslösen und citieren liesse: so geht Alles in der Handlung auf. Auch Monologe sind bei Ritter fast keine, und nichts Unnöthiges, Episodisches ist da: Alles wirkt zur Schlingung und Lösung des Knotens mit. Selbst die Ruhepunkte in der Entwicklung der Haupthandlung zeugen von grossem Kunstverständnisse; sie erlauben Sammlung, ohne uns den Faden verlieren zu lassen. . . . Wunderbar in der Einfachheit ihrer Umrisse ist die Hauptgestalt, wunderbar namentlich der Umschwung im 4. Akt, fast alle Charaktere sind meisterhaft gezeichnet und in wenig Pinselstrichen ausgeführt. Die Handlung aber entwickelt sich einzig aus diesen Charakteren und hat absolut nichts Zufälliges.

In gleich günstiger Weise, wie der „milde Welf", sind von Hillebrand und Anderen die späteren Dramen Ritter's beurtheilt worden. In seiner „Theorie" aber hat Ritter gezeigt, dass er nicht nur ein genial schaffender Dichter, sondern auch ein scharf denkender Kritiker war; leider hat ihn vor wenig Jahren der Tod seinem Lebenswerk entrissen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Verlag von C. G. NAUMANN in Leipzig.

Friedrich Nietzsche's Werke.

Gebundene Gesammt-Werkausgabe.

*Die Gesammt-Werkausgabe in einzeln käuflichen „**Ganzbänden**" führe ich nur gebunden. Die Einbände dieser Ausgabe haben doppeltes Rückenschild (deren oberes den Autornamen und die Bandzahl, deren unteres den Inhalt des Bandes angiebt); im übrigen ist die äussere Ausstattung gleich, mit den von mir bisher gelieferten Einbänden (Halbfranz mit Goldrückenpressung).*

Die Gesammt-Werkausgabe erhält folgende Gestaltung:

Band I. Abtheilung I. **Biographie Friedrich Nietzsche's** von *Peter Gast.*
Abtheilung II. **Die Geburt der Tragödie.**

☞ Das Erscheinen dieses Bandes kann unter einigen Jahren nicht erfolgen, weil die erste Abtheilung, die Biographie Friedrich Nietzsche's, erst vom Herausgeber unter Mitwirkung der Freunde des Autors bearbeitet wird; der Preis dieses Bandes wird nach dem Erscheinen der ersten Abtheilung bestimmt werden.

Band II. Abtheilung I. **Unzeitgemässe Betrachtungen,** I. und II. Stück, mit einem Vorwort von *Peter Gast.*
Abtheilung II. **Unzeitgemässe Betrachtungen,** III. und IV. Stück gebunden Mark 10.50

Band III. **Menschliches, Allzumenschliches I,** mit einem facsimilirten Brief Nietzsche's und einem Vorwort von *Peter Gast* gebunden Mark 9.—

Band IV. **Menschliches, Allzumenschliches II.** Vermischte Meinungen und Sprüche. — Der Wanderer und sein Schatten . gebunden Mark 9.—

Band V. **Morgenröthe.** Gedanken über die moralischen Vorurtheile. gebunden Mark 9.—

Band VI. **Die fröhliche Wissenschaft** („la gaya scienza") mit Anhang: Lieder des Prinzen Vogelfrei gebunden Mark 9.—

Band VII. **Also sprach Zarathustra.** Ein Buch für Alle und Keinen, in 4 Theilen. Mit dem Portrait und einem facsimilirten Brief Nietzsche's, nebst einem Vorwort von *Peter Gast* gebunden Mark 12.—

Band VIII. Abtheilung I. **Jenseits von Gut und Böse.** Vorspiel einer Philosophie der Zukunft.
Abtheilung II. **Zur Genealogie der Moral.** Eine Streitschrift. gebunden Mark 10.—

Band IX. **Der Fall Wagner. Götzendämmerung. Gesammelte Gedichte Friedrich Nietzsche's.** (Neben den bereits veröffentlichten Dichtungen des Autors werden in diesem Bande auch die im litterarischen Nachlasse vorgefundenen Gedichte, Alles in Allem 134 Nummern, erscheinen.

☞ Auch der Preis dieses Bandes wird erst nach dem Erscheinen desselben festgestellt.

Einbanddecken apart pro Band Mark 1.50.

*In der **gebundenen Gesammt-Werkausgabe** liegen die Bände*

II, III, IV, VII** und **VIII

bereits vor und können sofort geliefert werden.

Das Erscheinen der übrigen Bände: I, V, VI und IX wird seiner Zeit von der Verlagshandlung bekannt gemacht; die darin enthaltenen Schriften Nietzsche's können vorläufig nur wie auf der 4. Umschlagseite angegeben bezogen werden.

☞ Ausgabe in Einzel-Bänden siehe 4. Seite des Umschlages. ☜

Verlag von C. G. NAUMANN in Leipzig.

Friedrich Nietzsche's Werke

in Einzel-Bänden.

Die Geburt der Tragödie. Neue Ausgabe. 8° br. M. 3.—, geb. M. 4.25

Unzeitgemässe Betrachtungen. Zweite Auflage. 2 Bände. 8° (Mit einem Vorwort von Peter Gast, in Band I.)

Band I. Erstes Stück: David Strauss, der Bekenner und Schriftsteller. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben. 8° br. M. 4.50, geb. M. 5.75

Band II. Drittes Stück: Schopenhauer als Erzieher. Viertes Stück: Richard Wagner in Bayreuth. 8° br. M. 4.50, geb. M. 5.75

Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister. Zweite Auflage. 2 Bände. 8° (Mit facsimilirtem Brief des Autors und einem Vorwort von Peter Gast, in Band I.)

Band I. Aphorismen in 9 Hauptstücken . br. M. 7.50, geb. M. 9.—

Band II. Vermischte Meinungen und Sprüche. — Der Wanderer und sein Schatten br. M. 7.50, geb. M. 9.—

Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile. Neue Ausgabe. 8° br. M. 7.50, geb. M. 9.—

Die fröhliche Wissenschaft („la gaya scienza"). Mit Anhang: Lieder des Prinzen Vogelfrei. Neue Ausgabe. 8° . br. M. 7.50, geb. M. 9.—

Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen, in 4 Theilen. Dritte Auflage. 8° (Mit Bild und facsimilirtem Brief des Autors und einem Vorwort von Peter Gast) . . br. M. 10.—, geb. M. 12.—

Also sprach Zarathustra. IV. Theil, apart für Besitzer der ersten Auflage, mit Bild des Autors. — Anhang: Dionysos-Dithyramben. br. M. 4.—

Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft. Dritte Auflage. 8° br. M. 5.—, geb. M. 6.25

Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift. Zweite Auflage. 8° br. M. 3.50, geb. M. 4.75

Der Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem. Zweite Auflage. 8° br. M. 1.50, geb. M. 2.75

Götzendämmerung oder: Wie man mit dem Hammer philosophirt. Zweite Auflage. 8° br. M. 2.25, geb. M. 3.50

Einbanddecken apart pro Band M. 1.25, für Zarathustra M. 1.50

In der endgültig angenommenen neuen, einheitlichen Ausstattung liegen folgende Werke vor: Unzeitgemässe Betrachtungen I/II — Menschliches, Allzumenschliches I/II — Also sprach Zarathustra I/IV — Jenseits von Gut und Böse — Zur Genealogie der Moral — Götzendämmerung. Die vier Werke: Die Geburt der Tragödie, Morgenröthe, Fröhliche Wissenschaft und Der Fall Wagner erhalten diese einheitliche Ausstattung erst bei ihrer Neuauflage, sobald die älteren Auflagebestände ausverkauft sind.

Uebersetzungen.

A travers l'œuvre de Fr. Nietzsche. Extraits de tous ses ouvrages (P. Lauterbach et Ad. Wagnon). kl. 8° br. M. 1.60

Richard Wagner à Bayreuth. (M. Baumgartner) kl. 8° . . . br. M. 2.—

Le cas Wagner (Dan. Halévy et Rob. Dreyfus) kl. 8° . . . br. M. 1.60

☞ **Gebundene Gesammt-Werkausgabe siehe 3. Seite des Umschlages.** ☜



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nietzsche, Friedrich,

Nietzsche's Werke

Bd.: 3. Band

Leipzig 1894

Ph.pr. 881 kf-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11170167-7